

Gerhard Curdes Hrsg.

HFG Ulm : 21 Rückblicke

Bauen - Gemeinschaft - Doktrinen



schriftenreihe club off ulm e.v. ulm, 2006

Gerhard Curdes Hrsg.

HFG Ulm : 21 Rückblicke

Bauen

Gemeinschaft

Doktrinen

Impressum:

Herausgeber:
Gerhard Curdes
im Auftrag des club off ulm ev.

1. Auflage, Juni 2006

Gestaltung:
Gerhard Curdes, Aachen

Bildnachweis:
Autoren

Umschlagbilder und Seite 14:
Gerhard Curdes

Bezug dieses und des ersten Bandes zur
Abteilung Industrialisiertes Bauen:
gerhard@curdes.de

Druck:
Maintz, Aachen

Inhalt

Vorwort.....	5
Einleitung.....	7

Erinnerungen und Reflexionen ehemaliger Studenten der Abteilung Bauen

Fritz Bühler	wo solches gemacht wird, da geh' ich hin.....	15
Max Graf	Ära Max Bill 1954 – 58.....	21
Dominique Gilliard	Ulmer Ideal und Produktivität.....	27
Urs Beutler	Die Zeit in und nach Ulm.....	33
Bertus Mulder	Die Bedeutung der HfG in Ulm in meinem Leben.....	37
Diego Peverelli	Erinnerungen und Reflexionen.....	43
Rupert Urban	Sans liberté de blamer, il n'est point d'eloge flatteur.....	49
Max Herzberg	Ich erinnere mich.....	55
Roland Lindner	Als HfG Architekt in die Boomjahre der 60 ziger Jahre.....	59
Leonhard Fünfschilling	Zur hfg ulm und zur Bauabteilung.....	61
Marcel Herbst	Das unsichtbare Ulm.....	67
Klaus Pfromm	Eine Universitas.....	73
Willi Ramstein	Layout rechteckig, Varianten ausgeschlossen.....	77
Renate Pfromm	Retrospective zur Bauabteilung.....	83
Gerhard Curdes	Industrialisiertes Bauen?.....	87
Niklaus Hufenus	Bauen in der Überfluss-Gesellschaft und in der Dritten Welt...97	
Myriam Schoemann	Am ende des ersten jahres fand man mich zu unreif.....	103
Roel Daru	Und ist es wahnsinn, so hat es doch methode!.....	109
Jean-Claude Ludi	Von der Methodologie zum Grundwissen.....	117
Fritz-Jürgen Böttcher	Mein ganz persönliches Ulm – Eine Liebeserklärung.....	121
Fred Baumgartner	Erinnerungen und Reflexionen.....	131

Die Abteilung Industrialisiertes Bauen

im Kontext der Architekturschulen und der HfG	135
---	-----

Im Internet verfügbare neuere Arbeiten zu Bauhaus und HfG.....	145
--	-----

Studienzeit der Autoren an der HFG

Die Anfangsphase (Studienbeginn 1953–1956)

Fritz Bühler (1954–1955) CH
Max Graf (1954–58) CH
Dominique Gilliard (1955–1959) CH
Urs Beutler (1956–60) CH
Bertus Mulder (1956–1957) NL
Diego Peverelli (1956–1960) CH

Die mittlere Phase (Studienbeginn 1957–1963)

Rupert Urban (1957–1960) F
Max Herzberg (1957–1959) F
Roland Lindner (1957–1961) CH
Leonhard Fünfschilling (1958–1962) CH
Marcel Herbst (1958–1962) CH
Klaus Pfromm (1958–1962) D
Willy Ramstein (1958–1962) CH
Renate Pfromm (1959–1963) RA/D
Gerhard Curdes (1959–1963) D

Die späte Phase (Studienbeginn 1963–1965)

Niklaus Hufenus (1963–1967) CH
Myriam Schoemann (1963–1968) NL
Roel Daru (1964–1968) NL
Jean Claude Ludi (1964–1968) CH

Die Endphase (Studienbeginn 1966–1967 Abschluss am IUP)

Fritz Jürgen Böttcher (1966–1971) D
Fred Baumgartner (1967–1971) CH

Die Hochschule für Gestaltung Ulm (HFG) existierte von 1953 bis 1968 nur 15 Jahre. Zweiundfünfzig Jahre nach ihrer Gründung und siebenunddreißig Jahre nach ihrer Schließung sagen manche der ehemaligen Studierenden und auch der Mitglieder des „club off ulm e.V.“ („cou“): „Es ist jetzt genug darüber debattiert und publiziert worden. Wen interessiert das noch? Lasst uns nach Vorne schauen und uns den heutigen Problemen zuwenden!“ Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden. Aber ist das, was dieses außerordentliche Experiment HFG ausmachte und weshalb es wichtig ist, daraus zu lernen, hinreichend dokumentiert?

Vergleicht man die Publikationen zur HFG, fällt auf, dass bis auf wenige Ausnahmen diese nahezu vom gleichen Bildmaterial leben, allgemeine Übersichten geben, aber auf das, was die HFG für ihre Studierenden bedeutete, welche Entwicklungen diese durch das Studium an und der HFG und danach machten, kaum eingehen. Insbesondere eine vertiefte Auseinandersetzung mit der HFG-Didaktik – in der Grundlehre und in den Abteilungen – fehlt bis heute. Die HFG-Rezeption lebt von Bildern der Produkte. Aber war der Weg dahin nicht mindestens so wichtig? Dem „sichtbaren Ulm“ geht ein „unsichtbares Ulm“ voraus, über das wenig publiziert wurde¹.

Man kommt den nicht so offensichtlichen Aspekten der HFG näher, wenn man sich mit mehr spezifischen Fragestellungen auseinandersetzt. Eine solche ist das Projekt „Frauen an der HFG“, das Gerda Müller-Krauspe vorangetrieben hat (<http://www.frauen-hfg-ulm.de/>) sowie einige der Veröffentlichungen des HFG-Archivs. Auch die Auseinandersetzung mit der Arbeit an den Abteilungen der HFG erlaubt eine Annäherung an die frühere Wirklichkeit. 2001 habe ich einen ersten Überblick zur Entwicklung der Abteilung Bauen vorgelegt². In dieser ersten Publikation zur Abteilung Bauen sind die Veränderungen, die Lehrkräfte, alle Studenten, die Methoden und

Aufgabenstellungen sowie die Titel aller Diplomarbeiten enthalten. Wer also einen Überblick zur Entwicklung der Abteilung sucht, der findet ihn dort³.

Lange stand das Projekt einer individuellen Dokumentation von Erinnerungen aus. Es liegt über ein Jahrzehnt zurück, seit wir damals in dem neu eröffneten HFG – Archiv in der Pionierkaserne zu einem ersten Gespräch zur Bauabteilung zusammenkamen. Dort wurde uns bewusst, wie unterschiedlich die Wertungen und Erinnerungen waren und dass es zwischen den früheren und den späteren Studierenden nur geringe Anknüpfungsmöglichkeiten gab, weil ihre jeweilige Studienwirklichkeit so verschieden gewesen war. Hätten wir aber diesen Dialog fortgesetzt – was immer mal wieder angedacht wurde – hätten sich die Beiträge und Einschätzungen gegenseitig beeinflusst und man hätte nicht mehr trennen können zwischen der individuellen und der kollektiven Erinnerung. Im Nachhinein bin ich deshalb froh, dass es zu einem gemeinsamen Dialog der Aufarbeitung nicht gekommen ist.

Was keiner Doktorarbeit zur Wirklichkeit der HFG zugänglich ist, sind die individuellen Erfahrungen der Studierenden. Zwar entstammen diese der subjektiven Ebenen des Erlebens und Erinnerns, mit durchaus selektivem Charakter. Sie vermögen aber den bisherigen Kenntnissen über die HFG durch-aus neue Aspekte hinzuzufügen – oder aber bekannte Aspekte bestätigen und modifizieren. Über „oral-history“ wurden inzwischen in vielen Feldern Kenntnislücken geschlossen. Warum sollte dieser Weg nicht auch für die nachträgliche Einschätzung der HFG genutzt werden?

In einer Mitgliederversammlung des „club off ulm“ habe ich vorgeschlagen, eingegrenzt auf die Abteilung Bauen der HFG, eine solche Ergänzung zu versuchen. Sie sollte auf den persönlichen Erinnerungen ehemaliger Studierender der Abteilung Bauen beruhen. Die Mitglieder haben dem – und den zugrunde gelegten Fragen

– zugestimmt. Das Ergebnis dieses Versuchs wird hiermit vorgelegt.

Die Abteilung Bauen hatte in der gesamten Zeit des Bestehens der HFG 170 Studierende, 73 davon erwarben das Diplom, 62% kamen aus dem Ausland, allein 39% aus der Schweiz. Die Schweizer Studenten waren genauso stark vertreten wie die Deutschen. Manche – oft auch aus dem Ausland – kamen nur für einige Semester. Einige besuchten nur die Grundlehre und verzichteten aus den verschiedensten Gründen auf den Eintritt in die Bauabteilung und bildeten sich in anderer Weise fort. Auch solche ehemalige Studierende finden sich unter den Verfassern und es ist auch interessant, wie sie im Rückblick die HFG beurteilen.

Für die vorliegende Publikation wurden 50 ehemalige Studenten der Bauabteilung um einen Beitrag gebeten, deren Adressen über die Mitgliederlisten des „cou“ und über Hinweise einzelner Personen gefunden werden konnten. 20 haben schließlich einen Beitrag verfasst. Folgende sieben Aspekte wurden als Anregung zur Strukturierung der Erinnerungen vorgeschlagen:

1. *Warum ich an die HFG und an die Bauabteilung ging?*
2. *Wie ich die HFG erlebt habe.*
3. *Welche Dozenten, Themen, Veranstaltungen für mich wichtig waren.*
4. *Welche Studienarbeiten für mich wichtig waren.*
5. *Prägungen, die ich mitgenommen habe.*
6. *Berufsweg nach der HFG.*
7. *Wie beurteile ich die HFG und die Bauabteilung im Rückblick?*

Diese Fragen hat jeder Autor nach seinen eigenen Vorstellungen genutzt, verändert oder auch ignoriert. Es fand also keine gemeinsame Diskussion statt, die etwa Einschätzungen hätte beeinflussen oder vereinheitlichen können. Das Fragenraster bot mithin lediglich ein Stützkorsett, die Erinnerungen und Assoziationen in eine Reihenfolge zu bringen und natürlich auch um die Stichworte als Anre-

gung zum Nachdenken zu nutzen. Es handelt es sich hier um weitgehend unbeeinflusste Erinnerungen und Reflexionen. Die Teilnehmer kannten die Beiträge der anderen nicht. Die unübersehbare Unterschiedlichkeit in der Schwerpunktsetzung und im sprachlichen Ausdruck hat also mit der jeweils individuellen Erlebnisverarbeitung und der Empathie der Autoren zu tun und natürlich auch mit den unterschiedlichen Studienphasen.

Trotzdem zeigen sich – gerade bei dem sehr unterschiedlichen Detaillierungsgrad – doch überraschend ähnliche Einschätzungen, auch über die einzelnen Phasen hinweg, – etwa was die Rolle des Gebäudes, des sozialen Zusammenlebens, der Feste, der Mittwochsseminare – aber auch was schon sehr früh auftretende Probleme des pädagogischen Ansatzes, des Ulmer „Purismus“ oder auch des Konzeptes der Bauabteilung betrifft. Es scheint also Konstanten gegeben zu haben, die in ähnlicher Form die Wahrnehmung beeinflusst haben und die teilweise – auch bei veränderten Bedingungen – fortgewirkt haben. Gerade dieser Aspekt macht die Äußerungen als eigenständiges Quellenmaterial wertvoll.

Die Lehre an der Abteilung Bauen hat über die Jahre und mit dem Wechsel von Lehrpersonen Veränderungen erfahren. Deshalb war das Ziel, möglichst aus allen Jahrgängen Beiträge zu haben, die diese Veränderungen widerspiegeln. Leider haben sich nur zwei Autoren gefunden, die die letzten Jahre, von 1967 bis 1972 erlebt haben, der Zeit, als die Schule vor ihrer Schließung stand und dann als „Institut für Umweltplanung Ulm der Universität Stuttgart“ (IUP) von 1969–1972 bis zum Diplomabschluss der letzten Studierenden weiter bestand, um aus dieser Perspektive berichten zu können. Das IUP wird leider bei der Rezeption bisher weitgehend ignoriert, obwohl es 53 aller 231 Diplome verliehen hat⁴.

Vorgelegt werden hiermit 21 Berichte von Studierenden der Bauabteilung aus

allen Phasen der HFG. Von den 21 Autoren sind 12 Schweizer, 2 Franzosen, 3 Niederländer und 4 Deutsche. An der äußeren Form erkennt man manchmal schon die unterschiedlichen Schwerpunkte des Berufswegs. Ich habe – mit Ausnahme des Satzes – auf eine Angleichung der Beiträge verzichtet. Vielleicht ist gerade die Mischung ganz unterschiedlicher Formen der Rückerinnerung und Darstellung für den Leser interessanter als ein homogeneres Produkt. Deshalb habe ich auch den Sprachduktus und ungewöhnliche Begriffe und Formulierungen weitgehend belassen, um auch etwas von der kulturellen Vielfalt, wie wir sie an der HFG erlebten und die sich eben auch in der etwas anderen Verwendung von Begriffen ausdrückte, spürbar zu lassen.

Wer sich mit der HFG beschäftigt, stößt immer wieder auf zwei Kernkonflikte: den Bruch mit Max Bill 1957 und den Konflikt zwischen den sogenannten „Theoretikern“ und den sogenannten „Gestaltern“ um 1961. Auch diese Konflikte werden in einigen Beiträgen deutlich. Es werden Details des inneren Lebens an der HFG deutlich, die nicht allgemein bekannt waren und dem Bild der HFG interessante Fassetten zufügen.

Abschließend darf ich mich bei Fritz Stuber, der mir viele Adressen von ehemaligen Ulmern in der Schweiz vermittelte, bei Marcel Herbst und Fritz-Jürgen Böttcher für Kritik und Anregungen bedanken, bei meiner Frau Susanne Eppinger-Curdes für ihre Textdurchsicht und bei dem Vorstand des „club off ulm“ für die finanzielle Unterstützung der Publikation und für deren Aufnahme in seine Schriftenreihe. Mein ganz besonderer Dank gilt aber den Mitautoren, die durch ihre Beiträge diese Veröffentlichung erst ermöglicht haben. Vor allem bin ich für ihre zum Teil sehr persönlichen und offenen Reaktionen dankbar, und dafür, dass sie sich nach so vielen Jahrzehnten nochmals auf ihre ehemalige Zeit an der hfg eingelassen haben.

Nun hoffe ich, dass dieser Versuch einer Aufarbeitung auf Interesse stößt und sich daran Diskussionen und Ergänzungen anschließen. Ich biete dafür meine E-Mail Adresse gerhard@curdes.de an. Sollte sich eine breitere Diskussion entwickeln, will ich versuchen, diese – wie auch diesen Beitrag – im Internet beim club off ulm allgemein zugänglich zu machen.

Ziel war es, ausschließlich ehemalige Studierende anzusprechen. Die Perspektive der Lehrpersonen wurde nicht verfolgt, weil diese eine völlig andere ist. Dies gilt auch für jene Studierenden, die später Lehrer an der Abteilung wurden. Diese Arbeit steht noch aus. Es könnte ein Thema für eine sinnvolle Doktorarbeit sein, wenn dafür die Dokumente der Lehrkonzepte, Protokolle der pädagogischen Konferenzen aus den Privatarchive der Lehrpersonen und auch die Erinnerungen der Dozenten zusammengetragen würden. Aufgrund des Alters dieser Personen ist die Zeit dafür jedoch inzwischen sehr knapp geworden. Einige, wie Max Bill und Konrad Wachsmann, sind längst tot. Andere, wie Thomas Maldonado, Herbert Ohl, Claude Schnaidt oder Bill Huff leben aber noch. Wenn sich daher ein Doktorand von diesem Thema angesprochen fühlt, wird ihm sicher vom Club off Ulm, vom HFG-Archiv, von den ehemaligen Studierenden – und auch vom Herausgeber – jede mögliche Unterstützung zu Teil werden. Ausserdem existieren im HFG-Archiv und bei einigen früheren Studenten noch Mitschriften von Vorlesungen (z.B. von Horst Rittel), die auch eine wichtige Quelle zum vermittelten Lehrstoff darstellen.

Anmerkungen

¹ Eine grosse Lücke zur Entwicklungsgeschichte der HFG schliesst die Arbeit von rene'spitz: hfg ulm – der blick hinter den vordergrund. Stuttgart / London 2002

² Gerhard Curdes: Die Abteilung Bauen an der HFG Ulm, Schriftenreihe club off ulm e.V. Ulm, 2001

³ Spitz 2002, S. 19

⁴ Die Arbeit ist über den Verfasser gerhard@curdes.de zu beziehen.

Einleitung

Die „Abteilung Bauen“ der HFG wechselte in den 15 Jahren des Bestehens der Schule drei mal ihren Namen. Zuerst hiess sie ganz einfach „Architektur“, dann „Bauen“ und schliesslich „Industrialisiertes Bauen“. Bei keiner anderen Abteilung gab es eine solche Namensänderung. Daran wird schon deutlich, dass hier ein längerer Prozess der Orientierung vor sich ging. Dies ist nicht verwunderlich. Während die Abteilungen „Visuelle Kommunikation“, „Information“ und „Produktgestaltung“ inhaltliche Neuschöpfungen waren, besetzte die Abteilung Architektur ein durch die Technischen Hochschulen, Ingenieur- und Kunsthochschulen breit bestelltes Feld. Diese Abteilung war deshalb eine riskante Gründung und ein Teil ihrer Probleme hat zweifellos mit der schwierigen Konkurrenzlage zu tun. Die Namensänderung ist daher ein äusserliches Merkmal eines ständigen Positionierungsprozesses, der mit der Bezeichnung „Industrialisiertes Bauen“ nur scheinbar einen Abschluss fand. Diese Problematik spiegelt sich auch in den hier publizierten Reflexionen ihrer Studierenden.

Wie die früheren Studierenden die HFG erlebt haben, warum sie überhaupt dorthin gingen und wie sie die Schule und die Abteilung im Rückblick beurteilen, ist Gegenstand der Beiträge. Es ist vielleicht am Anfang angebracht, einen Überblick über ausgewählte Positionen zu geben. Diese Auswahl erfolgte nach einigen der vorgeschlagenen Aspekte und nach der Prägnanz von Aussagen. Sie soll weder als eine Wertung der Beiträge missverstanden werden, noch die Beiträge vorweg nehmen, sondern im Gegenteil darauf neugierig machen.

Warum ich an die hfg und an die Abteilung Bauen ging

Am Anfang stand die Frage nach der Motivation, an die HFG zu gehen. Hier zeigen sich u.a. zwei Motive: zum Einen die Faszination, die die „Modernität und Internationalität“ der HFG ausstrahlte

und zum Anderen der Verzicht der HFG auf das Abitur als alleinige Voraussetzung zum Studium, der vielen Studierenden erst die Chance eines Hochschulstudiums ermöglichte. Es ist – gerade in der gegenwärtigen Bildungsdebatte – interessant zu verfolgen, dass der Wissensdurst durch eine unzureichende Schulausbildung stark und nachhaltig befördert werden kann und sich dann als ein Motor erweist, der aus einer geringen „Kapazität“ eine dauerhaft hohe Energieleistung erbringt.

Es ist einer der interessanten Aspekte in allen Berichten, nachzuvollziehen in welcher persönlichen Lebensphase die Entscheidung fiel, sich an der HFG zu bewerben. Da wird viel sichtbar von den Orientierungsprozessen junger (und manchmal auch schon älterer) Menschen in jenen Jahren. Die Beschreibungen machen die damalige gesellschaftliche Situation und die Suche nach dem „Neuen“ deutlich. Es waren am Anfang vor allem die Person von Max Bill und die Hochschulbauten, die anziehend wirkten. Später war es die ganze Schule mit ihrem entstehenden „Nimbus“ und mit ihrer ungewohnt klaren typographischen Botschaft – z.B. über die Zeitschrift „ulm“ – die den Ausschlag gab. Am prägnantesten hat dies wohl Fritz Bühler ausgedrückt, indem er zwei Beispiele zeigt und folgert: „wo solches gemacht wird, da geh' ich hin“.

Wie ich die hfg erlebt habe

Grundlehre

Vor allem die Grundlehre wird immer wieder als die entscheidende Veranstaltung genannt.

Mulder: „Die Grundlehre war für mich eine intensive Erfahrung, wobei ich als neugeboren herausgekommen bin“.

Urban: „Die in der Grundlehre erwachte Gegenseitigkeit der sich ergänzenden Interessen verflüchtigte sich später im Verlauf der Semester. Die Abteilungen waren abgeschottet, die Diplomarbeiten

entstanden hauptsächlich in Alleinarbeit. Ein universeller Geist hätte zu konkreten Ergebnissen führen können“.

Herbst vergleicht die GL mit einem „Initiationsritus, nach (dem) man gereinigt ins Studium eintreten konnte“.

Fünfschilling sagt: „Die schönste Zeit an der hfg war für mich das Jahr der Grundlehre“.

Hufenus: „In der grundlehre wurde vor allem der ‚erfindergeist‘ geschult. ... Das anschliessende fachstudium konnte qualitativ nicht an das niveau der grundlehre anschliessen.“

Klaus Pfromm: „Wir lebten in unserem Grundlehresaal und ich hörte begeistert die abenteuerlichsten und solidesten Lebensgeschichten. Das Zusammensein mit Studierenden verschiedener Fachrichtungen, aber mit gleichen Zielen schaffte eine kreative Lernatmosphäre“.

Mulder: „Ich habe in der Grundlehre erfahren das die gute Lösung einer Aufgabe mit der richtigen Formulierung der Aufgabe beginnt. Ich habe entdeckt, dass die Lösung in einer richtigen Aufgabenformulierung enthalten ist und dass man sie nur sichtbar machen muss.“

Daru: „Weiter haben die grundlehre übungen mich gelehrt, dass es möglich ist, probleme auf eine minimalistischen weise zu vereinfachen, bis das gesellschaftlich unzumutbare überschritten wird. Die aufgaben in späteren jahren hingegen haben mir mit ihrer systemhaften vorgehensweise gezeigt, wie man durch die klärung der übergeordneten systeme probleme in ihrer realen kontextuellen komplexität betrachten und lösen kann – bis auf die gefahr hin – dass man in der komplexität stecken bleibt“.

Schoemann: „Für mich war das erste jahr eine neue erfahrung nach der traditionellen schule in Frankreich. Ich hatte aber mühe mit der deutschen gründlichkeit. Ich war und bin immer noch schlampig. Das passte nicht in den hfg habitus.“

Statt der klassischen dogmatik bekam ich es nun mit der modernen dogmatik zu tun. Die war mir aber viel lieber. Es war schon eine enttäuschung, dass die synthese von wissenschaft, kunst und technik auch an der hfg unvollkommen war."

Gebäude

Die Bedeutung der Gebäude für die ästhetische Bildung und für die Bildung der „Ulmer Community“ ist unübersehbar. Fast alle erwähnen die überragende Rolle, die die Gebäude Max Bill's¹ als unmittelbare Nutzungs- und Anschauungsobjekte auf ihr Wohlbefinden, aber auch auf die Ausbildung einer architektonischen Haltung hatte. Die karge, ehrliche Architektur, der sparsame Materialeinsatz, der Weg durch die Gebäude, die Bar und das Umfeld. Hinzu kam, dass die „HfG Bauten“ eine gestalterische Oase im Vergleich zu den kleinbürgerlichen, baulich oft rückwärts orientierten Ulmer, württembergischen und deutschen Umgebungen waren. Es gab auch so etwas wie den Stolz auf diese Schulbauten und auf dieses besondere Experiment einer Schule.

Graf: *„Die Architektur der Hochschulgebäude ist für mich heute noch etwas vom Besten und ein bleibendes Vorbild.... Das Beispiel wirkt mehr als viele Worte.“*

Fünfschilling: *„Als ich diese (Gebäude) das erste Mal sah, lag ein leichter Morgennebel über dem Kuhberg, durch den matt die Sonne schien und die in die Landschaft integrierten grauen Baukuben verheisungsvoll aufleuchten liess. Grossartiger hätte ich nicht begrüsst werden können. Aus spontaner Sympathie für dieses Bauwerk wurde später bewusste Wertschätzung“*

Mulder: *„Wir lebten inmitten konkreter Architektur die nichts anderes darstellt als sich selbst, die nichts anders repräsentierte als ihre eigene Funktion, sowohl praktisch als auch psychologisch.“*
Herbst: *„Meisterhaft, wie dieser Baukom-*

plex in die Landschaft gestellt wurde. Meisterhaft die Detaillierung“.

R.Pfromm: *„Die Gebäude fand ich von Anfang an großartig. Und ich bin immer ganz bewusst durch das Gelände gegangen, in dem Bewusstsein an einem einzigartigen Ort zu sein“.*

Schoemann: *„Die hfg war also für mich luxus und sauberkeit, hell und schlicht. Die anpassung der gebäude an das gelände fand ich sehr gelungen, die lage der schule in der landschaft erfuhr ich als ein tägliches erlebnis“.*

Roel Daru zeigt aber auch auf, wie die Bauten auf andere wirken konnten: *„Räumlich hatte die hfg mich sofort beeindruckt. Viel später aber habe ich als student beim herumführen von besuchern bemerkt, wie unterschiedlich man das gebäude erfahren und interpretieren konnte. Die klare einfachheit der räume und wände/fassaden, fussböden und decken haben manche besucher nur als ärmlich empfunden, genauso wie man die grosszügig angelegten flure, treppen und die individuell gestalteten anschlussräume zwischen den bautrakten – mit der möglichkeit zur additionalen verwendung wie für feste und ausstellungen – oft nur als reine raumverschwendung betrachtet hat“.*

Gemeinschaft

Ebenso wichtig war die enge Gemeinschaft aller Jahrgänge untereinander und mit den Dozenten, wobei die Feste und Party's eine wichtige Rolle des Ausgleichs und des Distanzabbaues hatten.

Graf: *„Ich habe das Verknüpfen von Leben und Arbeiten bis heute beibehalten. Wo ich mit meiner Familie wohne, da arbeite ich auch.“*

Urban: *„Mir wurde allmählich immer mehr die Bedeutung des Ulmer „monte venta“ hoch am Kuhberg als kulturelles und lehrpädagogisches Ereignis klar“.*

Beutler: *„Wie sich bald herausstellte war die Bar der zentrale Ort für den täglichen Gedankenaustausch. Dort wurde diskutiert, gelacht und Schulpolitik betrieben“.*

Herzberg: *„Und endlich Tomas MALDONADO, an der Cafeteria, mit seinem unglaublichen Akzent, und seinem berühmten « Wie gehts ? Ich erinnere mich – an Hanno KESTING, der auf die Frage einer Studentin antwortete : « Was ist das Ziel des Lebens ? « Die richtige Frau heiraten ». Ich erinnere mich – an Hermann von BARAVALLE, am Fusse von Maria FRAXEDAS sitzend...“*

Daru: *„Die wohnturm- und atelierwohnungsfeste waren am intimsten, die (gast)dozentenwohnungsfeste waren eine gelegenheit, um dozenten kennenzulernen.“*
Fünfschilling: *„Und sicher gehörten die Feste an der hfg zu den Anlässen, die unverwechselbare Stimmungen aufkommen liessen und auch interessante Leute aus dem Kulturleben der Stadt, etwa von der Donauzeitung oder vom Ulmer Theater, auf den Kuhberg lockten“.*

Sehr oft wird die Internationalität der Studierenden und des Lehrkörpers als ein wesentliches Element erwähnt. Auch die Distanz zur Stadt und die Abgeschiedenheit hat sicherlich dazu beigetragen, dass sich eine – enge, manchmal zu enge – Gemeinschaft bilden konnte. Schon der freie Raum rundum verwies einen auf das Innere als bergenden Ort zurück.

Peverelli: *„Auch konnte ich während der Grundlehre und ebenfalls im allgemein stets anregenden Alltagsleben in der „HfG-Umwelt“ einen wichtigen Entwicklungsprozess meines Selbstbewusstseins vollziehen und somit die „unsicheren Bestände“ aus den zuvor gemachten jugendlichen Lebenserfahrungen und Ausbildungsphasen in der Heimat selbstkritisch „filtrieren“.*

Den Einfluss der Nähe und der Gemeinschaft zeigt die Aussage von Klaus Pfromm: *„Es war eine unerhörte Stim-*

mung des Aufbruchs. Die älteren Studentinnen und Studenten waren freundlich überheblich, wie man halt mit Ahnungslosen umgehen muss. Sie hatten gerade die Auseinandersetzung um das Direktorat von Max Bill erlebt, sie waren in einem zivilen Kampf geadelt“.

R.Pfromm: „Der Wohnturm war dann eine Erweiterung. Das Zusammenleben, Kochen, Zusammensitzen, manchmal bis spät in die Nacht, immer jemanden finden, mit dem man reden oder ins Kino gehen oder einen Kaffee trinken kann, war eine Erfahrung die ich später, als ich Ulm verlassen habe, sehr vermisste. Die Möglichkeit, immer jemanden anzutreffen, war für uns, die wir noch nicht in Beziehungen gebunden waren, eine Hilfe gegen die Einsamkeit“.

Hufenus: „Für mich war die intellektuelle Atmosphäre an der hfg das zentrale Erlebnis, die Gelegenheit, von den Erfahrungen anderer zu profitieren, den persönlichen Horizont zu erweitern, die Einrichtungen der Schule zu benützen, die eigenen Vorurteile an den Argumenten andersdenkender zu messen“.

Es wird spürbar, wie wichtig die gesamte Atmosphäre für die Persönlichkeitsentwicklung war, etwas, was sich im Nachhinein kaum mehr vermitteln lässt.

Welche Dozenten, Themen, Veranstaltungen für mich wichtig waren.

Hier werden je nach Phase die jeweils prägenden Personen genannt, insbesondere Max Bill, Konrad Wachsmann, Herbert Ohl, Horst Rittel, Rudolf Doernach, Claude Schnaidt, Werner Wirsing. Auffallend oft werden Gastdozenten als besonders anregend und wichtig genannt. Für die Bauabteilung wird in der Zeit nach Bill und Wachsmann von vielen das Lehrpersonal und die Pädagogik kritisch kommentiert. Ein Beispiel dafür ist die Aussage von

Renate Pfromm: „Gut fand ich auch Bruce Archer, den wir leider nicht „hatten“, und der für mich ein Beispiel dafür war, wie ich mir in der Bauabteilung einen Dozenten gewünscht hätte“; oder die von

Marcel Herbst: „Obwohl ich also Studierender der Bauabteilung war, fühlte ich mich nicht als Exponent dieser Abteilung: ich war ein Student der hfg. Ich war mit Mitstudenten und Angestellten befreundet, ich 'lebte' auf dem Kuhberg, und diese Immersion und die Kontakte schienen größeres Gewicht zu haben als einzelne Dozenten oder einzelne Lehren. Ich bin heute überrascht, wie wenig ich von den doch tragenden Figuren wie Aicher, Maldonado oder Vordemberge-Gildewart mitgenommen habe“.

Auf einen wichtigen Aspekt verweist Roel Daru: „Die Mittwochsvorlesungen waren für mich wichtig, weil sie die Möglichkeiten boten, ausserhalb des eigenen einfalls- und gedankenspektrum zu treten und zu bemerken, wie man anderswo über bestimmte Sachen ganz andere Ansichten entwickelt hatte. Es gab dann die Möglichkeit zur Auseinandersetzung und zur Abwägung gegensätzlicher Meinungen“.

Böttcher: Wenn ich rückblickend an meine Dozenten in der hfg denke, dann teilen sie sich in zwei Gruppen. Da gab es einerseits die, die versuchten das Wissen der damaligen Zeit zu vermitteln, und andererseits jene, die ein wenig über der Zeit schwebend Fragen entwickelten, Denkansätze auslösten und damit das Leben, die Welt und ihre Fragen und manchmal auch Antworten näher brachten. Damals waren für mich und viele meiner Kommilitonen die Vertreter der ersten Gruppe – die „Konkreten“ scheinbar die wichtigen – erst später merkte man wie wichtig die „Ideen“ waren, die die anderen vermittelten“.

Lagerbildung

Ein wichtiger Diskussionspunkt ist die Rolle der Ästhetik und die Bildung der

beiden pädagogischen „Lager“, die schliesslich zur neuen Verfassung von 1961 und letztlich zum Zusammenbruch der HFG führten.

R.Pfromm: „Das ist eine ganz andere Sache. Da habe ich kräftig mitgemischt. Ich gehörte ganz eindeutig zum Lager der Rittel-Anhänger und war gegen die Gruppe um Maldonado, Aicher, etc. Das lag sehr wesentlich daran, dass diese Seite für mich das redliche, geradlinige und seriöse der Schule verkörperte und das vertrat, was ich von der Schule, nachdem ich schon zwei Jahre dort verbracht hatte, erwartete. Und ich denke dass ich heute, wäre ich wieder in der gleichen Situation, genau so entscheiden würde. Vielleicht etwas weniger verbissen“.

Herbst: „Die gemeinsame Basis der Ulmer war, wie sich schnell zeigen sollte, brüchig. Es prallten nicht nur Ambitionen und persönliche Stile aufeinander, sondern auch Vorstellungen, wie Methodologien – oder generell Theorien – in den Ansatz der hfg zu integrieren seien. Bald zeigten sich Gräben zwischen den verschiedenen Gruppierungen, die – wie im Falle der Auseinandersetzung um Max Bill – zum Bruch führten oder eine fraktionenübergreifende Diskussion erschwerten wenn nicht verunmöglichten. Es ist mir bis heute nicht klar, warum die Grenzen zwischen den Fraktionen so verliefen, wie sie verliefen“.

Abteilung Industrialisiertes Bauen

Die „Bauabteilung“ war mit ihrer programmatischen Bezeichnung einerseits anziehend, andererseits auch für manche ein Problem.

Peverelli: „Der Aufbau, insbesondere aber die Festlegung der Lehrprogramme und –inhalte der Abteilung verliefen anfänglich nicht optimal“.

Graf: „Allmählich wuchs in mir Widerstand gegen eine Architekturauffassung,

welche nur auf Knoten, Konstruktionen und Systeme – materielle Organisationen – fixiert war. Es fehlte die Dimension einer mehr umfassenden, breiteren Problemstellung, u.a. ein direkter Einbezug des Sozialen und Menschlichen.“

Gilliard: Mit Wachsmann „nahm die Forschungsarbeit sofort eine Dynamik des „Teamwork“ an, bei dem die Aufgaben von Woche zu Woche methodisch unter den Teilnehmern aufgeteilt wurden. Der untrennbar mit seiner weissen Krawatte und seiner Zigarre verbundene „Meister“ verstand es vorzüglich, bei unseren Arbeiten an der Realisierung von Modellen im Massstab 1:1 von Charme, Strenge und seiner Überzeugungskraft Gebrauch zu machen. Wir arbeiteten bis spät abends oder sogar an Wochenenden in den Holz- und Metallwerkstätten.“ Beutler: „Gerne hätte ich etwas mehr über Städtebau, Innen- und Aussenraumgestaltung erfahren“.

Urban: „Während der Abfassung meiner Diplomarbeit mit dem Titel „Regeln zur Anwendung der integralen Baukonstruktion“ wurde mir leider zu spät immer mehr bewusst, wie begrenzt die Möglichkeiten waren, mit Aluleichtbauplatten voluminöse Gebäude zu errichten.“

K.Pfromm: „Die Überwindung der Unikat-Architektur durch die Industrialisierung des Bauens erschien uns eine große Herausforderung, unserer Mitwirkung wohl würdig... Aber da meldeten sich auch schon Zweifel; wenn ein älterer Student feststellte: Was wollt ihr noch Architektur studieren? Wir haben alle Grundrisse, die möglich sind, bereits entworfen.“

Fünfschilling: „Als ein nicht unwichtiger Impulsgeber sei hier schliesslich Rudolf Doernach, ein weiterer Gastdozent, erwähnt, und zwar allein schon deshalb, weil ich mit ihm am längsten und intensivsten zu tun hatte, aber auch weil er neu ökologische Aspekte des Bauens ins Spiel brachte,“.

R.Pfromm: „In der Bauabteilung fand ich

problematisch, dass unsere Fachdozenten, also hauptsächlich Herbert Ohl und Rudolf Doernach, nicht die Art von Architektur lehrten, die mich interessierte. Das an sich wäre nicht schlimm gewesen, denn ich war bereit, mich für andere Perspektiven zu öffnen, sofern sie mich überzeugt hätten“.

Herbst: „Obwohl ich die Periode in Ulm in durchaus guter Erinnerung habe, war sie nicht berufsbildend“.

Schoemann: „Wichtig waren für mich die Arbeiten die etwas mit wohnen als Lebensbedürfnis zu tun hatten. Das schien mir die zentrale Frage zu sein, und die Aufgabe, die am besten mit Hilfe der Industrialisierung zu lösen war“.

Ludi: „Es fehlte generell an Inhalt und Intensivität in der Lehre der Abteilungsarbeit. Forschungsneugier war damals so gut wie unbekannt. Die Angewandte Forschung der Institute war Privat- und Geheimgebiet!“

Baumgartner: „Zwar verstand sich die hfg als legitime Nachfolgerin des Bauhauses. An eine besondere, kritische und vertiefte Auseinandersetzung mit diesem „Erbe“ im Lehrplan und in der Alltagsarbeit mag ich mich aber nicht erinnern. Lehrveranstaltungen zur Architekturgeschichte und die kritische Sicht auf die ganz besondere Vorgeschichte der hfg hätten eigentlich die historische und technische „Verortung“ des Konzepts des industrialisierten Bauens schaffen können“.

Böttcher: „Der Schwerpunkt der inhaltlichen Arbeit im ersten Studienjahr der Bauabteilung waren Arbeiten in den „Grundlagen der Gestaltung im industrialisierten Bauen“, welche jeweils mehrere Wochen dauerten. Diese „Elemente“ der „alten“ hfg begeisterten uns“.

HFG Methodik

Die HFG-Methodik wird sehr häufig als

wichtige Grundlage genannt.

Graf: „Praxis und Theorie gleichwertig und aufs engste verknüpft, diese Ausbildungsstruktur war die Basis in der Anfangsphase der HfG. Das war ihre Besonderheit, die Stärke – aber auch die Schwäche. Die Nur-Theoretiker kämpften sich frei, denn „es ginge dann eben leichter und besser“, so meinten sie.....“

Gilliard: Im Vergleich zu anderen Architekturschulen orientierte sich die Basis der theoretischen Beiträge der Ulmer Schule ganz besonders an der Analyse, der Wahrnehmung, am Ansatz oder der Methode. So zwang uns beispielsweise Tomas Maldonado, dieser von einer undogmatischen Strenge geprägte „Romane“ dazu, die Grenzen unserer strategischen Bestrebungen durch die Zeichnung, die Form, die Farbe oder den Raum zu entdecken. Diese Provokation von „sich selbst“ sollte eine unumstössliche Grundlage unseres Nachdenkens über konzeptuelle Probleme sein, und der introspektive Ansatz sollte eine unmittelbare Ergänzung für die Fortsetzung unserer Forschungsarbeiten in der Abteilung unserer Wahl sein.“

Fünfschilling: „Als wirklich nachhaltiges „Wissen“ hat sich jedoch eine an der hfg erworbene grundlegende Haltung gegenüber gestalterischen Aufgaben erwiesen. Es ist dies eine vor allem an Horst Rittel geschulte Art des Denkens und Vorgehens“

Daru nennt eine Erfahrung im zweiten Studienjahr, die ihn besonders beeinflusst hat: „Es hat mich durch Schaden klug gemacht, dass man nie wieder starr und systematisch aufeinander folgend entwerfen sollte. Das heisst mit jeweils getrennten Phasen zum Analysieren, Entwerfen und Bewerten. Das hat sich katastrophal ausgewirkt für die spontane Ideenfindung.“ Beutler: „Das erste Studienjahr war für mich das bedeutungsvollste. Es war die Zeit, wo ich das Einmaleins der Gestaltungslehre mitbekommen habe.“

K. Pfromm: „Wir betrieben forschendes Lernen ohne zu ahnen, dass das einmal die Königsdisziplin erfolgreichen Studierens werden würde.So beschäftigten wir uns unter anderem mit der Planung der baulichen Infrastruktur eines Atomforschungszentrums.Leicht ist zu erkennen, welches hohe Mass an Selbstüberschätzung uns antrieb. Aber wir hatten einen Weg begonnen, der uns ziemlich weit brachte. Ulm hat auch einen wichtigen Grundsatz für fortschrittliche Hochschulen geschaffen. Eine solche wird nicht auf den Ulmer Hauptsatz verzichten: „Der Gestalter/Planer soll sich der gesellschaftlichen Verantwortung seiner Arbeit bewusst sein“.

Schoemann: „Ich war und bin immer noch schlampig. Das passte nicht in dem hfg habitus. Statt der klassischen dogmatik bekam ich es nun mit der modernen dogmatik zu tun“.

Ludi: „Trotz des wertvollen Austauschs im Rahmen der Mittwochseminare der HFG blieb die Schule entfernt von einer Dynamik, die neue Gesichtspunkte offenbart hätte, wie zum Beispiel eine Epistemologie der Konzeption.Ist es denkbar, dass sich unser ulmer Dozententeam nie die Frage der Hindernisse im Lernprozess gestellt hat?“

Baumgartner: „Mitgenommen aus Ulm habe ich nicht eine besondere architektonische Affinität als vielmehr Denkmittel und eine Arbeitsweise des methodisch zweckmässigen, systematischen und lösungsorientierten Zugangs zu komplexen Problemstellungen. Ich bin fest davon überzeugt, dass die hfg hier mit ihren Lehrangeboten auf Anforderungen der Berufswelt bzw. der Praxis geantwortet hat, die heute, noch mehr als damals, hochaktuell sind“.

Welche Studienarbeiten für mich wichtig waren.

Mehrfach wird hier die Diplomarbeit genannt. Dieser Punkt erbrachte keine prägnanten Ergebnisse

Berufliche Stationen nach der HFG

Der berufliche Werdegang nach der HFG geht bei einigen über mehrere unterschiedliche Stationen – Lehre, Forschung, Planung. Von den 21 Autoren waren zum Ende ihrer beruflichen Tätigkeit fünf Hochschullehrer, sieben hatten ein eigenes Büro oder waren als Architekten tätig, sieben waren angestellte Stadt- bzw. Regionalplaner und zwei waren tätig in Hochschul-, oder Stiftungsverwaltungen. Fast die Hälfte hatte teilweise oder dauernd mit „Stadt“ (Stadt- und Regionalplanung, Stadt- und Regionalforschung, Stadtpolitik) zu tun. Daran wird deutlich, dass die an der HFG nicht entstandene Abteilung Stadtbau indirekt durch die Lehre der „Theoretiker“ – deren Interesse auf grundlegende Fragen des Planens gerichtet war – doch entstand: Das Thema Stadt interessierte viele Studenten – und war in den Jahren von 1955–1970 noch eine Leerstelle in der Lehre an den technischen Universitäten. Die Studierenden, die sich für die Stadt- und Raumplanung interessierten, stiessen damit in ein Feld, dass sich gerade erst zu entwickeln begann und hatten mit der nicht auf eine Ebene oder einen Fachaspekt, sondern auf Methoden gerichteten Ausbildung einen Startvorteil.

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Hier wird deutlich, dass die HFG mehr als eine Schule war. Sie war Lebenszusammenhang, Bühne, Konfliktarena und warmes Nest zugleich.

Fünfschilling: „Das an der hfg erlebte, anregende Nebeneinander verschiedener Sparten des Gestaltens hat bei mir ein

nachwirkendes Interesse am jeweiligen Geschehen auf diesen Gebieten geweckt“.

K.Pfromm: „Es waren Lebensstil, Methodenlehre, Bemühung um soziologisches und psychologisches Verständnis gesellschaftlicher Probleme, die mir im Nachhinein am wichtigsten erscheinen. Probleme hinterfragen, Lösungen systematisch angehen und die gefundene Lösung als vorläufig ansehen. Die hfg gab mir ein Problem mit: die Stadt. Das Stadtsystem zu verstehen und Planungsmethoden zu seiner Veränderung zu finden, hat mich den Rest meines beruflichen Lebens beschäftigt.“

R. Pfromm: „Die Ausbildung in Ulm hat mich qualifiziert, Aufgaben zu übernehmen, für die ich nicht ausdrücklich ausgebildet war. Das war eigentlich das wesentliche, was ich mitgenommen habe.“
Schoemann: „Was ich mitgenommen habe, ist die Rationalisierung meiner kritischen Einstellung und die Überzeugung, dass die Bedürfnisse der Endgebraucher die Entwürfe prägen sollten“.

Ludi: „Prägend waren für mich mehr das Interesse für eine Theorie des Entwerfens (und danach für ihre Pädagogik) als das Hauptfach der BA: Methodologie für das Entwerfen im Rahmen der Bauindustrie“.

Wie beurteile ich die HFG und die Abteilung (Industrialisiertes) Bauen im Rückblick?

Trotz vieler kritischer Anmerkungen wird die HFG im Rückblick überwiegend positiv bewertet.

Bühler: „mitgenommen habe ich glanz und zauber des anfangs. damit wurde ich wieder neu aufgefordert zur arbeitsweise wie oscar wilde es schon 1895 sagte: „...to make a thing that will have some quality of beauty“. nachdenken: *«le feu sacré»*, angefacht im gedenken an die nazi-resistance und den einsatz ehemaliger bauhäusler, strahlte weit in die welt. bis dilettanten es auslöschten“.

Mulder: „Die Grundlehre war fantastisch. Was danach kam, war für mich nicht interessant genug“.

Herbst: „Die hfg war ohne Zweifel zu klein, um jene Rolle übernehmen zu können, die sich selbst auferlegt hatte. Hätte sie sukzessive wachsen können, zumindest über zwei Jahrzehnte hinweg, dann hätte sie sich als private Institution etablieren und mit der aufkommenden Universität Ulm zusammenarbeiten können.“
Fünfschilling: „Die hfg war zu ihrer Zeit ein bedeutender Wurf, ein grossartiger Schmelztigel von Ideen und Experimenten, mit allen Stärken und Schwächen, die ein solches Unterfangen zwangsläufig haben musste“.

R. Pfromm: „Die HFG Ulm war für mich ein Glücksfall. Mit dieser Aussage meine ich die HFG als Ganzes, nicht unbedingt die Bauabteilung selbst. Hier hätte ich mir eine wesentlich bessere Ausbildung gewünscht, sowohl fachlich wie auch pädagogisch.“

Daru: „Für mich war die hfg deshalb auch eine art brutstelle für pragmatisch-kanonisch geneigte entwerfer. Eine brutstelle zur ideenreplikation mittels ihrer entworfenen ergebnisse, publikationen und absolventen, beziehungsweise eine brutstelle zur ideenvariation durch paaren und mutieren der erzeugten ideen und ideenselektion gemäss pragmatischer-kanonischer kriterien“.

Hufenus: „Die hfg verdankt ihren guten ruf vor allem den abteilungen produktgestaltung und visuelle kommunikation. Auf diesen gebieten hat sie marksteine gesetzt und entwicklungen eingeleitet. In der bauabteilung wurde eine art nachdiplomstudium für architekten angeboten, welches allerdings wegen der 4-jährigen dauer und des staatlich nicht anerkannten diplomcharakters wenig anklang bei fachleuten mit abgeschlossenem studium fand“.

Böttcher: „So war die hfg für mich mit Abstand der entscheidende und prägenste Ausbildungsteil., vor allem die gestaltete und erlebte Form, fast ein jesuitenhafter Gestaltungskanon ... oder ... in sich scheinbar strukturierte und geordnete Geisteswelten öfter auch intellektuell überzogen und abgehoben, klar und unklar zugleich, siehst du es – das ist es – aber war es das?“

Schoemann: „Daß ich mich selbst nicht als entwerferin weiter entwickelt habe, ist nicht die schuld der hfg. Ich war ja schon immer mehr theoretisch eingestellt“.

Resümee'

Gibt es so etwas wie ein Resümee', das sich aus den Beiträgen gewinnen lässt? Zu aller erst fällt auf, dass keiner der Autoren den Weg an die HFG bereut hat. Alle haben von dieser Schule profitiert und blicken – teilweise zwar kritisch – aber auch mit Dankbarkeit zurück. Dabei war es nicht nur die Lehre, das pädagogische Konzept, oder einzelne Persönlichkeiten, die prägten. Nein, die gesamte Situation, die intellektuelle Atmosphäre, das Gebäude, die Gemeinschaft, die Teilnahme an einem besonderen Experiment, viele Faktoren wirkten zusammen in eine positive Richtung. Zwar hat jede Schule bestimmte Einflüsse auf die ihre Schüler später zustimmend zurückblicken können. Aber die Wirkung der HFG geht über das, was auch altersbedingte Zustimmung sein mag weit hinaus. Auch wer die HFG nicht selbst erlebt hat, wird aus den Beiträgen etwas von der besonderen Situation dort spüren.

Als zweites fällt die wichtige Rolle der Grundlehre auf. Hier wurden die wesentlichen Fähigkeiten für eine elementare, von allen Fachaspekten weitgehend befreiten Lösungssuche trainiert. Umso unverständlicher, dass diese ab 1961 zugunsten einer Vermittlung in den Abteilungen aufgegeben wurde.

Als Drittes wird deutlich, dass nicht nur die Bauabteilung, sondern die gesamte HFG in der ganzen Zeit ihres Bestehens auf der Suche nach der „richtigen“ Pädagogik war. Deutlich schlägt sich in den Beiträgen diese Suche der HFG nach ihrem eigentlichen Fundament nieder. Einige der Autoren haben sich mit den pädagogischen Problem der HFG-Lehre, der „HFG-Doktrin“, näher auseinandergesetzt, so Marcel Herbst, Roel Daru und Jean Claude Ludi.

Wollte die HFG im Kern die Fähigkeit zur Gestaltung „der guten Form“ vermitteln, stand also das Ergebnis, „die Form oder Gestalt“ im Vordergrund, oder ging es um die Methoden, wie man zu einer angemessenen, funktional begründeten und sozial verantwortlichen Gestalt kommt? Beide Aspekte hängen natürlich letztlich wie „das Henne oder Ei-Problem“ untrennbar zusammen. Aber die Trennung von Bill, der die Form – das Ergebnis – und weniger den Weg dahin vertrat, und der somit keinen funktionalistischen, sondern einen eher künstlerischen Weg meinte, war doch ein klares Signal für die Methode. Die „Verbannung“ des künstlerischen (intuitiven) Weges aus der Schule, das „Kunsttabu“, unter dem viele gelitten haben und das auch in einigen Beiträgen angesprochen wird, konnte nur so verstanden werden.

Und schliesslich war die Neukonzeption der Grundlehre und der HFG-Didaktik, insbesondere durch Maldonado, und die Berufung von Wissenschaftlern wie Rittel und Kesting doch eine Bestärkung eines Konzeptes, das auf abgesicherte Grundlagen, auf Begründungszusammenhänge und auf systematisches Vorgehen – kurz also auf Methoden – setzte.

Wie konnte es dann aber zu einer Krise wie der von 1961 kommen? Die Antwort kann man nicht nur in persönlichen Animositäten suchen. Wenn sich ein Konflikt dieser Art zu einer so handfesten Krise auswächst, dann steckt ein grundlegendes Problem dahinter, für das die zentra-

len Figuren des Konfliktes nur die Kristallisationspunkte sind. Könnte es sein, dass dieses Problem, der latente Konflikt zwischen Methode und Ergebnis, also zwischen Weg und Ziel, ein Problem jeder Design- und Gestaltungsschule ist – oder zumindest sein müsste? War das, was im Konflikt mit Bill und dann um Rittel et. al. konkret wurde, ein typischer, unvermeidbarer Konflikt? Oder wurde es nur ein Konflikt, weil ein Ausgleich zwischen beiden legitimen Aspekten nicht gelang? Das, und nur das wäre dann der Ebene des Persönlichen zuzuschreiben.

Im Kern lag der Konflikt ja nicht zwischen Methode und Form, sondern darin, ob eine Formidee – also die Idee, wie das Ergebnis des Designprozesses am Ende aussehen könnte – schon am Anfang, oder an einer Stelle des Lösungsprozesses, an der eine Formidee noch nicht begründbar ist, erlaubt sein darf. Nach der strengen funktionalistischen und methodischen Lehre sollte die Form als Ergebnis am Ende stehen. Aber Untersuchungen über den Ablauf von Entwurfsprozessen zeigen immer wieder, dass sich das Lösungsdenken nicht in einen linearen Ablauf einsperren lässt. Kreative Prozesse umkreisen die Aufgabe von vielen Seiten, top down, bottom up, vom Anfang und vom Ende her und unvermittelt „zwischen“. Die verschiedenen Wege zur Lösung haben alle ihre Berechtigung.

Von daher ist es im Nachhinein schwer zu verstehen, warum eine Schule, die den Entwurfsvorgang kultivieren und nachvollziehbar organisieren wollte, in einen Konflikt zwischen „Methodikern“ und „Gestaltern“ geraten konnte. Warum konnte man nicht sehen, dass auch eine Lehre, die die Methoden in ihr Zentrum stellte, ein genauso legitimes Kind der Ulmer Schule war wie das Design?

Dabei war die HFG – zumindest nach dem Weggang von Max Bill – zweigleisig angelegt: auf funktionales Design als Ergebnis und auf eine anspruchsvolle Methodik als Weg dahin. Der „sichtbaren“,

die HFG in Form des grafischen Designs und des Produktdesigns, stand von Anfang an eine „unsichtbare“ HFG gegenüber. Marcel Herbst nennt dies in seinem Beitrag „*Das unsichtbare Ulm*“. Beides war Ulm! Schade ist nur, dass sich schon in der Existenzzeit der HFG eine Gruppierung oder Meinung herausgebildet hat, die die sichtbare Seite als die eigentliche HFG verstand. Eine ganze Reihe von Beiträgen in dieser Publikation belegen, dass die Anhänger des methodischen Schwerpunktes durchaus erfolgreiche Biographien vorzuweisen haben und ihr Weg belegt, dass das „*unsichtbare Ulm*“ nicht weniger erfolgreich war als „*das sichtbare Ulm*“, nur fehlte ihm die populäre Oberfläche fotografierbarer Produkte.

Die Beiträge zeigen viel vom Innenleben der HFG – und wie jeder Einzelne seinen eigenen Weg zwischen seinen Erwartungen, Interessen, Begabungen, dem Programm der Schule und der Bauabteilung – suchte und fand.

Einige berührende Texte zeigen aber auch, welchen grossen Beitrag diese Schule, die im Andenken an die Geschwister Scholl gegründet wurde, zum Ansehen Deutschlands in der Welt beigetragen hat. Es war gerade die klare Positionierung gegen den Verdrängung der deutschen Schuld, die die HFG als einen der wenigen Orte in Deutschland auch für jüdische Studierende aus vielen Ländern annehmbar machte.

Das konservative Bürgertum hat diese Schule teilweise bis heute nicht verstanden. Erst mit der Rede Richard Weiszäckers vom 8. Mai 1985 bekannte sich endlich ein progressiver Konservativer uneingeschränkt zu deutscher Schuld. Einige Beiträge zeigen daher auch, in welchem geistigen Umfeld aufklärerische Institutionen wie die HFG eine war, existieren mussten. Dies war eine Hypothek, die die HFG zusätzlich zu den Risiken ihrer neuartigen inhaltlichen Fragestellungen zu tragen hatte.

Anmerkungen

¹ Vergl. zu den Bauten:

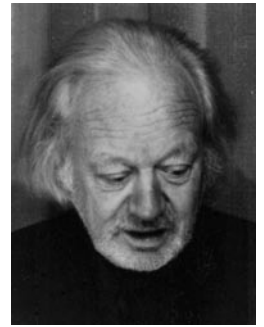
Hans Frey: Das verschüttete Neue. Max Bills Bauten der Hochschule für Gestaltung in Ulm. In: Neue Zürcher Zeitung 17./18. Dezember 2005, S. 32.

Marcela Cuijano (Hrsg.): hfg ulm: programm wird bau. Die Gebäude der Hochschule für Gestaltung Ulm. Edition Solitude. Stuttgart 1998



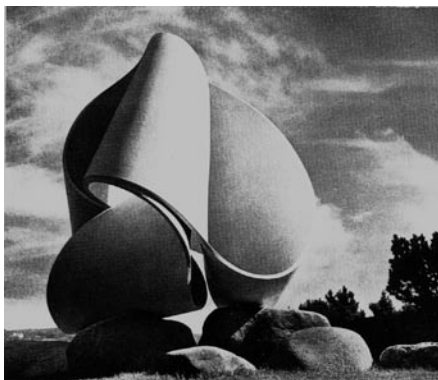
wo solches gemacht wird, da geh' ich hin

fritz bühler

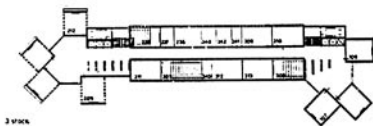
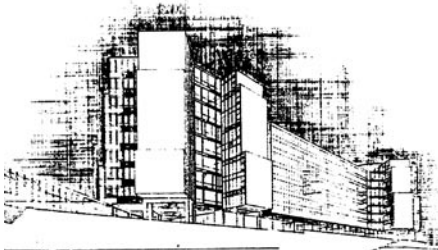


davor

- fachhochschule burgdorf, diplom 1954
- ciam intern. school of architecture venedig bei e. rogers, f. albin, i. gardella, und le corbusier
- académie de la grande chaumière, paris
- agence prof. e. baudouin, paris



Max Bill: kontinuierität 1947



Max Bill: gymnasium Zürich 1953

„wo solches gemacht wird, da geh' ich hin“.

- hfg ulm, grundkurs 1954/55 mit abschluss und intermezzo prof. konrad wachsmann

fest entschlossen das ganze hfg-studium abzuschliessen, verlange ich urlaub für 1 bis 2 jahre (aufenthalte in italien, ägypten, abessinien, griechenland). zurück nach ulm begegne ich der bill-krise und einem naiven hang zu wissenschaft – technik – wirtschaft, was nicht mehr meine zuneigung findet.

danach

eigenes büro seit 1960

ausgeführte bauten:

- 15 privathäuser in der schweiz, deutschland und frankreich
- geschäftshaus mit wohnungen
- fabrikanlage mit verwaltung
- lagergebäude für jugend + sport
- squash-zentrum und schiessanlage

wettbewerbserfolge

- chron. Krankenhaus biel, 1. preis + planung
- saalbauanlage burgdorf, 2. preis
- quartierplan villeret, 2. preis
- sprunganlage magglingen, 2. preis

theoretische arbeiten

- modell einer stadt
- le corbusier: seine lehrer, seine zeitgenossen
- a short history of popart and the passage to „anything goes“

mit françoise bühler:

gründung und leitung der „rte de bruggstr. 41“ (tanzschule, musikschele, malschule für kinder, galerie, buchanti-quariat, kleintheater, ...) ein quartierzentrum in der stadt biel

von paris in die schwäbische provinz

1954 arbeite ich bei prof. e. baudouin und zeichne an der académie de la grande chaumière in paris. hier spricht man von hemingway, mendes france, dien bien phu, guggenheim-museum von f. l. wright ... und ebenso von max bill's projekt in ulm.

1955 januar

der betonbau hellgrau im schnee. zurückhaltend geformt, sparsam konstruiert und auf das wesentliche reduziert. schön ins terrain gesetzt ... liegt angenehm ruhig am kuhberg. ... und wer sagte schon

: „... architektur die nicht ruhe ausstrahlt ist ein irrtum ...“ noch rohbau ... bereit zum weiterbauen, vielleicht durch uns studenten, wie bei wright in taliesien-west.

und jetzt diese raumfolge: schlosserei – schreinerei – gipserei – kunststoffbearbeitung – typografie – fotolabor um lighthöfe angeordnet. 4 mal grösser als alle schulzimmer breitet er sich aus : der werkstatttrakt. heisst das ? ... zurück zum handwerk (gropius).

die leute

aus süd- und nordamerika, australien, japan, grossbritannien, und allen ecken europas sind da. auch die dozenten, die uns oft erst kurz vor kursbeginn vorgestellt werden: bauhäusler, anthroposophen, marxisten, sonderlinge wie paul schatz (der umstülpbare würfel), norbert wiener, ... oder student bullrich, der plötzlich den vortrag des professors um eine halbe stunde ergänzt.

du matin au soir – morgen früh

bei wind und wetter zu fuss von der tramendstation bis auf den oberen kuhberg. der schulweg. man trifft sich. auch der silbergraue bentley mark VI fährt vorbei ...eines tages werde ich auch ...

vormittags von 9 – 12

johannes itten, die pädagogische ur-gewalt (paul nizon) : turnen vor arbeitsbeginn. helene nonné schmidt : „...niemand hat so langsam gearbeitet wie paul klee.“ hans curjel : bauhausgeschichte ... und der mordversuch in dessau an theo van deosburg. josef albers : küsst unsere an-gela, der alte ... und zitiert dann paul klee : aus bauhauszeitschrift nr. 2-3 1928 : – „wir konstruieren und konstruieren und doch ist intuition noch immer eine gute sache“

albers jetzt :

- „wir konstruieren und konstruieren, weil intuition noch immer eine gute sache ist“

mittagessen 12

geliefert in grossen blechkessel aus der magirus-deutz-kantine. hungrige nachkriegsdeutsche schöpften davon auch für ihr abendmahl.

nachmittags bis 5

werkstattarbeit : am stahlharten würfel feilen. mit der handsäge ein brett der länge nach teilen. grossmeister bill schaut auch hier oft helfend mit. abends um 5 ... verspätet mit sägemehl im gesicht zu max bense's boulscher algebra.

he may arrive any day

abends spät ende september in der mensa mit graf, bullrich und herold. einer bringt die flasche, alle reden trinken reden jetzt von der zukunft der bauabteilung.

„... am bauhaus gab es keine... gropius beschäftigte bauhausschüler in seinem architekturbüro ... erst bei hannes meyer wurde es eingeführt. aber wie war das doch? ... mit seiner abgehobenen rationalen denkweise? ... wo führt das hin? ... und konrad wachsmann mit dem häuschen in den schweizer bergen? ... und max bill ... „l' imagination au pouvoir „

... und josef albers„nous cons-truisons et construisons sans cesse car l' intuition reste une chose excellente „

... tog ... tog ... tog ... tog ...

wer klopft so spät da draussen an der tür ... ?

... ein mann in der nacht ... ein hergelau-fener ... „er stört, jag ihn weg“ befiehlt herold und schaut zu mir. ich öffne und frage in stimmung und meiner sprache: „... was wotsch de du do no ... „ „... ich möchte zu max bill... mein name ist gropius ...“

1 dollar pro stunde

dozent: prof. konrad wachsmann
team: schimmel, ferrari, bühler
objekt: ferienhaus für siegfried gideon (space time and architecture)
le corbusier und aalto haben auch schon vorschläge gemacht.

jeden morgen wieder sitzt der meister zum tisch, in der linken die cigarette im perlmutterbeisser, in der rechten den stift, und zeichnet und spricht von der lage in den bergen mit wind, regen und schnee von der lage mit panoramasicht: alpen und walensee.

jeden morgen wieder dann das tragsystem, die dämmschichten, die aussenhaut, die innenhaut, die trennwände, das licht, und zeichnet und spricht

von der lage bis und mit den schrauben
jeden morgen wieder lernen wir allerlei im stundenlohn am ferienhaus für siegfried gideon.



ferienhaus für Gideon



Konrad Wachsmann

mitgenommen

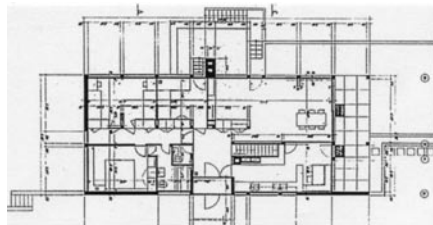
habe ich glanz und zauber des anfangs. damit wurde ich wieder neu aufgefordert zur arbeitsweise wie oscar wilde es schon 1895 sagte:

„...to make a thing that will have some quality of beauty“.

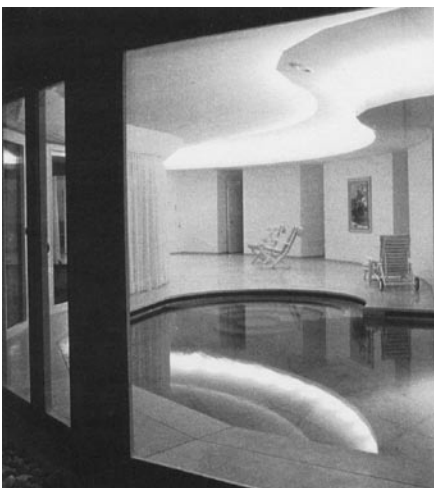
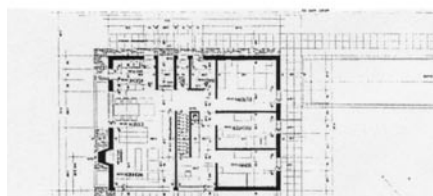
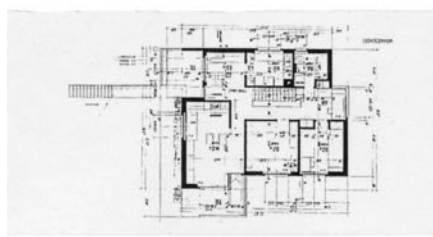
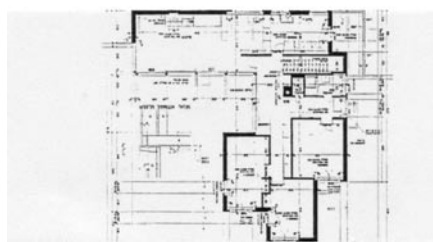
nachdenken:

„le feu sacré“, angefacht im gedenken an die nazi-resistance und den einsatz ehemaliger bauhäusler, strahlte weit in die welt. bis dilettanten es auslöschten.

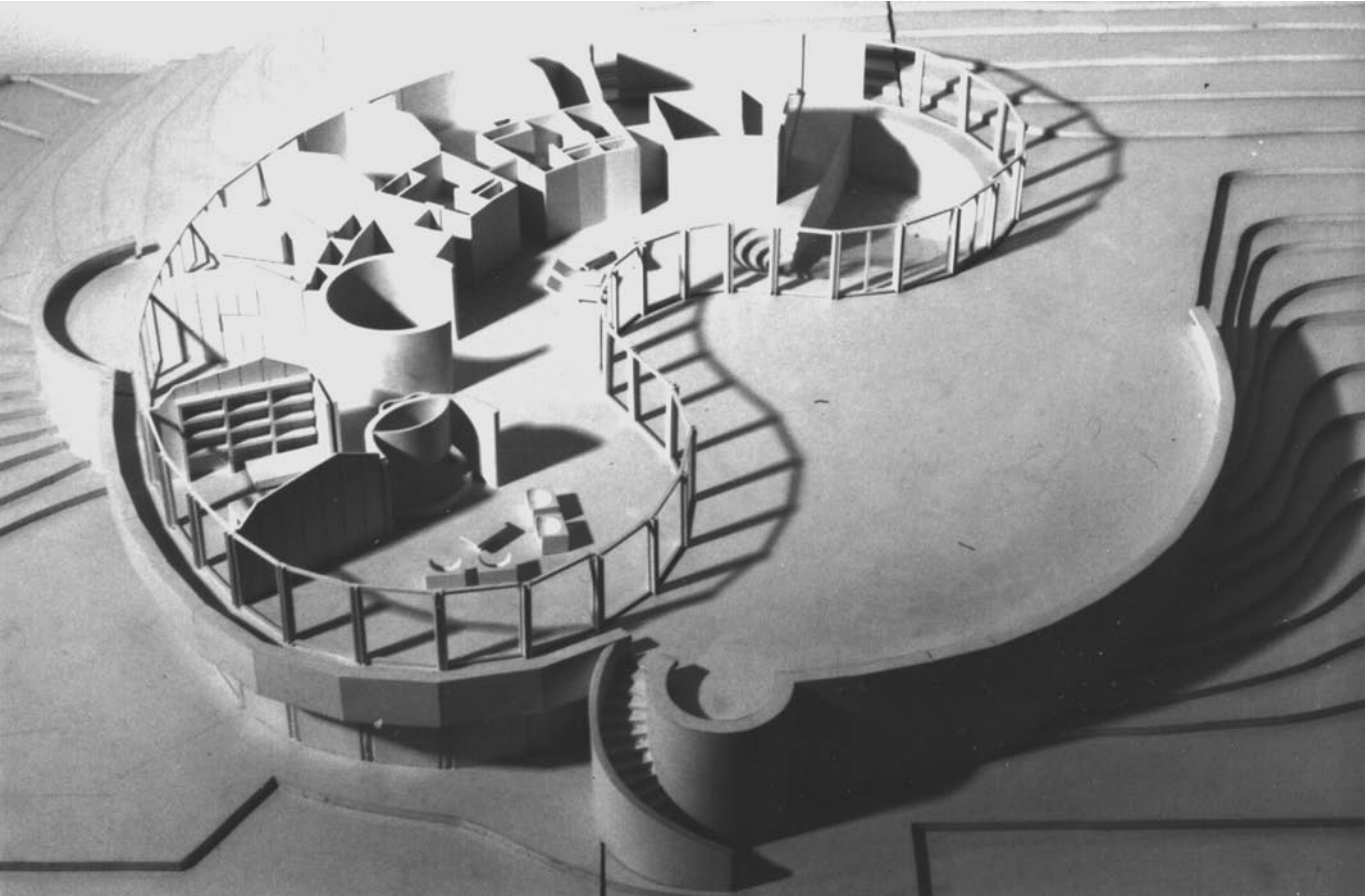
fritz bühler,1930
architekt bsa sia swb
CH 2502 biel-bienne

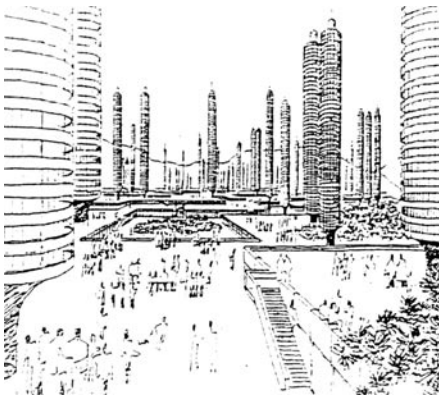


projekte 1960 – 1975
privathäuser, umbauten,
quartiersplanungen

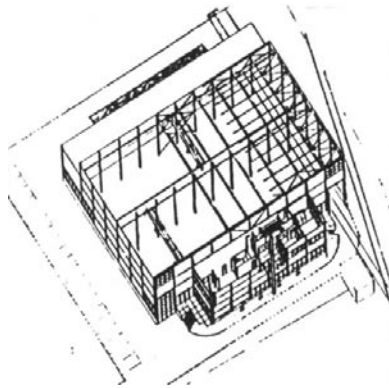


villa am bielersee

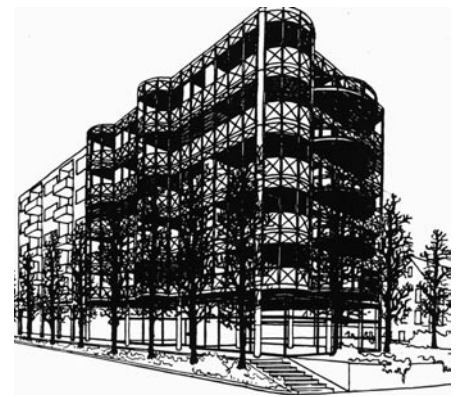




modell einer stadt



fabrik mit verwaltung



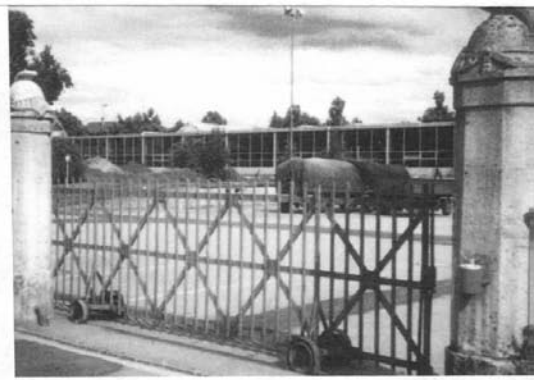
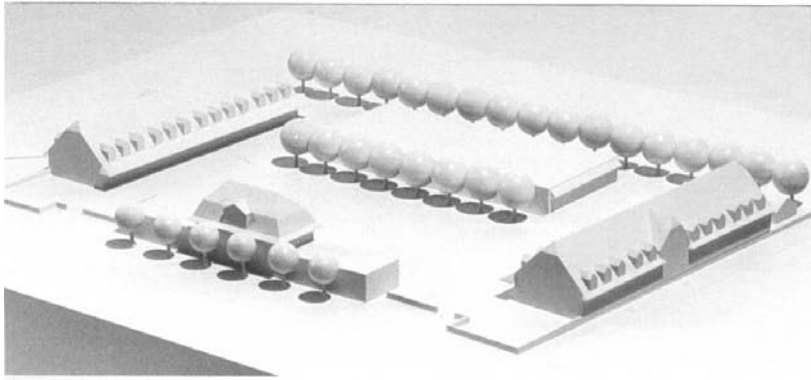
wohn- und geschäftshaus

nicht ausgeführte projekte

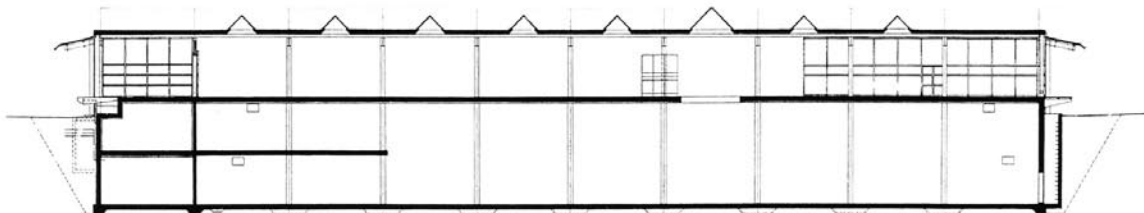


1975 - 1985

„rte de Brüggstrasse 41“
mit francoise bühler
tanzschule, musikschele,
malschule für kinder,
galerie, buchantiquariat,
kleintheater



1985 - 1995 eidg. Zeughaus: Lagerneubau für jugend und sport. squash-zentrum schiessanlage, aufenthaltsräume



Es ist kein Zufall, dass es mich an die HfG und an die Bauabteilung verschlagen hat.

1952 – 53 war ich in Helsinki um die Architektur von Alvar Aalto kennen zu lernen. Im Einkaufszentrum Stockmann entdeckte ich das Buch "Form" von Max Bill, eine Bilanz über die Formentwicklung um die Mitte des 20. Jahrhunderts, eine breite Sammlung von gut gestalteten Objekten, vom Löffel bis zur Stadt. Der Schluss des Buches bildete das HfG Projekt mit Ausbildungsprogramm und Perspektivdarstellung der Bauten (1), die mich sofort in Bann zogen. Die Architektur liess sich nicht den damaligen Vorbildern eines Le Corbusier, Mies van der Rohe, Gropius, Neutra, Wright, Aalto zuordnen. Das ästhetische Ergebnis entsprach nicht dem bis anhin möglichen oder erstrebten. An die HfG musste ich gehen, das Neue, mir Unbekannte, zog mich an.

Als ich 1954/55 zum Vorkurs nach Ulm kam, war das HfG Areal noch eine Baustelle. Nur der grosse Werkstatttrakt mit den Lichthöfen war fertig erstellt und bereit für den Unterricht. Ungefähr ein Jahr später folgten die übrigen Trakte mit Mensa, Cafébar und einem Wohnturm für uns Studierende.

Das Unfertige scheint ein Merkmal der HfG gewesen zu sein. Sie war und blieb bis zur Schliessung im Jahre 1968 eine „Baustelle, eine Werkstatt“.

HfG Architektur

Die Architektur der Hochschulgebäude ist für mich heute noch etwas vom Besten und ein bleibendes Vorbild. Überraschend ist die Disposition der Anlage, das Einfügen ins Gelände um eine bewaldete alte Befestigungsanlage herum in den leicht fallenden Hang, die Umsetzung der inneren Funktionen in qualitative Raumfolgen, die sinnvolle Systematik der elementaren Konstruktion und das Verwenden von einfachen, billigen Materialien, Ökonomie und Ästhetik schliessen

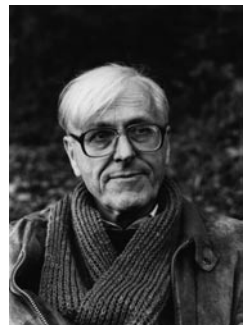
sich bei Bill nicht aus.

Doch das aufregend Ungewohnte, ja Neue, ist der Umgang mit Gebäudevolumen und Raumfolgen. Diese Architektur entstand im Zusammenspiel gegensätzlicher Kräfte (2), geometrischer Strenge und gestalterischer Spontaneität, Kalkül und Einfall. Unterschiedliche Raumgrössen zu verschiedengrossen Raumgruppen zusammengefasst, sind an eine Erschliessungszone angedockt, die wie ein roter, frei hingeleger Faden durch die Gebäudevolumen zieht, das Konglomerat zusammenhält und augenfällig, vielgestaltig in Erscheinung tritt. Der übliche, gleichförmige Korridor fehlt, der Bezug zur Umgebung, zum Aussenraum wird auf verschiedenste Art hergestellt.

Grundmuster: Aus dem Modul, der Masseneinheit von 300 x 300 cm, entwickeln sich die wichtigsten Abmessungen für Fenster, Türen, Trägerspannweiten, Raumhöhen und -längen, Treppen- und Korridorbreiten (3). Das Grundmuster wird variiert, wiederholt und prägt das gesamte Bauvolumen.

Zahl 3, ordnungsschaffender Faktor im Volumenkonglomerat.

Zahl 3 als Mass für den Gesamtkomplex ist gut ablesbar in der Gesamtsicht aus Süden. Am offenen Korridor sind die 3 markanten Studentenwohntürme mit den 3 gezahnten Einbuchtungen im Volumen angeschlossen. Zwischen den Wohntürmen liegen 3 niedrige Ateliertrakte. Im Bereich der Atelierzugänge ist der Korridorabschluss dezidiert gestaltet. Öffnungen/Ausblicke und geschlossene Wandelemente lösen sich im Wechsel ab. Es entstehen 3 präzise gerahmte Ausblicke. Unter der Terrassenebene, im Unterbau, folgen 6 (2x3) Autoeinstellboxen und auf der Terrasse ist der markante Kamin mit 6 (2x3) Feldern ummantelt. Bei der Sanierung ist die Geometrie der Kaminummantelung abgeändert worden.



HfG Architektur und deren Einfluss auf die Benutzer

Das Beispiel wirkt mehr als viele Worte. Die HfG Architektur stand auf dem Prüfstand durch deren Benutzer, d.h. uns kritisch eingestellte Studierende. Sie war nicht bloss ein Beispiel für angehende Architekten. Das in Funktion und Form übereinstimmende Bauwerk war auch sämtlichen anderen Abteilungen Vorbild. Wenn ein Text, Plakat, Stuhl entwickelt werden musste, so führte gedankliche Schwerarbeit – mit Klärung über Sinn und Zweck – zu einer Gestaltidee. Dies war der gemeinsame gedankliche Hintergrund, ein wichtiger Tragpfeiler der Lerngemeinschaft.

Vorkurs 54/55

Für alle Studierenden war die Vorkurszeit Neuland, von der Thematik, wie auch vom Didaktischen her. Praktische Übungen, Werkstattarbeit von unterschiedlicher Zeitdauer wechselten ab mit Vorlesungen, Seminaren über Zeitgeschichte, Gegenwartskunst, Philosophie, Anthropologie, Aktuelles aus Kultur, Gesellschaft und der HfG. Es entstand ein Unterrichtskonzept teils mit festem Rahmen, teils mit spontanen Einschüben. Unsere Lehrer waren die Bauhändler Helene Nonné-Schmidt, Johannes Itten, Josef Albers, die Anthroposophen Hermann von Baravalle (Ellipse, Parabel, Hyperbel, Spirale) und Paul Schatz (Würfel, umstülpter Würfel), Hans Curjel (Bauhaus), Max Bill (2 Aufgabenstellungen), Thomas Maldonado, Otl Aicher (Schrift), Aemilius Müller (Farbsystematik), Hans Gugelot, der Philosoph Max Bense, der Anthropologe Erich F. Podach. Konrad Wachsmann gab ein 14-tägiges Seminar für angehende Studierende der Abteilung Bauen. In bester Erinnerung geblieben sind mir der über 3 Monate dauernde Kurs mit Josef Albers, das Seminar über Le Corbusier/Mies van der Rohe mit dem Vergleich der Kapelle in Ronchamp, 1950/53 und der Studentenkapelle in

Chicago, 1952, die Mondrian-Ausstellung in Zürich, die Schlusskritik von Max Bill über die ausgestellten Vorkursarbeiten.

Das Unterrichtskonzept war v.a. geprägt durch Max Bill. Bill öffnete sich ebenso gegenüber aktuellem Geschehen, Diese Haltung sollte auch bei den Studenten wachgerufen, entwickelt werden.

Höhepunkt des 1. Studienjahres war die Eröffnungsfeier der Schule am 2. Oktober 1955 mit den vielen Gästen und Rednern. Die Rede von Walter Gropius rief bei uns Studierenden eine heftige Diskussion und Ablehnung hervor, vor allem die Äußerung über die Bedeutung des Magischen gegenüber dem Logischen in unserer Zeit. Gropius forderte, dass das Magische in der Kunst wieder Bedeutung gewinnen müsste, Rationalismus genüge nicht. Der Künstler sei im modernen Produktionsprozess notwendig.

Wir Studierende rätselten am Geheimnis des Magischen. Ist es das Unbekannte, das letztlich enträtselt werden kann? Max Bill, angesprochen auf das Thema „Rationalismus, Kunst und Gestaltung“: „Rationalismus allein genügt nie, Ordnung allein ist langweilig, es braucht kleine Überraschungen, es braucht die Spontaneität.“

Studienarbeiten 55-56

Studenten: Ermano Delugan, Südtirol/ Italien; Olivio Ferrari, Deutschschweiz Tessin; Maurice Goldring, England; Max Graf, Deutschschweiz; Hans Schimmel, Deutschland BRD; Claude Schnaidt, Französische Schweiz.

Beginn des Semesters mit dem Thema Schule, Leitung Max Bill. Die 3-teilige Arbeit bestand aus einer Teamarbeit, einem Projektwettbewerb für Immendingen BRD, eine Schule mit Schwimmbad. Anschliessend an die Wettbewerbsarbeit wurde das Resultat hinterfragt mit Analyse und Kritik, schriftlich abgefasst von jedem Studenten. Abschluss bildete ein Seminar über Pädagogik, aktuelle Beispiele von Schulbauten aus aller Welt,

Schulbau um die Jahrhundertwende, mit Beiträgen der Studenten.

Das war eine gute Einarbeitung in das Thema „Schule in drei Schritten“, vom Konkreten, Speziellen über Analyse und Kritik zum Allgemeinen. Ohne diese Arbeiten in der Abteilung wäre meine Diplomarbeit später nicht entstanden. Für Max Bill und das Team begannen bereits während der Wettbewerbsphase Schwierigkeiten. Claude Schnaidt, Maurice Goldring und Ermano Delugan stellten sich quer, gingen in die Opposition und Konfrontation. Kaum angefangen sich zu finden, zerfiel das Team vollends.

Auf Bills Anordnung folgte Hans Gugelot. Sein Gastspiel war von kurzer Dauer. Gugelot stellte uns eine konkrete Aufgabe. Er hatte für einen Arzt ein Haus zu entwerfen und wir sollten dazu Vorschläge liefern. Die besten Entwürfe würden honoriert werden. Er nannte einen Minibetrag, eine Jury existierte nicht. Die meisten Studenten waren ausgebildete Architekten mit Praxis, die wussten, wie Entwürfe honoriert werden. Geschlossen verweigerten wir eine Ausbildung auf diese Art. Bill musste Gugelot fallen lassen.

Konrad Wachsmann, von seinem Japanaufenthalt zurückgekehrt, begann mit einer für ihn typischen Aufgabenstellung, in der alles offen und möglich ist: Entwickle einen Träger, Material freigestellt, Spannweite unbestimmt.

Wachsmann war stetig präsent, setzte sich zu jedem Studenten an den Tisch, diskutierte und nahm Teil am Suchen. Versuche entstanden in Holz, Kunststoff und Metall.

Ich konzentrierte mich auf einen Blechträger. Vorbild war das Streckmetallgitter, das aus Blech durch Schneiden und Biegen, ohne Abfall hergestellt wird. Über verschiedene Entwicklungsschritte entstand der Blechträger (5).

Eine Blechrolle wird durch das Werkzeug Maschine, ohne Abfall und ohne Teile dazuzufügen, zum Träger geformt. Teile

werden nach oben, nach unten gebogen und bilden Knoten, Ober-, Untergurten und Streben. Wiederholende Vorgänge wie Schneiden (Trennen), Biegen (Verstärken), Schweissen (Verbinden), führen zu einer regelmässigen Struktur. Die Materialverteilung im Raum (Anzahl Streben und Gurtenteile) kann dem Kräfteverlauf angepasst werden. Die Lösung verblüfft durch ihre simple Geometrie (gleichseitige Dreiecke), ist jedoch nicht auf Anhieb nachvollziehbar.

Eine weitere Studienarbeit unter Leitung von Konrad Wachsmann war ein Fussgängersteg in Holz- über einen kleinen Bach bei Ulm, Spannweite ca. 12 - 15 m. Wir erstellten auf Grund von Geländeaufnahmen Gipsmodelle her. Das schliesslich gewählte Tragsystem war ein liegender Kastenträger, versteift mit Längs- und Querträgern, ummantelt mit Sperrholzplatten. Mit Belastungsversuchen an Modellen hofften wir, an die tragfähigste Konstruktion zu gelangen. Die Arbeit fand keinen Abschluss. Nebst den Studienarbeiten gab es Vorlesungen von Max Bense, diverse Vorträge, u.a. von Norbert Wiener. Auch besuchten wir in München die Picasso-Ausstellung und die Foto-Ausstellung „The Family of Man“. Über die HfG Architektur war als Werkstattarbeit ein Konzept für eine Fotoreportage zu erstellen, Leitung Ernst Scheidegger.

In den Semesterferien, Juni- Oktober, Aufenthalt in Paris: Im Architekturbüro Andre'Sive gearbeitet, Matisse-Ausstellung, Besuche bei Georges Vantongerloo, Reise in die Camargue, Arles, Marseille (L'Unité d'Habitation, 47 - 52, von Le Corbusier).

Studienarbeiten 56/57

Meine Ablösung von Wachsmann - Rückkehr zu Bill

Das 3. Studienjahr war für mich das schwierigste. Der Konflikt um Bill verschärfte sich, die Studentenschaft war gespalten. Konrad Wachsmann plante

eine Weiterbearbeitung meines Blech-trägers als nächste Studienarbeit mit der ganzen Abteilung. Gegen das Weg-nehmen widersetzte ich mich mit Erfolg. Wachsmann überliess mir die alleinige Weiterbearbeitung und strafte mich mit seiner Absenz. Der Konflikt war da und führte zur Ablösung.

Allmählich wuchs in mir Widerstand gegen eine Architekturauffassung, welche nur auf Knoten, Konstruktionen und Systeme – materielle Organisationen – fixiert war. Es fehlte die Dimension einer mehr umfassenden, breiteren Problemstellung, u.a. ein direkter Einbezug des Sozialen und Menschlichen. Die Gegenposition zu erarbeiten und zu vertreten gegen die starke Persönlichkeit von Wachsmann führte zur eigenen inneren Stärkung (Selbstfindung). Das Rektoratskollegium bewilligte den Wechsel ins Atelier Max Bill.

Peter Disch (ein Semester nach mir) und Max Graf als Studenten im Atelier Max Bill. In einem halben Jahr bearbeiteten wir zwei konkrete Aufgaben, Wettbewerbsprojekt für die Bauten einer Landwirtschaftsmesse in St.Gallen CH und Projektpläne für ein Wohnhaus mit Kino in Neuhausen am Rheinfluss CH. Nebst den Studienarbeiten gab es Vorlesungen von Max Bense über theoretische Morphologie und Ästhetik, die Wanderausstellung Max Bill im Ulmer Museum, die HfG Tagung des Deutschen und Schweizerischen Werkbundes mit Referat von Max Bill „Umweltgestaltung nach morphologischen Gesichtspunkten“, das Abschiedsfest Max Bill, den Beschluss des Rektoratskollegiums, Diplomanden bei Bill hätten mit nach Zürich zu ziehen. Am 1. Oktober 57 habe ich die HfG Ulm verlassen und bin zusammen mit den Studierenden Peter Disch, Olivio Ferrari, Peter Hofmann, Eva Pfeil, Walter Schaefer, Rolf Schroeter, Margit Staber nach Zürich ins Atelier Bill an die Jenatschstr. disloziert.

HfG in Zürich. Eigenes Architekturbüro,

in St.Gallen ab 59

Nach dem Abgang von der HfG Ulm und der Dislokation nach Zürich hat meine berufliche, selbständige Tätigkeit als Architekt begonnen. Ich war zu einem Projektwettbewerb für ein Oberstufenschulhaus im Pestalozzidorf in Trogen CH eingeladen worden, gewann den Wettbewerb und erhielt die Ausführung. Bill hat meine Abwesenheit von seinem Atelier toleriert und die Wettbewerbsarbeit als Diplomarbeit akzeptiert (6).

Ab 1959 Zwei Arbeiten dokumentiert

- Oberstufenschulhaus Pestalozzidorf in Trogen CH (7) Diplomarbeit, realisiert in den Jahren 59/60
 - Neue Turnhalle, Kantonsschule am Burggraben in St.Gallen CH (9)
- Letzte grössere Arbeit, zusammen mit Heinz Müller, realisiert 1996-1997.

Ein Rückblick

Die HfG war eine Hochschule mit begrenzter Zahl von Studieneinrichtungen und Studierenden. So blieb die HfG für den Einzelnen überblickbar. Wir waren zu sechst in der Abteilung und hatten Bezugspersonen. Mit den Dozenten und Mitstudenten war ein persönlicher Kontakt, waren persönliche Auseinandersetzungen möglich. Dies förderte das Interesse, die Lernfähigkeit, die gesamte Ausbildung und individuelle Entwicklung. Ich habe das Verknüpfen von Leben und Arbeiten bis heute beibehalten. Wo ich mit meiner Familie wohne, da arbeite ich auch. Die Freundschaften mit Fritz Bühler, Peter Disch, Walter Faigle, Willy Herold, Walter Schaefer, Alex Wollner sind mir bis heute geblieben. Praxis und Theorie gleichwertig und aufs engste verknüpft, diese Ausbildungsstruktur war die Basis in der Anfangsphase der HfG. Das war ihre Besonderheit, die Stärke – aber auch die Schwäche. Die Nur-Theoretiker kämpften sich frei, denn „es ginge dann eben leichter und besser“, so meinten sie....

Biographie

- 1926 Geboren in St.Gallen CH
- 1943-45 Lehre als Eisenbetonzeichner
1945-48 Technikum Winterthur, CH, Fachschule für Hochbau, Diplomabschluss
- 1948 Nach dem Krieg erste Reise ins Ausland, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Ischia.
- 1948-54 Praxis in verschiedenen Architekturbüros
- 1949 Reise nach Kopenhagen, Stockholm
- 1952-53 Aufenthalt in Finnland, Helsinki, Otaniemi. Freundschaften u.a. mit dem später berühmten Architekten Reima Pietilä
- 1953 Reise nach Venedig, Ravenna, Assisi, Neapel, Paestum, Palermo, Segesta, Selinunte, Agrigento
- 1954-58 Hochschule für Gestaltung in Ulm D. Diplomabschluss, Hauptreferent Max Bill. Schüler von Itten, Albers, Wachsmann, Bense, Bill
- 1959- Eigenes Architekturbüro in St.Gallen CH

Ausgeführte Bauten

Schulen, Turnhallen, Kindergarten, Kinderhort, Wohnhäuser, Umbauten. Schwerpunkte: Entwicklung von Bausystemen, pädagogischer Schulbau, Planung von Stadtzentren (Quartier- und Kulturzentren), Siedlungsplanung, direkte Planung mit der Bürgerschaft (Offene Planung), Kommissionsarbeit an kommunalen Planungen

Wettbewerbserfolge:

- Oberstufenschulhaus Pestalozzidorf Trogen, ausgeführt
- Schulanlage Langdorf Frauenfeld, ausgeführt
- EXPO Lausanne, 1.Preis, keine Berücksichtigung

- Schulanlage Wil SG, 2. Preis
- Schulanlage Frauenfeld, 3. Preis

- 1962 Mitglied des Schweizerischen Werkbundes SWB
- 1964 Eidgenössisches Kunst Stipendium
- 1968-93 Verschiedene Lehraufträge an der Schule für Gestaltung in St.Gallen
- 1970 Mitglied des Bund Schweizer Architekten BSA
- ab 1976 Publizistische Beschäftigung mit den Themen Umweltgestaltung, Architektur und Kunsterziehung
- 1983-84 Tonbildschau „Kennen sie Adolf Loos?“, ein Architektenportrait, Max Graf, Marco Pfister, Yvonne Steiger, Jakob Hagmann
- 1985 Stadtführer über die Architektur der 20er und 30er Jahre in St.Gallen
- 1989 Anerkennungspreis der Stadt St.Gallen
- 1996 Gestalter einer Ausstellung im Historischen Museum St. Gallen. Raumkunst Lichtensteig, ein Mann probt die Moderne, Traugott Stauss 1898-1952"
- 1991-99 Atelierhaus an der Pegnitz in Nürnberg, Letzter Architektur-entwurf von Max Bill (13). Nach dem Tode (1994) von Max Bill als Gestaltungsberater für die Realisation des Rohbaus zugezogen. Erhard Wagner, Rorschacherberg CH, war zu ständig für die baureife Planung
- 1999 Referent am wissenschaftlichen Kolloquium an der Bauhaus Universität Weimar, „Kunst, Vorbild für Architektur? Architektur, Künstler und Umweltgestalter Max Bill"

Ausgewählte Publikationen

Max Graf, „Oberstufenschulhaus Pestalozzidorf Trogen, Baujahr 1959/60" in Schweizerische Lehrerzeitung, Zürich, 23. Mai 1968

2 x 99 (Graf/Menig), in Bauen mit Systemen, Thomas Schmid/Carlo Testa, Artemis' Verlag, Zürich, 1969

Max Graf, „Das rote Bologna", in St.Galler Tagblatt, Zeitlupe, 18. Juli 1976

Max Graf, „Die Architektur der ETH Zürich", in St.Galler Tagblatt, Zeitlupe 21. November 1976

Ebenfalls erschienen im Zürcher Tagesanzeiger vom 25. November-1977

Claudius Babst, „Neue Idee für Olma auf Kreuzbleiche, Autoren Willi Menig, Max Graf", in St.Galler Tagblatt, 16. April 1977

Max Graf, „Lebensfreundliche Umwelt", in St.Galler Tagblatt., Zeitlupe, 2. April 1978.

Max Graf, „Mit den Betroffenen gemeinsam Planen", in St.Galler Tagblatt, Zeitlupe, 6. April 1980.

Max Graf, „St. Gallen und das Neue Bauen – ein Stadtführer zur Architektur' der 20er und 30er Jahre", in Neues Bauen in der Schweiz, Nr. 1, Schweizer Baudokumentation, Blauen, 1985

Max Graf, „Umgang mit Bildern", in Kunst Nachrichten, Zeitschrift für internationale Kunst, Ex Libris Verlag, Zürich, Oktober 1985.

Max Graf, „Mit dem Flachdach gegen Jugend- und Heimatstil", in Das Neue Bauen' in der Ostschweiz, ein Inventar, SWB Schweizerischer Werkbund, Sektion Ostschweiz, 1989.

Max Graf, „vor und nach ulm", Waser Verlag, Zürich, 1989. (8)

Max Graf, „Abkehr vom blossen Schein", in Zeitschrift Fön, Nr. 14/10 Jahre Kunsthalle, St.Gallen, Mai/Juni 1995

Max Graf, „Möbel", in Raumkunst Lichtensteig, Ein Mann probt die Moderne, Traugott Stauss (1898 – 1952), Sabon Verlag, St.Gallen, 1996

Max Graf, „Glas versus Beton", Sanierung und Erweiterung der Turngebäude der Kantonsschule St. Gallen, 1994 – 1996, in Zeitschrift Werk, Bauen + Wohnen, Dezember 1997.

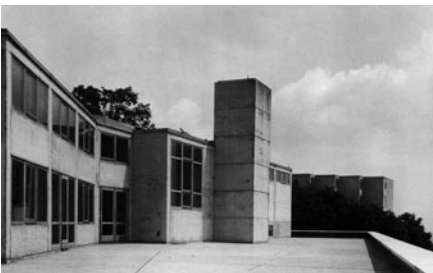
Diego Peverelli/Max Graf – Interview, "Transparente Funktionalität", in Zeitschrift Bauen + Bewirtschaften, b+b Verlag, Glarus, Dezember 2000

Max Graf, „Oberstufenschulhaus Pestalozzidorf Trogen, Baujahr 1959/60", in Eternit Schweiz, Architektur und Firmenkultur seit 1903, gta Verlag, Departement Architektur ETH Höggerberg, Zürich, 2003

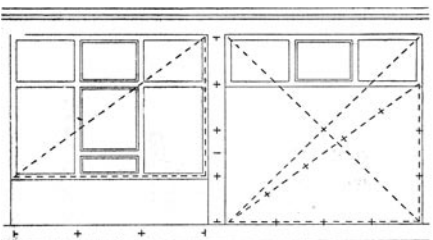
Max Graf
Kirchgasse 11
CH 9000 St. Gallen



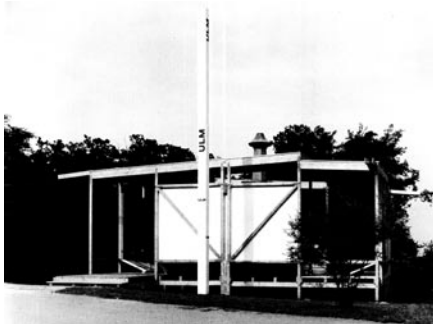
1



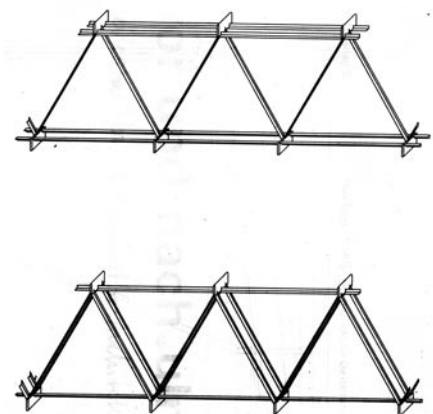
2



3



4



5



6

Das Pestalozzidorf auf einem Hügel bei Trogen CH entstand nach dem Zweiten Weltkrieg im Bestreben, heimatlose Kinder in einer Gemeinschaft zu erziehen. Hans Fischli baute die ersten Häuser ganz im Stil der lokalen Bautradition, zumal der Heimatschutz Appenzellerhäuser forderte. Bei der Formgebung der Oberstufenschule, mit der das Pestalozzidorf erweitert werden sollte, orientierte ich mich als Projektverfasser primär am pädagogischen Konzept, das insbesondere Werk-, Freiluftunterricht und Gruppenarbeitsräume integrierte. Zusammen mit Ingenieur Willi Menig wurde ein Elementbausystem in Holz entwickelt. Als Wetterschutz sind grossformatige Eternitplatten angebracht. Zur Erweiterung gehörten ebenfalls ein Kindergarten und zwei Wohnungen für die Mitarbeiter.



8

Abbildungen

- (1) Federzeichnung
Hochschulbauten, entnommen aus dem Buch „Form“ von Max Bill. Das Buch „Form“ wurde zum Fundament der HfG Gründungsphase und der anschliessenden Max Bill Ära.
- (2) Terrasse mit Kamin vor Mensa und Küche mit Blick auf den Studentenwohnturm. Kalkül und Einfall sind erkennbare Aspekte der Gestaltung.
- (3) Gliederungsschema für Öffnungen in Fassaden und Wänden mit dreiteiligen Fensterunterteilungen. Konsequente Strenge im Grundmuster.
- (4) Pavillon der Stadt Ulm an der Landesgewerbeausstellung in Stuttgart, 1956
Gestalter waren HfG Lehrer, nebst Max Bill der Grafiker Otl Aicher, der Künstler Friedrich Vordemberge – Gildewart.
- (5) Entwicklung eines Trägers, 1956, Konrad Wachsmann, Max Graf.
Oben: Ober- und Untergurt zweifach. Strebe einfach geführt.
Unten: Ober- und Untergurt einfach. Strebe zweifach geführt.
Dokumente in der HfG Sammlung, Stadtarchiv der Stadt Ulm.
- (6) Diplom der Hochschule für Gestaltung Ulm, 1959
- (7) Pestalozzidorf, Trogen
- (8) Ein Werkstattbericht eines HfG Absolventen von 1952 bis 1989

(9) Kantonsschule am Burggraben,
St. Gallen. Turnanlagen

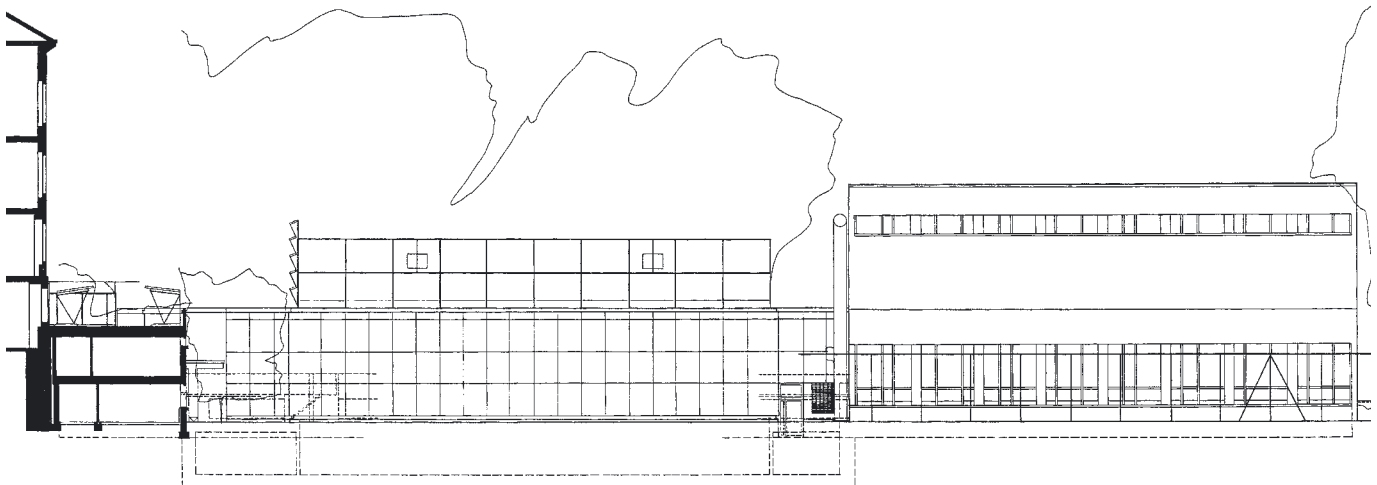
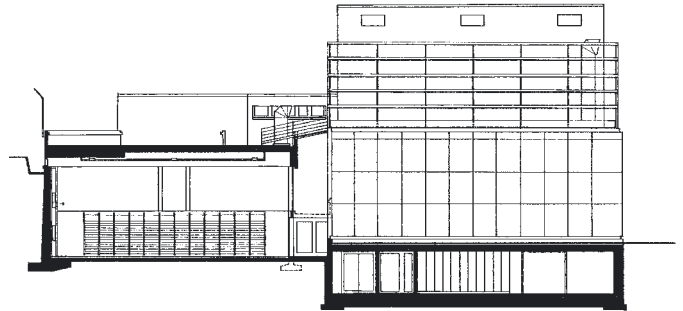
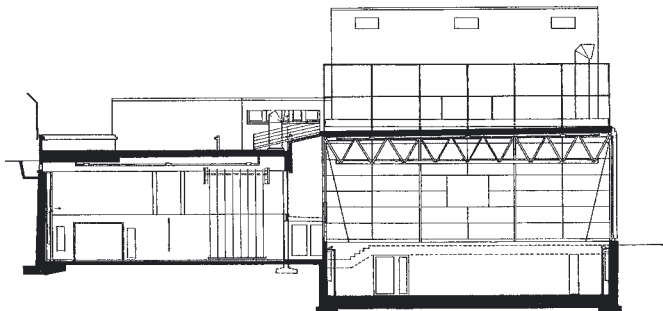
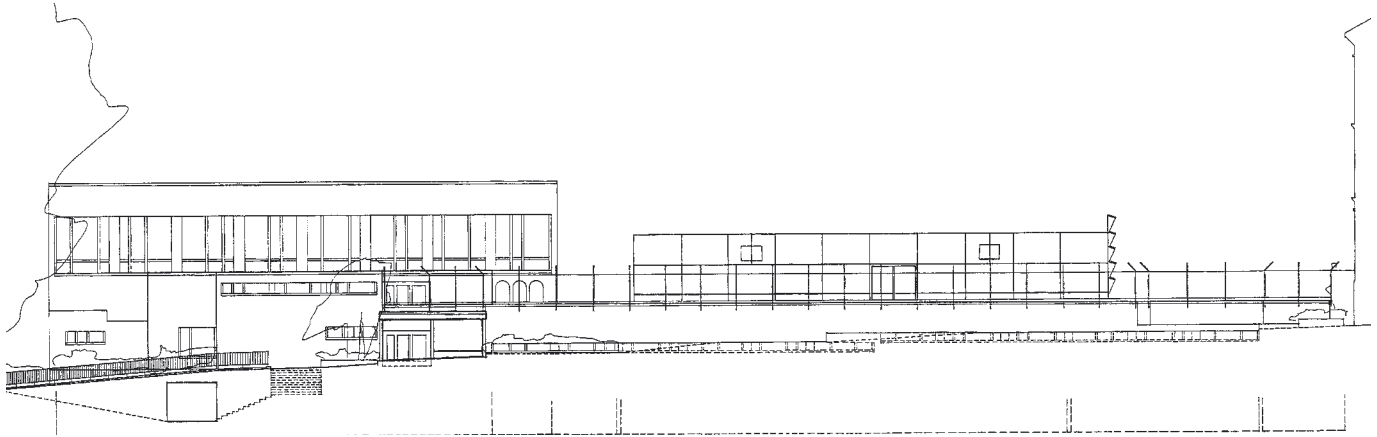
Sanierung und Erweiterung der
Turngebäude

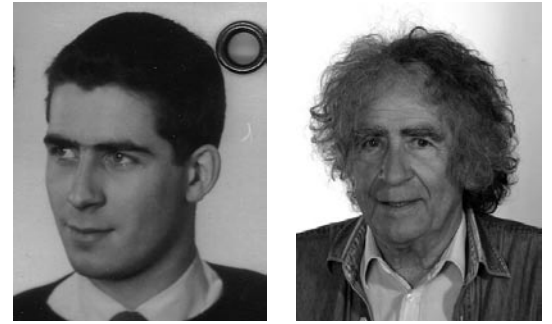


Neue Halle



Neue Halle





Warum an der ulmer Schule studieren?

Ich berichte als ehemaliger Student, der von 1955 bis 1960 an der Ulmer Schule studierte, und stelle keine historische Analyse an. Die Erfahrung, die ich Ihnen hier mitteile, ist eng mit den Studien in den Abteilungen „Architektur“, später „Bauen“ und anschließend „Industrialisiertes Bauen“ verknüpft. Die sehr persönliche Erinnerung an diese nunmehr fünfzig Jahre zurück liegende Vergangenheit wird, so hoffe ich, auch eine kritische oder gar selbstkritische Dimension des Gedenkens an die Ulmer Schule haben.

Als Schüler, der kurz vor der Matura am Gymnasium so seine Schwierigkeiten hatte, erhielt ich in meiner letzten Beurteilung den Vermerk „absolut schuluntauglich“. 1948 schlug mein Vater, der Bauingenieur war, mir vor, eine Lehre zu machen, und ich entschied mich für eine Ausbildung als Bauzeichner. Mit dem Zeugnis in der Tasche ging ich 1952 nach Paris, um mich in einem Architekturbüro an den Champs-Élysées „durchzuschlagen“, wo man Schweizer zum Zeichnen von Ausführungsplänen schätzte. Ich wohnte in einem kleinen Hotel in Saint-Germain-des-Prés und meine berufliche Produktivität vertrug sich kaum mit meinem Pariser Leben am Ende dieser existenzialistischen Periode. 1954 traf ich in einem Büro in Lausanne Florian Tienhaus, einen jungen deutschen Architekten, der gerade sein Diplom gemacht hatte und dem ich von meinem Wunsch erzählte, Architektur zu studieren. Eines Tages kam dieser junge Praktikant mit einem soeben in der Zeitschrift „Werk“ erschienen Artikel von Max Bill ins Büro. Hier hiess es, dass eine ganz neue Schule für Architektur und Industriedesign im Süden Deutschlands eröffnet werden solle.

Mein Kollege, der sich für diese neue Schule interessierte, meinte, dass sie mir vielleicht zusagen würde, und lud mich ein, ihn nach Ulm zu begleiten. Im

Dezember 1954 stahlen wir uns aus dem Büro, um durch die Schweiz und über den Bodensee in die französische und dann die amerikanisch Besatzungszone an den Ufern der Donau zu gelangen. Der Campus der Universität befand sich zu dieser Zeit im Bau auf einer Anhöhe in der Nähe von Ulm. In der Stadtmitte, wo die Schule sich provisorisch eingerichtet hatte, trafen wir Max Bill. Er war der Rektor der Hochschule für Gestaltung und Florian Tienhaus wurde sein Assistent.

Die ersten Schritte

Kandidaten ohne Matura oder Abi konnten auf der Grundlage einer vorgelegten Mappe mit Arbeiten aufgenommen werden. Ich reichte also meine Mappe mit meinem Ausbildungszeugnis, den Bescheinigungen meiner Praktika in Paris und Lausanne und einem etwas überraschenden Fragebogen ein, den wir auszufüllen hatten. Diese kulturelle, künstlerische und sogar politische Offenheit sollte mir die Härten der Normalität einer traditionellen Ausbildung ersparen. Im Sommer 1955 wurde ich zum ersten Jahr (Grundlehre) zugelassen, das den drei Jahren in der Abteilung Architektur vorzugehen sollte.

Die offizielle Einweihung der Ulmer Schule fand am 5. Oktober 1955 statt mit einem meisterlichen Vortrag von Walter Gropius, der die Verbindung zum Bauhaus der zwanziger und dreissiger Jahre herstellt. Nach dem Entwurf von Max Bill wird einer der ersten Universitätscampusse Mitteleuropas fertig gestellt. Für einen Romanen in diesem Germanien der Nachkriegszeit wirkte die Atmosphäre streng und ein wenig kalvinistisch, aber gemeinsam mit den Lehrenden befanden wir uns an einer der modernsten Stätten dieser Epoche.

Jeder Ort in der Schule wird von dem allgegenwärtigen Hocker beherrscht, den Max Bill und Hans Gugelot ent-

worfen hatten: im Auditorium, in den Seminarräumen, in den Ateliers, in der Mensa, der Bibliothek bis hin zu den Schlafräumen der Studenten. Als eine Frucht des Ulmer Designs ist dieser Hocker ein wahres Kultobjekt, der zu bestimmten gemeinschaftlichen Ritualen einfach dazu gehört. Dies vermittelt einen Eindruck davon, was Vorstellungskraft oder Faszination bei einem Studenten hervorrufen können, was bis zu ideologischen Ausschweifungen inmitten einer relativ geschlossenen Gemeinschaft und sogar bis zu gropiusschen Reibereien gehen kann.

Entscheidung für das Experiment

Die Vorstellung, mein Studium an einer neuen Einrichtung auf internationaler Ebene zu absolvieren, hatte trotz der Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache den Ausschlag für meine Entscheidung gegeben. Humanwissenschaften sollten meine technische Berufsausbildung ergänzen und ich nahm an einem seiner Art nach einmaligen „Experiment“ teil. Der Ausdruck „Experiment“ entsprach ganz besonders gut meinen existenziellen Bestrebungen zu dieser Zeit. In den fünfziger Jahren an der Ulmer Schule zu studieren, bedeutete wirklich, das Risiko eines einzigartigen Experiments einzugehen.

Professoren oder Studenten – zahlreich sind die grossen Geister und die Entschlossenen, die mich beeindruckt haben, angefangen mit der ersten Generation zwischen 1955 und 1960. Bei meiner Ankunft auf dem Campus waren da zunächst zwei Ehemalige des Bauhauses, deren starke Persönlichkeiten fest in meiner Erinnerung verankert bleiben: Frau Nonne-Schmidt und Max Bill – den man den „umfassenden Menschen“ nannte, den Maler, Bildhauer, Designer und Architekten.

Unter seiner Leitung als Rektor wurde die Ulmer Schule sofort zu einem Ort, an dem man nicht vorbei kam, wo renommierte Referenten für einen Tag oder ein Seminar Station machten. Schon ab den ersten Kursen der Grundlehre wird uns ein breites Spektrum an Veranstaltungen präsentiert. Auch die Ausbildung ist sehr abwechslungsreich – von der Methodologie bis zur Stadtsoziologie, von der Philosophie bis zur Anthropologie, von der visuellen Wahrnehmung bis hin zur industriellen Produktivität. Diese Fülle an Fächern und Ideen gilt es, aufzunehmen und zu verarbeiten, ohne seine eigene kritische Einstellung aufzugeben.

Die „Entschlossenen“ oder „Unbeugsamen“ bestimmter Erkenntnisse mussten zwangsläufig ihre Anhänger finden. Das Risiko einer Indoktrinierung bestand, aber meine autodidaktische Natur war stark genug, um zu widerstehen. Als „Ungläubiger“ wurde ich nicht zum „Aktivisten“. Während ich aufmerksam auch die extravagantesten Reden verfolgte, die fester Bestandteil des Experiments waren, lag es an mir, das Wesentliche daraus abzuleiten.

An der Ulmer Schule waren wir in ein kulturelles Brodeln eingetaucht und schon in den ersten Kursen konnten eventuelle ideologische Ausschweifungen zu heftigen Konfrontationen führen. Da ich für jegliche Form von Experimenten und ihre Auswirkungen gerüstet war, spürte ich die Grenzen, die es nicht zu überschreiten galt, um ein zeitlich begrenztes Experiment zu überleben, so aussergewöhnlich es auch sein mochte. Nach fünfzehn Jahren des Bestehens war das Ende dieses Experiments meiner Meinung nach abzusehen, auch wenn das Warum Interpretationsspielraum lässt.

Von der Fiktion zur Realität

In bestimmten Momenten hatte ich den Eindruck, dass die „Fiktion“ die „Realität“ während meines Studiums überholen könnte und dass alles wieder in Ordnung käme, wenn ich wieder in den Produktionsprozess des Bauwesens zurückkehren würde.

Das war vor allem in den Bereichen des Bauwesens der Fall, denn wir wissen ja, dass Forschen und Experimentieren am Bau Probleme der Grösse aufwerfen. In den drei anderen Abteilungen (Design, Grafik und Information) war das etwas weniger der Fall. Es ist daher verständlich, dass man hier mehr Raum brauchte, damit sich „visionäre Formen“ der Forschung innerhalb eines „Ideals“ der avantgardistischen industriellen Produktion der Zeit ebenso exzentrisch entwickeln konnten. Wenngleich der Ansatz einiger Lehrender aus einer Welt an den Grenzen zur Utopie stammte, übten ihre Ausschweifungen dennoch auf den Mann vom Fach, der ich war, eine gewisse Faszination aus.

Im Vergleich zu anderen Architekturschulen orientierte sich die Basis der theoretischen Beiträge der Ulmer Schule ganz besonders an der Analyse, der Wahrnehmung, am Ansatz oder der Methode. So zwang uns beispielsweise Tomas Maldonado, dieser von einer undogmatischen Strenge geprägte „Romane“ dazu, die Grenzen unserer strategischen Bestrebungen durch die Zeichnung, die Form, die Farbe oder den Raum zu entdecken. Diese Provokation von „sich selbst“ sollte eine unumstössliche Grundlage unseres Nachdenkens über konzeptuelle Probleme sein, und der introspektive Ansatz sollte eine unmittelbare Ergänzung für die Fortsetzung unserer Forschungsarbeiten in der Abteilung unserer Wahl sein.

Der Beitrag der Baumeister

Inmitten der Phase des Wiederaufbaus in Europa kam das experimentell Neue sehr oft aus Amerika, wo verschiedene Emigranten in den dreissiger Jahren Zuflucht fanden. Das war der Fall bei Konrad Wachsmann, diesem geborenen Baumeister, der sich für grosse dreidimensionale Strukturen und den „Knoten“ oder den Angelpunkt dieser Ensembles interessierte.

Mit ihm nahm die Forschungsarbeit sofort eine Dynamik des „Teamwork“ an, bei dem die Aufgaben von Woche zu Woche methodisch unter den Teilnehmern aufgeteilt wurden. Der untrennbar mit seiner weissen Krawatte und seiner Zigarre verbundene „Meister“ verstand es vorzüglich, bei unseren Arbeiten an der Realisierung von Modellen im Massstab 1:1 von Charme, Strenge und seiner Überzeugungskraft Gebrauch zu machen. Wir arbeiteten bis spät abends oder sogar an Wochenenden in den Holz- und Metallwerkstätten.

Es gab auch Gastvorträge wie beispielsweise von Buckminster Fuller, dem Entwickler und Erbauer der berühmten geodätischen Kuppel. Ich erinnere mich an einen Vortrag, den er 1958 hielt. In Begleitung von zwei jungen Assistenten hatte er seinen Vortrag vor einem überfüllten Auditorium begonnen mit den Worten: „Mein Bild vom Universum...“. Es war halb elf am Vormittag, und sein Vortrag sollte über drei Stunden dauern. Er war mit seinem breiten amerikanischen Akzent nicht immer leicht zu verstehen. Er hoben Hauptes schob er hin und wieder seine Brille hoch und verstand es perfekt, sein Publikum zu fesseln. Selbst wenn wir seinem Vortrag streckenweise nicht folgen konnten, blieben wir fasziniert von seinen Forschungen, die gelegentlich so weit gingen, dass sie bestimmte Erkenntnisse der Statik in Frage stellten. Eine weitere Erfahrung am Rande des Imaginären.

Aber Europa stand bei Forschung und Experimenten nicht zurück. In unserer Abteilung Bauen strebten alle Lehrenden eine Standardisierung der industriellen Produktion im Bauwesen an. Die theoretischen Kurse, die praktischen Arbeiten und die Beiträge von Referenten zogen uns in diesen „Bann“ der Produktivität. Das war eine Stimulation, deren Auswirkungen zwangsläufig über unsere Studien hinaus spürbar sein musste.

Um diese Skizze des „Ulmer Ideals“ abzurunden, sei erwähnt, dass wir wahrscheinlich mit Herbert Ohl, dem Architekten, der die Abteilung Bauen leitete, die Grenzen des Extremen erreicht hatten. Auch er war ein hartnäckiger Idealist, was sein gigantisches Projekt eines kugelförmigen Kinos belegt, das uns an Werke von Boullé oder Ledoux denken liess, diese beiden französischen Visionäre des 18. Jahrhunderts. 1958 gründete er das Institut für industrielles Bauen (IIB) und leitete die Studien „Integrales und universelles Bausystem“, die mit der Beteiligung von Studenten betrieben wurden. Wie bei einem „Kartenhaus“ bestand die Grundidee darin, ein Prinzip einer selbsttragenden Konstruktion aus leichten, 5 cm dicken Platten aus Aluminium in Sandwich-Bauweise zu entwickeln. Die Idee von einer extrem leichten und industrialisierten Bauweise faszinierte uns. Wir hatten sogar geplant, dass eine Platte (2,40 x 2,40 m) in 180 Sekunden montiert sein müsste und dass man 7 Stunden und 18 Minuten brauchen würde, um eine eingeschossige Standardwohneinheit zu errichten.

Soziales im Vordergrund

Zum Abschluss meiner Studien in Ulm im Jahr 1959 musste ich eine Diplomarbeit vorlegen, die eine praktische und eine theoretische Komponente enthielt. Mit meinem Partner Klaus Franck legte ich ein Programm vor, mit dem man die Kompatibilität eines solchen

Bausystems mit der realen Nachfrage nach Wohnraum überprüfen konnte. Dank der Verbindungen der Ulmer Schule zur Firma Max Braun in Frankfurt stimmte dieses grosse Unternehmen dem Projekt einer Wohnstadt für 70 Familien von Mitarbeitern zu, die an einem in unmittelbarer Nähe gelegenen Industriestandort tätig waren. Zunächst einmal galt es, die sozialen Belange der Arbeiterwohnung zu berücksichtigen. Hierzu nahm ich Kontakt zu dem Soziologen Paul-Henry Chombart-de-Lauwe in Paris auf, der gerade die Publikation „La vie quotidienne des familles ouvrières“ („Der Alltag von Arbeiterfamilien“) veröffentlicht hatte. Für die Bearbeitung der baulichen Probleme wandten wir uns an den Architekten Jean Prouvé.

Mit Unterstützung unseres Sozio-logieprofessors Hanno Kesting haben wir dann unseren „Fragebogen zu den aktuellen und künftigen Wohnbedingungen mit dem Ziel der Entwicklung von neuen Wohneinheiten“ ausgearbeitet. Mit einer Erhebung in 10 Untersuchungsbereichen und 300 Fragen an potenzielle Bewohner grenzte dieses Programm an eine produktivistische Utopie des Bauens, die von einem einfühlsamen Herangehen an die Benutzer gemildert wurde. Es kombinierte zwei Merkmale der absolvierten Ausbildung: High-Tech und die Bedürfnisse des Einzelnen und der sozialen Gruppe.

Für die statistische und kombinatorische Analyse sowie für die Forschung hatten wir Kurse bei den Professoren Max Bense, und später Horst Rittel belegt. Die theoretische Ausbildung umfasste auch den „Feedback“ oder die Retroaktion, die Norbert Wiener in seinem ersten Werk „Kybernetik und Gesellschaft“ entwickelt hatte. Ein Referenzwerk von einem der Väter der Kybernetik, der 1957 auch nach Ulm kam, um einen Vortrag zu halten. Ende der fünfziger Jahre steckte die Informationstechnologie jedoch noch in ihren Kinderschuhen und der erste

Personal Computer kam erst zwanzig Jahre später auf. Wir haben also die Ergebnisse des Fragebogens, den uns die potenziellen Bewohner zurück geschickt hatten, in ein Lochkartensystem vom Typ „Keysort“ im Format A4 übertragen. Das Sortieren der Daten erfolgte dann manuell und mit Hilfe von Nadeln, die durch die äusseren Löcher gesteckt wurden, um eine präzise statistische Auswertung zu erhalten.

Mit diesen rudimentären technischen Mitteln, aber auf der Grundlage von sehr präzisen betrieblichen Daten haben wir dann die acht Arten von Wohnungen für Familien von 3 bis 6 Personen geplant. Vom Plan des Viertels bis hin zur Anpassung der Wohneinheiten eignete sich das vom IIB (Institut für Industrialisiertes Bauen) entwickelte selbsttragende Sandwich-System ausgezeichnet für die Typologie der Wohnungen und damit für die Bedürfnisse der Benutzer. Auf der Grundlage eines wohnsoziologischen Ansatzes, der mit der europäischen Normung konform war, und durch die Verwendung eines Bausystems, das bei Industrieproduktion ganz vorn lag, hatten wir praktisch die logistische Perfektion bei der Projektierung dieser Wohnungen erreicht. Indem wir alle Impulse unserer theoretischen und praktischen Ausbildung auf die Probe stellten, waren wir in unseren Ideen und Untersuchungen der Apotheose nahe.

Auch hier schien im Rahmen eines Experiments, das uns das Privileg einer für diese Zeit grossen Unabhängigkeit in der Ausbildung verschaffte, die Fiktion wieder die Realität zu überholen. Wir wussten bereits, dass wir am Ende unseres Studiums über eine absolut aussergewöhnliche Beherrschung des Ansatzes, der Methode, der Arbeitsorganisation und der Forschung bis hin zur sozialen und anthropologischen Herangehensweise an Wohnraum und damit an den potenziellen Benutzer besitzen würden. Von dieser Zeit an sollte sich meine Vorstellung wie

auch mein Prozess des Nachdenkens auf diesen Begriff der „Retroaktion“ oder des ständigen Hinterfragens meiner selbst stützen. Diese kurze Analyse des „Ulmer Ideals“ zeigt, dass das Anwenden der Utopie auf die Realität kein Integrationsproblem aufgeworfen hat.

Zurück in den Beruf

1959 waren wir die ersten Diplomanden der Schule in Architektur und einige von uns wollten in die Berufspraxis gehen oder diese wieder aufnehmen. Wie würden die Auswirkungen einer für ihre Zeit avantgardistischen Ausbildung aussehen?

Mit fünf Jahren Praxiserfahrung vor meinem Studium machte ich mir überhaupt keine Sorgen, als man mir 1960, ganz in der Nähe, in Bayern, einen ersten Auftrag über den Entwurf eines Bildhauerateliers mit einer Wohnung im ersten Stock anvertraute. 1960, als ich in Ulm am IIB arbeitete, wurde ich von Architekten für die Planung eines Industrie- und Verwaltungskomplexes in Lausanne angesprochen (1). Ich fand also in mein berufliches Umfeld zurück, das ich fünf Jahre zuvor verlassen hatte. Dieser Auftrag gab mir die Gelegenheit, die in Ulm erworbenen Kenntnisse in der Praxis umzusetzen durch die Anwendung der Masskoordination und durch die Standardisierung der Pläne und der Bauelemente, von der tragenden Konstruktion bis hin zu den Innenwänden und den Fassaden.

Dieses Programm und die Studie von modular gestaltbarem Raum ($M = 1,40$ m) für die Büroaktivitäten sollten ein Umstellen von vertikalen Wandelementen in Abhängigkeit von den administrativen Aktivitäten im Laufe der Zeit ermöglichen oder sogar eines Tage zur Akzeptanz der Bürolandschaft führen. Doch im Falle der Büros erwies sich dieses Bemühen um Flexibilität als absolut überflüssig, weil es wesentlich bequemer war, bestimmte Aktivitäten oder einen Teil des Personals

zu verlegen, statt die Anordnung der Räumlichkeiten zu verändern.

1963, nach einem kurzen Aufenthalt am CICS (Centre International de la Construction Scolaire) in Lausanne für eine Studie zu Fertigteilsystemen für standardisierte Schulen, wurde ich von dem Bauingenieur J.-M. Yokoyama eingeladen, mich an der Gründung des Büros ETIC (Etudes Techniques et d'Industrialisation de la Construction) zu beteiligen, das 550 Wohnungen in Lausanne erstellen sollte. Diese Beziehung mit einem Bauingenieurbüro reizte mein „après-Ulm“-Ego aufs Äusserste, weil ich wusste, dass diese Arbeit mit einem aussergewöhnlichen Mass des Experimentierens verbunden sein würde. Dieses imposante Programm von kollektivem Wohnungsbau entsprach ganz meinen Interessen, sowohl auf sozialer als auch auf baulicher Ebene.

Inmitten einer Phase der Entwicklung der Produktivität in Europa entdeckte ich sehr schnell eine Übereinstimmung mit den Zielen des Ingenieurs und dem, was ich an der Ulmer Schule gelernt hatte. Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser. Ich fand eine Sprache wieder, die mir vertraut war, die Organisation, die Methode, die Bedeutung der Planung und der Mechanisierung der Produktion.

Im gemeinsamen Auftrag von Architekten und Ingenieurbüro leite ich die „Groupe opérationnel Pont-des-Sauges“ (2) (1963–1968). Die in „pluridisziplinären Arbeitsgruppen“ organisierten ersten Studien wird in Übereinstimmung mit den europäischen Normen der „Masskoordination im Bauwesen“ durchgeführt. Bis ins letzte Detail wird das Ganze projektiert mit einem Modul von 10 cm und in einem Raster von 0,6 m. Es wird alles im Hinblick auf eine fabrikseitige Vorfertigung des Rohbaus auf der Basis einer sehr strengen Planung der Produktion unternommen. Das angestrebte Ziel ist eine „Trockenmontage“

aller vorgefertigten Teile auf der Baustelle ohne Gerüst. Den logistischen Beitrag leistet eine „Planungseinheit“, die Jan Sargeant leitet, ein weiterer Ehemaliger von Ulm, der die gesamte Koordination der Aktionen mit der PERT-Methode (Program Evaluation Review Technics) überwacht, einem Vorläufer der informationstechnischen Mittel, über die wir heute verfügen. Alle Rohbau- und Ausbauunternehmen beteiligen sich an dieser sehr ausgefeilten Planung der Aktivitäten.

In diesem hemmungslosen Rennen um Massenproduktion kommt eine andere Schwierigkeit auf. Der geplante Produktionsrhythmus in der Fabrik soll bei 1,5 Wohnungen pro Tag liegen. Doch man musste sehr schnell feststellen, dass trotz einer strengen Planung zwar die Fertigung und Montage der Rohbauteile mit voller Geschwindigkeit liefen, aber die Innenausbauten nicht mehr Schritt halten konnten. Die Tatsache, dass Produktion und Montage von Rohbauteilen nicht mehr gestoppt werden konnten, hatte finanzielle Konsequenzen für das gesamte Projekt. Noch vor Abschluss der Arbeiten beschwerten sich die ersten Mieter über die Erhöhung der Mieten, was sogar so weit ging, dass eine grosse Demonstration in den Strassen der Stadt organisiert wurde. Wir sind am Ende der sechziger Jahre, die Wirtschaftskrise droht mit Aussichten auf „Nullwachstum“.

In Europa wird in den folgenden zehn Jahren das Ende dessen bestätigt, was man „Massenproduktion“ nennen wollte. Das war auch das Ende des Prinzips „Alles aus Fertigteilen“ aus der Fabrik zugunsten einer neuen Norm der Rationalisierung der Bauweisen vor Ort.

Doch von 1965 bis 1967 wurde J.-M. Yokoyama als Lehrer an die Ulmer Schule berufen, wo er seine Erfahrung sowie die Erkenntnisse dieser Periode der intensiven Produktion im Bauwesen vermittelte.

Dekonstruktion

1968 bin ich mit der Veröffentlichung der Bilanz der „Opération Pont-des-Sauges“ (3) und dem Drehen eines Films (4) über dieses Projekt am Ende meiner post-ulmer Aktivitäten im privilegierten Umfeld der Schweizer Wirtschaft angelangt. Denn mitten im „Pager Frühling“ bekomme ich das Angebot für die Zusammenarbeit mit einem grossen Büro für Stadtplanung und Architektur in Prag, um eine ganz neue Erfahrung mit der „Massenproduktion“ zu machen. 5'000 Wohnungen in einem Land, das den Ausstieg aus der Staatswirtschaft versuchte. Unterwegs nach Prag machte ich noch einmal in Ulm Station, um einen Freund wiederzusehen, der dort geblieben war. Als ich mich am Morgen des 20. August aufmachte, fuhr ich zur selben Zeit nach Prag wie die Truppen des Warschauer Paktes. Dieser neue „Versuch“ verwandelte sich in eine ungewöhnliche Erfahrung von drei Wochen, eine Art „städtebauliche Metamorphose“, die mir helfen sollte, die ganze Arroganz der „Ideologie“ zu verstehen, wenn eine weitere Fiktion Realität wird.

Auf dem Rückweg mache ich noch einmal in Ulm Station, um einige Zeit in einem Architekturbüro zu arbeiten. Ironie des Schicksals: Wir schreiben den Oktober 1968, das „Ulmer Ideal“ bricht zusammen, und die Schule schliesst ihre Tore.

Nach acht Jahren in der Produktion des Bauwesens werde ich als Assistent der Abteilung Architektur an die Polytechnische Hochschule der Universität Lausanne berufen, bevor ich im Oktober 1969 zum Professor für Industrialisierung im Bauwesen an der Hochschule für Architektur der Universität Genf ernannt werde. Diese neue Erfahrung ist im Wesentlichen didaktischer Natur und steht unter dem intensiven Einfluss der Erkenntnisse von Ulm und ihrer Umsetzung in den Bereichen des Bauwesens. Nach 20

Jahren Lehre setzt sich meine Laufbahn als Gutachter fort und später als Berater für die Sanierung des architektonischen Erbes des 20. Jahrhunderts.

Ich habe von einem „Ulmer Ideal“ gesprochen im Kontext der industriellen Produktion im Bauwesen der sechziger Jahre. Heute, aus einem gewissen Abstand betrachtet, ist dieser „Feedback“ vor allem eine „Erinnerung“ dessen, was ich unter vielen Anderen an der Ulmer Schule erlebt habe.

Diese aussergewöhnliche Erfahrung hat in einem begrenzten Zeitraum stattgefunden. Das 20. Jahrhundert hat zahlreiche ideologische Bezugspunkte aufgereiht, die sein kreatives Umfeld geprägt haben – vom Konstruktivismus zu den Expressionisten oder vom Funktionalismus zum Neoakademismus. Wer hätte sich am Ende der „Sixties“, als die Produktivität und die Ulmer Erfahrung ein Ende fanden, das Aufkommen der postmodernen Gegenströmung vorstellen können, auf die wiederum der Dekonstruktivismus folgte, die Teil unseres derzeitigen täglichen Umfelds werden sollten?

Die „ismen“ und „isten“ der Zeit nehmen kein Ende, und wenn man sie auflisten wollte, könnte das mitunter zeigen, dass die ideologische Macht oder das Bedürfnis zu überzeugen nur für die Dauer eines „Experiments“ bestehen müssen und können, ganz gleich, wie kurz es auch sein mag. Das war meiner Einschätzung nach der Fall bei der Ulmer Schule. (oder aber: Die Ulmer Schule ist ein Beispiel hierfür?)

Anmerkungen

- 1) Imprimeries Réunies SA / Edipresse (24 Heures)
Lausanne. P. Bussat Et J.-M. Lamunière, architectes, Genève
- (2) Calame Et Schlaeppli Architectes, Lausanne. ETIC, J.-M. Yokoyama Ingénieur, Lausanne
- (3) D. Gilliard, R. Krebs, J. Sargeant. – Opération Pont des Sauges – Rapport final sur l'organisation du travail, le développement des études et la réalisation de la première étape de construction 1964–1968. (66 Seiten, 68 Abb.)
- (4) F. Reusser Cinéaste – 16 mm Film « Pont des Sauges » (20 Min.). 1968. Cinémathèque Suisse, Lausanne

jdd.gilliard@swissonline.ch

Die Zeit in und nach Ulm

Urs Beutler



Im Anschluss an eine Bauzeichnerlehre und eines Praktikums in Basel und Stockholm bewarb ich mich um die Aufnahme an die Hochschule für Gestaltung. Mein Interesse an Ulm wurde damals geweckt durch verschiedene Publikationen in der Fachpresse. Nach dem positiven Bericht aus Ulm machte ich mich vor 49 Jahren erwartungsvoll zum erstenmal von der Strassenbahn-Endstation auf den Weg Richtung Kuhberg. Leider waren die Zimmer im Wohnturm schon alle besetzt, sodass wir „Neuen“ gezwungen waren extern zu wohnen. Frau Rösner vom Sekretariat hatte mir freundlicherweise eine private Unterkunft auf dem benachbarten Eselsberg besorgt, wo ich bis zur Über-siedlung auf den Kuhberg wohnte.

An der Bar trafen wir uns erstmals mit Studenten die schon längere Zeit hier waren. Wie sich bald herausstellte war die Bar der zentrale Ort für den täglichen Gedankenaustausch. Dort wurde diskutiert, gelacht und Schulpolitik betrieben. Studenten aus verschiedenen Nationen hatten sich in der Grundlehre zusammengefunden, darunter Shutaro Mukai aus Japan, Bertus Mulder aus Holland, Monika Buch aus Spanien, Oswald Glean Chase aus Trinidad, William S. Huff aus den USA. Die grösste Gruppe bildeten die Deutschen, gefolgt von den Schweizern.

Max Bill als Mitbegründer der HfG und ehemaliger Schüler am Bauhaus vertrat im Grundsätzlichen das Konzept von Weimar und Dessau. Im Grundkurs wurde dieses Modell übernommen, wobei Maldonados Philosophie den strukturellen Aufbau des Lehrplans wesentlich mitgeprägt hat. Ausser ihm waren weitere international namhafte Professoren und Fachdozenten mitverantwortlich. Letztlich war es der gesamte Lehrkörper welcher der HfG zu ihrem einmaligen Erfolg verholfen hat.

In den Holz-, Metall- und Gipswerkstätten standen uns für den fachgerechten Umgang mit den Materialien kompetente Werkmeister zur Seite. Mit Vorliebe habe

ich jeweils im Foto-Labor experimentiert. Seit jeher hat mich die Fotografie interessiert, sei es im Bereich der Werbung, der Presse oder als ein künstlerisches Ausdrucksmittel.

Das erste Studienjahr war für mich das bedeutungsvollste. Es war die Zeit wo ich das Einmaleins der Gestaltungslehre mitbekommen habe.

Die Bauabteilung war damals vor allem geprägt von der Vision des industrialisierten Bauens. Besonders Herbert Ohl war diesbezüglich ein vehementer Vertreter. Die Seminare von Richard Buckminster Fuller waren insbesondere von Interesse weil die Gesetzmässigkeit der Geometrie und deren Anwendung aufgezeigt wurde. Im weiteren haben mich die Arbeiten von Charles Eames sehr beeindruckt. Gerne hätte ich etwas mehr über Städtebau, Innen- und Aussenraumgestaltung erfahren. Von Matthew Wallis und Hermann Haan wurden wohl diese Themen behandelt, doch etwas mehr davon hätte ich mir schon gewünscht.

Die Zeit in und nach Ulm

Unvergessen bleiben die Feste der HfG. Hauptsächlich am Fasching war jeweils Hochbetrieb. Eine bunte Schar von Studenten und Künstlern aus der Stadt bevölkerten die Räume, wo bis zum frühen Morgen getanzt wurde.

Im Gegensatz zu vielen meiner Kollegen habe ich nach dem Studium die berufspraktische Richtung eingeschlagen. Nach anfänglicher Mitarbeit in einem Basler Architekturbüro gründete ich 1962 mit einem Partner ein eigenes Büro. Die Teilnahme an verschiedenen Wettbewerben hatte bald zu zahlreichen Erfolgen geführt. Dies ermöglichte uns interessante und anspruchsvolle Bauaufträge zu realisieren. Neben Aufgaben der öffentlichen Hand wie Schul- und Verwaltungsbauten, Kultur- und Kultbauten sowie Sportbauten habe ich auch

vielfältige Wohnbauprojekte bearbeitet.

Mit Ulm ist mir indirekt eine Verbundenheit erhalten geblieben. So habe ich mit Lucius Burckhardt, Redaktor der Zeitschrift *Werk*, und zu meiner Zeit Lehrbeauftragter in Ulm, über mehrere Jahre als technischer Mitarbeiter monatlich ein Heft gestaltet. Zusammen haben wir auch ein Werkbuch mit dem Titel „Terrassenhäuser“ herausgegeben. Als Folge dieser Publikation wurde ich in den Jahren 1969 und 1973 als Referent zu diesem Thema an die Internationale Baumesse nach Innsbruck eingeladen.

Als weiteres habe ich mit Werner Blaser, ehemaliger Ulmer Gastdozent und Verfasser zahlreicher Architektur-Bücher, ein Kinderheim in Deutschland gebaut. Mit meinem Studienkollegen Diego Perrelli, Professor in Strassburg, bin ich bis heute freundschaftlich verbunden.

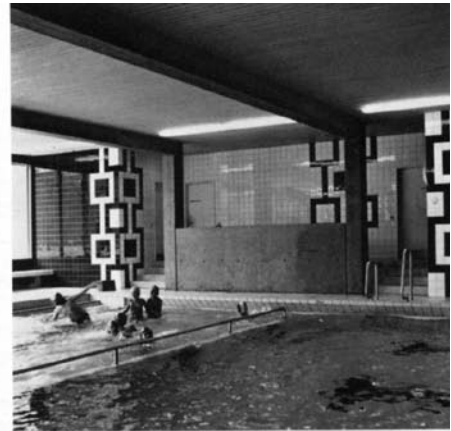
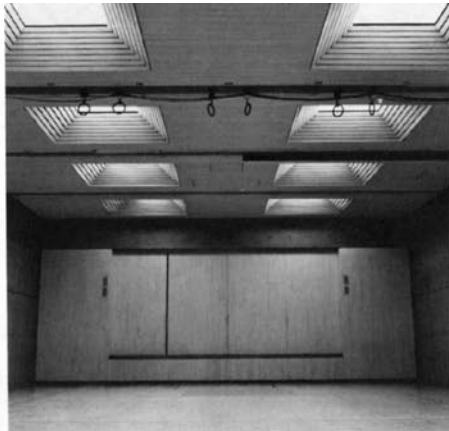
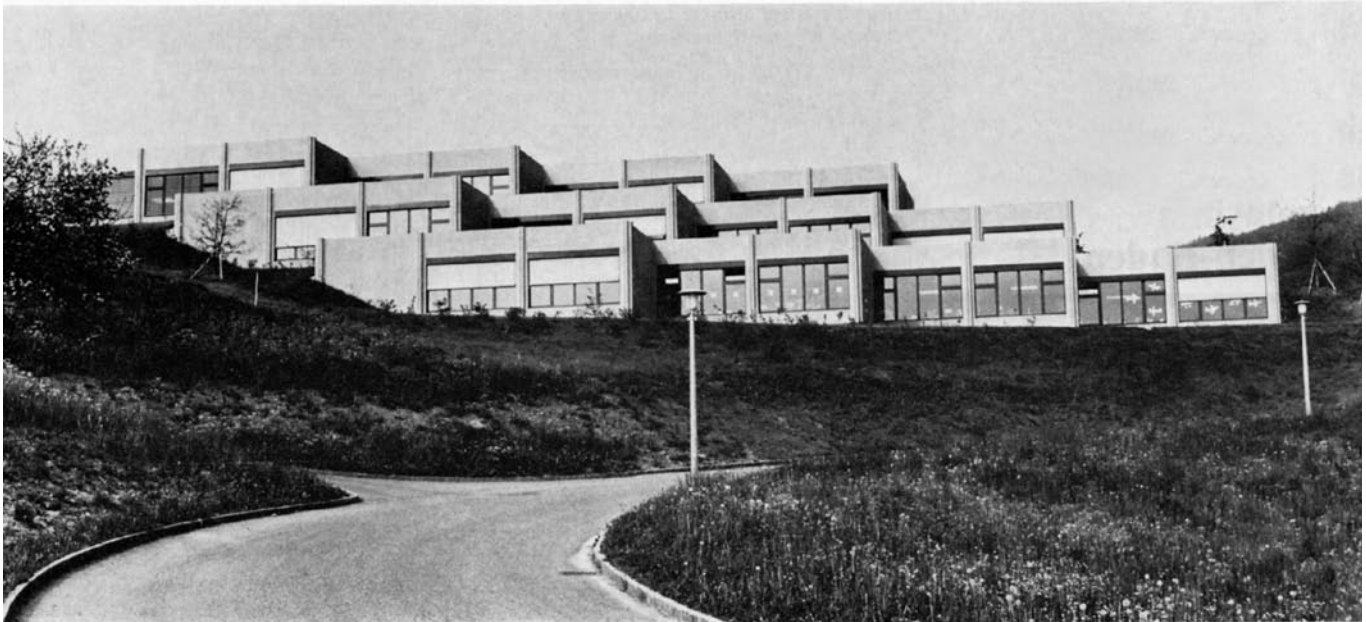
Im Laufe meiner Bautätigkeit habe ich auch verschiedene Publikationen eigener Bauten veröffentlicht. Neben meiner beruflichen Tätigkeit war ich in diversen kommunalen Baukommissionen tätig. An der Fachhochschule beider Basel sowie an der Fachklasse für Innenarchitektur war ich verschiedentlich als Prüfungsexperte beauftragt.

Vor fünf Jahren habe ich mich von meiner Arbeit als freischaffender Architekt verabschiedet. Seither beschäftige ich mich mit konkreter Malerei. Im Jahre 2003 hatte ich Gelegenheit meine Arbeiten in einer Basler Galerie auszustellen.

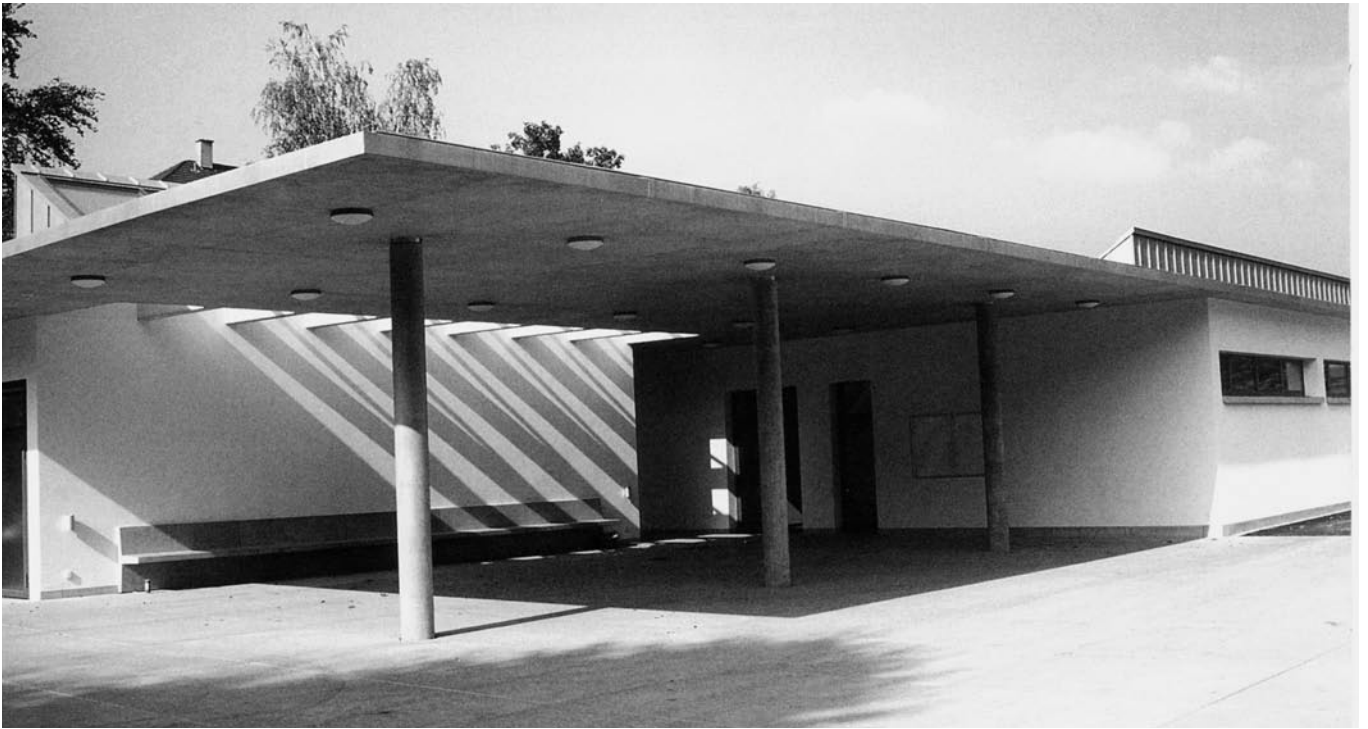
Kontakt:

Urs Beutler Astershagstrasse 3
CH 4103 Bottmingen

urs.beutler@bluewin.ch



1972 – 1975 Schulanlage CH Mettingen



1997 - 1999 Friedhofgebäude CH MuttENZ

Die Bedeutung der HfG in Ulm in meinem Leben

Bertus Mulder



Es gibt in den Niederlanden zwei Wege zum Architektenberuf. Der erste Weg der meistens gegangen wird durch Abiturienten, leitet durch das Studium an einer von den zwei technischen Universitäten. Das ist ein mehr oder weniger theoretischer Weg. Man braucht dann nach dem Studium noch ein paar Jahre um dahinter zu kommen wie es im Beruf wirklich zugeht. Für Leute die kein Abitur haben gibt es eine Möglichkeit Architektur zu studieren in Verbindung mit der Praxis an einer der fünf Akademien für Baukunst. Man wird zum Studium zugelassen wenn man schon ein Bauingenieurdiploma vorweisen kann und eine Zulassungskommission festgestellt hat, dass man genügend begabt ist.

Diesen Weg bin ich gegangen. Es war ein langer Weg. Mit zwölf Jahren wurde ich in eine Gewerbeschule geschickt um Zimmermann zu werden. Danach habe ich ein paar Jahre auf dem Bau gearbeitet und abends beim Dorfschullehrer Mathematik gelernt. Danach kamen vier Jahre Bauingenieurstudium. Im dritten Jahr dieses Studiums habe ich als Praktikant gearbeitet in einem Architekturbüro. Zum Schluss habe ich dann neben einer Vierzigstundenwoche als Zeichner in einem Architekturbüro, vier Jahrelang abends und am Wochenende Architektur studiert an der Akademie für Baukunst in Arnheim. Als ich mein Diplom bekam – womit ich mich als Architekt etablieren konnte – war ich 26 Jahre alt. Es wird klar sein, dass dieser Weg sehr praxisorientiert war, auch an der Akademie. Man lernte und übte dort vor allem aus einer vom Dozenten formulierte Aufgabe einen Entwurf zu machen der gebaut werden konnte. Ich hatte immer das Gefühl, dass etwas dabei nicht stimmte. Dass völlig im Unklaren blieb ob die Aufgabe relevant war und dass wir eigentlich nichts wussten über die Ingredients, womit man an die Aufgaben herangehen sollte. Ich versuchte mich selbst zu orientieren und stiess auf Literatur über das Bauhaus. Ich habe auch im Studienfach Architekturge-

schichte eine schriftliche Arbeit über das Bauhaus eingeleistet. Der Dozent, der alles wusste über Romanik, Gothik und Barockarchitektur, gab mir eine gute Note, obwohl das Thema ihm völlig fremd war. Als ich fertig war mit dem Studium hatte ich das Gefühl das ich noch einmal vom Neuen anfangen müsste. Und dann las ich in einer Zeitschrift einen Artikel über die Hochschule für Gestaltung in Ulm. Ich wusste sofort, da muss ich hin. Ich habe mich angemeldet und gespannt abgewartet ob ich kommen durfte. Ich wurde aber ohne weiteres angenommen. Später habe ich dann festgestellt, dass ich in der Fachausbildung viel weiter war als viele Mitstudenten. Ich habe meine Besitzungen reduziert auf Dasjenige was in zwei Koffern passt und bin mit 1.800 gesparten Gulden in der Jackentasche nach Ulm abgereist.

Am Abend bevor der Unterricht anfangen sollte, bin ich den Kuhberg hoch gewandert und habe mir das Schulgebäude angesehen. Ich kannte es nur vom Foto im Katalog. Da sah ich Architektur in Verbindung mit der Landschaft die mich glücklich machte. Marcela Quijano hat 1989 über das Gebäude der HfG ein Heft geschrieben mit dem Titel: "Programm wird Bau". Als ich zum ersten Mal um den Bau herum ging, konnte ich fast nicht warten, das Programm kennen zu lernen.

Aber davon kam erst mal nichts. Erst kam die Grundlehre. Wir, Studenten von neun verschiedenen Nationalitäten, waren ein Jahr lang beschäftigt mit Sachen, die der Gestaltung in verschiedenen Gebieten vorangehen. Und das war fantastisch. Wir wurden gezwungen allen mitgebrachten geistigen Ballast zur Seite zu schieben und Lösungen von Aufgaben zu erarbeiten wobei die Kriterien für die Beurteilung in der Gruppe mitentwickelt wurden. Wir arbeiteten wie Verrückte. Wir holten uns beim Pförtner Streckfuss den Schlüssel der Schule um bis Abends elf Uhr weiterarbeiten zu können. Die Grundlehre war für mich eine inten-

sive Erfahrung, wobei ich als neugeboren herausgekommen bin.

Ich habe dort die Notwendigkeit des selbständigen Denkens entdeckt, eine Erfahrung die sich in meinem Bewusstsein unauslösbar eingeprägt hat. Ich habe in der Grundlehre erfahren, dass die gute Lösung einer Aufgabe mit der richtigen Formulierung der Aufgabe beginnt. Ich habe entdeckt, dass die Lösung in einer richtigen Aufgabeformulierung enthalten ist und dass man sie nur sichtbar machen muss.

In der Bearbeitung der Aufgaben bei Baravalle, Maldonado und Eicher entdeckte ich Struktur als Grundbegriff des Gestaltens. Wichtig war auch das ich endlich mal studieren konnte ohne an ein festes Arbeitsverhältnis gebunden zu sein. Ich weiss noch, dass ich an einem Abend am Donauufer spazierte und ein überwältigendes Gefühl von Freiheit empfand.

Während des Unterrichts in der Grundlehre wurde mir auch klar, dass der kreative Mensch nicht nur eine schönere, sondern vor allem eine bessere Welt schaffen muss. Es wurden dauernd durch Dozenten, Mitstudenten und Gastdozenten in verschiedenen sozial-kulturellen Disziplinen Ideen angetragen über die Frage, wie die bessere Welt aussehen könnte. Es war gut, dass man ein Jahr Zeit hatte, das alles aufzusaugen sodass es sich dann auch festsetzen konnte.

Ein bisschen von dieser besseren Welt wurde im täglichen Leben in der HfG sichtbar. Ich fühlte mich da in einer hellen Oase mit Menschen mit grundsätzlich gleicher Gesinnung in einer trüben Umwelt.

Das Schulgebäude war nach draussen hin ein Zeichen dafür. Im Inneren war durch die räumlichen Qualitäten eine Atmosphäre entstanden, worin alles was ich vorhin beschrieben habe, gut gedeihen konnte. Wir lebten inmitten konkreter Architektur die nichts anderes

darstellt als sich selbst, die nichts anders repräsentierte als ihre eigene Funktion, sowohl praktisch als auch psychologisch. Für mich war Max Bill, der damals noch Rektor war, derjenige der das alles geschaffen hatte, um dasjenige, was im Bauhaus begonnen hatte und wo er selbst Teilnehmer war, fortzusetzen. Bill war massgeblich für das Programm der Hochschule, und was das in der Architektur für Auswirkung haben konnte wurde von Bill, Otl Aicher und durch die ersten Architekturstudenten konkretisiert im Hochschulgebäude. Wir bekamen Bill im Unterricht nicht oft zu sehen. Er sollte uns dem Lehrprogramm nach Kunstgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts geben, aber da kam er nur ab und zu. Von seiner Aktivität in der Architekturabteilung, wovon er der Leiter war, habe ich damals auch nicht viel mitbekommen.

Ich habe auch nicht viel erfahren von dem, was die älteren Studenten in der Abteilung machten. Das hat natürlich auch damit zu tun, das ich mich so total begeistert auf das, was uns in der Grundlehre geboten wurde, stürzte, und bewusst die Architektur vorläufig zur Seite gestellt hatte. Der einzige von den älteren Architekturstudenten, mit dem ich gelegentlich mal sprach, war Max Graf. An was ich mich von den Diskussionen über Architektur mit ihm erinnern kann ist, dass er zum Schluss immer gesagt hat, dass es darauf ankommt, dass man nach dem Studium eine reiche Frau heiratet.

Ich erinnere mich noch einer Tagung des Schweizer Werkbunds, die in der Schule abgehalten wurde. Max Bill hielt einen Vortrag über seine Gestaltungsmethodik der mir sehr imponiert hat. Er zeichnete einen Kreis, in der Mitte einen Punkt als abstrakte Vorstellung von dem Gegenstand oder Gebäude, das entwickelt werden muss. Am Umriss des Kreises liegen alle Faktoren wovon man festgestellt hat, dass sie beim Entwurf eine Rolle spielen können. Daraus wählt man aus rationalen Gründen einige die man weiter aus-

arbeitet und die einen kleineren Kreis mit Faktoren ergeben usw. Man versucht mit der Ratio so dicht wie möglich zum Mittelpunkt zu kommen. Es bleibt aber immer ein kleiner Kreis von Möglichkeiten die rationell gesehen mehr oder weniger gleichwertig sind und wo man auf seine Intuition angewiesen ist, um zum Ziel zu kommen. Das war für mich ein klares Bild über vernünftiges Arbeiten in der Gestaltung.

Ich wusste nicht, das inzwischen im Herbst 1956 schon kräftig an den Beinen des Stuhls von Max Bill gesägt wurde. Ich war dann auch sehr überrascht, als alle Hochschulangehörigen und Studenten an einem Tag zusammengerufen wurden im Versammlungsraum und von Bürgermeister Pfitzer, dem Vorsitzenden der Geschwister Scholl Stiftung, zu hören bekamen, dass man mit Max Bill übereingekommen war, dass er die Schule verlassen würde. Der Grund war wohl, dass mit ihm nicht zu arbeiten war. Ich war der einzige in der Versammlung der dagegen protestierte. Ich war so überrascht und enttäuscht, dass ich laut gerufen habe, dass ich mich verraten und betrogen fühlte und so war das auch. Ich spürte, dass das, wofür ich an die Hochschule gekommen war, schon abgebaut wurde.

Mein lauter Protest hatte bald Folgen. Ich, der schüchterne, damals noch sehr katholische Student, der nur dadurch auffiel das er in der Mensa zwischen all den Heiden vor dem Essen noch betete, wurde in einer Vollversammlung zum Studierendenvertreter gewählt.

Einige Zeit später sass ich als Delegationsleiter von einer Gruppe von Studenten im Kultusministerium in Stuttgart, um über die entstandene Lage zu sprechen. Das hat aber nicht geholfen. Hinter den Kulissen wurde durch Maldonado und seine Getreuen eine neue Ideologie ausgearbeitet. Alles musste wissenschaftlicher werden. Im Prinzip ging es darum den inneren Kreis von Max Bill, worin mit

Intuition gearbeitet wird, zu eliminieren. Das hatte für unsere Grundlehre noch keine direkte Folgen aber wohl für die Architekturabteilung. Da wurde schon geflüstert dass man sich doch vor allem mit industrialisiertem Bauen beschäftigen sollte. Das hat Bill sich doch wohl anders vorgestellt.

Ich habe einige Jahre später vom weltbekannten Architekten Gerrit Rietveld erfahren, dass Max Bill ihn gefragt hatte für die Abteilung Architektur. Rietveld war derjenige, der im Konzept von Max Bill für die Hochschule nahtlos hineingepasst hätte. Er war einer der Pioniere des "Modern Movements". Er hat revolutionäre Möbel und Gebäude entworfen und realisiert. Alles was er machte, sah er als ein Experiment an. Er hat Stühle entworfen und gebaut in Holz, Eisen, Aluminium und Kunststoff. Er hat die Einrichtung eines Passagierflugzeugs für die Firma Fokker entworfen. Um 1930 herum hat er in Utrecht schon versucht mit primitiven Mitteln ein prefabriziertes Haus zu errichten. Er hat immer versucht herauszufinden, wie man die neuesten Materialien und Fabrikationstechniken anwenden kann. Er war dafür, dass die neuesten Erungenschaften auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik angewendet wurden, um vernünftiger bauen zu können. Aber immer mit Architektur als Endziel vor Augen, Architektur als Baukunst. Er sah sich, wie Max Bill, als Künstler.

Aber Rietveld kam nicht zu der Hochschule, er hat abgelehnt. Er glaubte, so einen Lehrauftrag nicht kombinieren zu können mit seiner Praxis als Architekt. Wenn Rietveld dagewesen wäre oder jemand anderes vom gleichen Niveau, der Architektur als Baukunst zentral gestellt hätte, dann hätten Wachsmann und Ohl für industrialisiertes Bauen als Teilgebiet der Architektur einen richtigen Platz gehabt und dann wäre ich nach der Grundlehre an der Hochschule geblieben. Weil ich nicht nur interessiert war an den Gestaltungsmitteln aber auch in den

weiteren Kontext von Architektur, wäre ich auch geblieben wenn die Abteilung Stadtbau mir etwas hätte bieten können. Die Abteilung existierte aber nur auf dem Papier.

Die Grundlehre war fantastisch. Was danach kam, war für mich nicht interessant genug.

Im Frühjahr 1957 war ich mit einigen anderen Studenten in Berlin für die grosse Bauausstellung Interbau. Da habe ich mir die Ausstellung "Die Stadt von Morgen" angesehen. Was ich da sah hat mich sehr beeindruckt. Professor Erich Kühn in Aachen hatte eine grosse Rolle gespielt im Konzept der Ausstellung. Ich bin dann nachher nach Aachen gefahren und habe mit Kühn gesprochen. Er gab mir die Möglichkeit als Gaststudent seine und andere Vorlesungen an der TH zu hören und im Institut für Städtebau und Landesplanung an städtebaulichen Aufgaben zu arbeiten. So bin ich von Ulm nach Aachen umgesiedelt. Am Anfang war das nicht leicht, weil die Umgebung im Vergleich mit der Hochschule so hässlich war. Ich bin da zwei Jahre geblieben. In dieser Zeit war Monika Buch aus unserer Grundlehre, in die ich mich verliebt hatte, auch von der Hochschule weggegangen. Das Studium in der Abteilung Produktform wurde ihr zu technisch. Sie hatte sich entschlossen Pädagogik und Kinderpsychologie zu studieren um sich später mit der kreativen Entwicklung von Kindern zu beschäftigen. Professor Langefeld in Utrecht in den Niederlanden war eine Autorität auf diesem Gebiet und sie war deshalb nach Utrecht gezogen.

Ich bin dann auch nach Utrecht gekommen um mich dort als selbständiger Architekt zu etablieren. Weil ich überhaupt keine Beziehungen mehr hatte in den Niederlanden, bekam ich vorläufig keine Aufträge. Weil wir Miete bezahlen und essen mussten, habe ich mich entschlossen, drei Tage in der Woche als "freelancer" für einen Architekten zu arbeiten. Rietveld hatte sein Büro in Utrecht. Mo-

nika und ich haben ihn da besucht. Wir haben über die Hochschule gesprochen und er hat uns bei dieser Gelegenheit erzählt, dass Max Bill, der ihn und seine Arbeiten kannte, ihn gebeten hatte nach Ulm zu kommen. Ich habe einige Jahre parttime zu Hause für ihn Baupläne ausgearbeitet und die Realisierung begleitet. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu ihm und habe viel mit ihm gesprochen über Kunst, seine Arbeit und über sein Leben. Wir haben auch einige Jahre in seinem Haus gewohnt, zwischen den Möbeln die jetzt in den grossen Museen in aller Welt stehen.

Ich habe auch ein Buch über sein Leben, Denken und Werk geschrieben. Neben den drei Tagen, worin ich für Rietveld arbeitete, waren in der Woche noch vier übrig. Darin versuchte ich eine eigene Arbeit zu finden und die hatte ich nach ein paar Jahren genügend. Sowie die Zeit in Ulm der erste Meilenstein war in meinem Werdegang, war mein Umgang mit Rietveld der zweite. Rietveld arbeitete nach dem Leitmotiv "*Raum ist das Medium der Architektur*". Er sah sich selber an erster Stelle als Raumkünstler. Er sah die materiellen Elemente die im Bau aufgerichtet werden als Mittel um bestimmte Räume zu schaffen. Das war Architektur, womit ich mich identifizieren konnte und die ich am Schulgebäude in Ulm erfahren hatte. Im Unterricht in diesem fantastischen Gebäude wurden die Mittel aber inzwischen zum Ziel und wurde die Abteilung Architektur zu Recht umbenannt in Industrialisiertes Bauen.

Als ich dann vollständig als selbständiger Architekt arbeitete, wurde ich als Dozent für Architektur an die Akademie für Baukunst in Arnheim berufen, wo ich auch selbst studiert hatte. Der Unterricht hatte sich seitdem kaum geändert. Das Entwerfen war noch immer Hauptsache. Man fing an mit zum Beispiel einer Bushaltestelle und endete mit einem Rathaus. Ich habe mich dafür eingesetzt, das ganze Lehrprogramm zu ändern. Es kam eine erste Periode von einem Jahr,

worin die Studenten die von einer technischen Hochschule kamen und gelernt hatten pragmatisch zu arbeiten, umstrukturiert wurden. Ich war Studienleiter dieser Periode. Bei mir wurden Studien gemacht über Raum und raumbestimmende Elemente. Im Ersten Jahr wurden keine Gebäude mehr entworfen. Später lehrte ich auch Architekturtheorie. Ich war fünfzehn Jahre an der Akademie. Ich habe aufgehört, als ich nichts mehr lernte von den Studenten.

In 1959 bekam ich einen Brief von Max Bill worin er mich fragte ob ich für ein Projekt in Holland mit ihm zusammenarbeiten wollte. Ein Psychiater der angestellt war als Direktor von einer neuen Klinik für Psychopatische Kriminelle, hat das Hochschulgebäude in Ulm gesehen und war davon so beeindruckt, dass er Bill als Architekten für das neue Klinikgebäude haben wollte. Bill wollte den Auftrag annehmen, wenn er das zusammen mit mir und einem anderen jungen holländischen Architekten machen konnte. Daraus ist leider nichts geworden. Dem Auftraggeber, eine Stiftung, war das alles doch viel zu experimentell. Sie liess die Sache von einem Architekten Bauen, der schon einige Male so etwas gemacht hatte und da ist dann etwas Konventionelles dabei herausgekommen. Später war ich Mitglied einer Kommission die die Stadt Utrecht beraten hat in Sachen Kunst. Ich habe damals vermittelt zwischen Max Bill und der Stadt und das hat dazu geführt, dass in einem Klosterhof in der Innenstadt eine Pavillonplastik von Max Bill aufgestellt worden ist.

In 1974, zehn Jahre nach dem Todestag von Rietveld, war sein erstes Bauwerk, das weltberühmte Rietveld Schröder Haus in Utrecht fünfzig Jahre alt und zum Staatsmonument ernannt worden. Frau Schröder, die noch immer im Haus wohnte, hat mich auserwählt, das Haus zu restaurieren. Das fing an mit der Aussenseite. Später in 1985, als Frau Schröder gestorben war, habe ich die Innenseite restauriert und die ursprüngli-

che Einrichtung rekonstruiert. Durch dieses Werk, woran ich jahrelang gearbeitet habe, bin ich ein Spezialist geworden in der Restauration von Frühmoderner und Moderner Architektur ab 1850. Ich habe in Holland eine grosse Zahl berühmter und bekannter Bauwerke restauriert und teilweise für andere Funktionen neu eingerichtet. Ich werde dafür auch jetzt noch immer gefragt und mache dann die grösseren Aufträgen zusammen mit meiner Tochter und meinem Schwiegersohn, die auch Architekten sind und mein Büro weiterführen. Wir arbeiten jetzt an der Restauration von einem Sommerhaus von Rietveld in der Nähe von Utrecht, 185 Sozialwohnungen von Rietveld in Utrecht und einem Viertel mit 800 Wohnungen in Amsterdam, alle Staatsmonumente. Weiter habe ich alles Mögliche gebaut, Spielplätze, Einfamilienhäuser, Wohnungsbau und Gewerbebauten.

Wenn man soviel Verschiedenes tut, wird man natürlich auch oft gefragt, darüber zu schreiben und zu sprechen und das tue ich dann auch.

Für alles was ich nach Ulm gemacht habe und noch immer mache, war die kurze aber sehr heftige Zeit an der Hochschule für Gestaltung von grosser Bedeutung.

1) Nach einem Vortrag in der Aula des HfG Gebäudes am 06. November 2004

Bertus Mulder architect
A.R. Falckstraat 8
NL 3581 JV Utrecht
Tel. 00 31 30 25 14 663
E-mail bertusmulder@wvau.nl



1



2



3



5



6



7



8



9



10



11



12



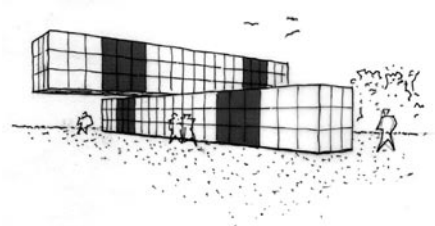
14



14



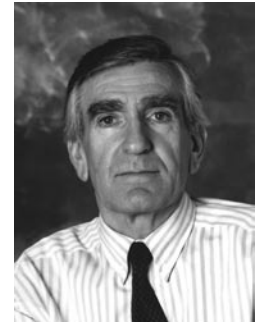
14



14



1. In der Grundlehre. Bertus Mulder mit Frauke Koch-Weser und Klaus Krippendorf.
2. Mit Max Bill in der Bill-Ausstellung im Städtischen Museum Ulm.
3. Fest im Zimmer von Hubert Zimmermann. Von links nach rechts: Walter Dillis, Hubert Zimmermann, Shimizu, Monika Buch, Yokomaki, Bertus Mulder, Shutaro Mukai.
4. Abschiedsfest für Max Bill von Billanhängern. Bertus Mulder führt Max Bill zum letzten mal durch de Hochschule.
5. Das erste nach dem Entwurf von Bertus Mulder gebaute Wohnhaus, Goirle, 1964.
6. Wohnhaus Bunnik, 1969, Aussen.
7. Wohnhaus Bunnik, 1969, Innen.
8. Spielgebäude im Kinderdorf St. Godelieve in Goirle, 1963.
9. Schneckenhaus in einem Kinderheim in Goirle, 1964.
10. 90 Wohnungen für Wohngruppen in Spijkenisse, 1981.
11. Restaurierung des Rietveld Schröder Hauses in Utrecht, Aussen 1974, Innen 1985.
12. 16 Wohnungen integriert in "Amsterdamse School" umgebung, 1990.
13. Wohnhaus Oudwijkerlaan in Utrecht, 1995.
14. Gebäude nach dem Entwurf vom Künstler Stanley Brouwn, Realisierung von Bertus Mulder 2005.



Der Weg an die HfG Ulm

Die HfG Ulm wurde mir, als ich mir im Frühjahr 1956 überlegte, an welcher Hochschule ich das Architekturstudium aufnehmen sollte, vom Tessiner Architekten Tita Carloni empfohlen. Zu jenem Zeitpunkt stand ich kurz vor den Abschlussprüfungen an der Hochbauabteilung der Höheren Technischen Lehranstalt (HTL) des Kantons Tessin in Lugano, gleichwertig der ehemaligen Deutschen Ingenieurschulen und im Sog der neueren Studienreformen zu Beginn der 1990er Jahre zu Fachhochschulen restrukturiert. Damals hatte Carloni seit drei Jahren sein Studium an der Architekturabteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich abgeschlossen und ein eigenes Architekturbüro in Lugano eröffnet. Ich visitierte, aus sprachlichen Gründen aber auch aus Respekt gegenüber der berühmten und anspruchsvollen Architekturabteilung der ETH Zürich, das Departement Architektur der Ecole Polytechnique der Universität Lausanne (EPUL) oder die Ecole d'architecture der Universität Genf (EAUG) an.

Beiden Lehrinstituten fehlte die grosse Tradition und folglich auch ein bedeutender nationaler Ruf. Im Vergleich zur ETH Zürich, deren Bekanntheitsgrad seit Jahrzehnten im Ausland sehr hoch war und in den Vereinigten Staaten grosse Anerkennung erfuhr, waren die Lausanner und Genfer Schule von einer relativ kleinen Studentenzahl besucht. Auf eigene Informationen sich stützend äusserte sich Tita Carloni zurückhaltend zur Architekturausbildung in Lausanne und eher kritisch zum Lehrprogramm der Genfer Architekturschule. In negativer Weise bezeichnete er sie als eine Art „Filiale“ der zwar weltbekannten, jedoch altakademischen Pariser Ecole des Beaux-Arts. Hinsichtlich der Architekturabteilung der ETH Zürich bemerkte Carloni, dass für einige Lehrstühle, vor allem im Bereich der Entwurfslehre, ein Generationswechsel sich positiv auf die

Erneuerung der Unterrichtskonzepte und -methoden auswirken würde. Ungewiss war damals aber der Zeitpunkt dafür. Aus diesem Grund empfahl er mir, die unter Mitwirkung von Max Bill – eine ihm gut bekannte Persönlichkeit als Architekt und vielseitiger Künstler – neu gegründete HfG in Ulm zu besuchen. Die in internationalen Pressekreisen verbreiteten Ausbildungsziele und Lehrmethoden, in Anlehnung an das Bauhaus-Modell und seine beispielhaften Ergebnisse und Erfahrungen formuliert, erachtete er als wesentliche Voraussetzungen für eine fortschrittliche Ausbildung in den Tätigkeitsbereichen zur Umweltgestaltung. Er sah diese junge Lehrinstitution als echte Alternative zu den Kunst- und Kunstgewerbeschulen aber auch zum Architekturstudium, das an Hochschulen der Schweiz und einigen europäischen Ländern angeboten wurde. Er zeigte sich enthusiastisch und ermunterte mich aufrichtig, an diesem vielversprechenden, einmaligen, faszinierenden Experiment teilzunehmen – ich sollte es doch versuchen!

Zu jenem Zeitpunkt war mir die HfG-Neugründung nicht bekannt. Mit Unterstützung Carlonis und an Architektur interessierter Studienkollegen beschaffte ich mir detaillierte Informationen über die HfG Ulm, hauptsächlich aus der Fachpresse. In der italienischen Zeitschrift „domus“ konnte ich die abgedruckte Rede Walter Gropius' anlässlich der Einweihung der HfG-Bauten im Oktober 1955 lesen. Daraus entnahm ich mit Interesse die von Gropius unterstrichene Bedeutung der engen Beziehung zwischen dem pädagogischen Ulmer Konzept und dem berühmten historischen Bauhaus-Modell. Erste Kenntnisse über das Weimarer und Dessauer Bauhaus und deren wichtige Impulse für eine weltweite avantgardistische Auffassung von Kunst, Architektur und Innenraumgestaltung hatte ich zwei Jahre zuvor bei der für mich schwierigen Lektüre von Bruno Zevis „Storia dell'architettura moderna“ (erschienen 1950) erworben.¹

Nützlich zum Verständnis der pädagogischen Ziele und des Lehrprogramms der Ulmer HfG war mir ein Artikel des bekannten Schweizer Architekten und Neues Bauen-Pioniers Alfred Roth in der in jenen Jahren von ihm redigierten Architektur- und Kunstzeitschrift „Werk“. Alfred Roth, welcher 1957 im Rahmen der an der ETH Zürich unternommenen Erneuerung des Lehrkörpers der Architekturabteilung zusammen mit den Berufskollegen Charles-Edouard Geisendorf und Rino Tami zum Architekturprofessor ernannt wurde, hatte in Verbindung mit der Inbetriebnahme des von Max Bill entworfenen HfG-Gebäudekomplexes über das Ulmer Hochschulmodell berichtet.

Den „risikoreichen“ Entscheid, mich für das Studium an der HfG Ulm anzumelden, fasste ich schliesslich nach Kenntnisnahme der beispielhaften Bild-Dokumentation und Lektüre der dazugehörigen Texte über Beiträge zur Umweltgestaltung, die Max Bill im von ihm 1952 herausgegebenen Buch „FORM“ publiziert hatte. Als eine Art Buch-Epilog hatte Bill die geplante Gründung der HfG Ulm in einem Text erläutert sowie ihr Lehrkonzept und -programm im chronologischen Vergleich mit dem Weimarer und Dessauer Bauhaus, dem Wrightschen Taliesin West-Atelier sowie der Architekturschule und dem Institute of Design, die beide dem Illinois Institute of Technology in Chicago angegliedert sind.²

Dass der von mir getroffene Entscheid, an der HfG Ulm das Architekturstudium zu absolvieren, in Anbetracht der von mir im damaligen Tessiner architekturkulturellen Kontext abgeschlossenen Ausbildung als mutig zu bezeichnen war, wurde mir nach Erhalt der Aufnahmebedingungen und der dazugehörigen Unterlagen zum Aufnahmeverfahren – insbesondere des schön gestalteten Fragebogens – endgültig klar! Die Beantwortung dieses Dokumentes hatte mir Mühe bereitet. Über meine Antworten war ich ziemlich unsicher, ebenso über

die in kurzer Zeit zusammengestellte Dokumentation von persönlichen Arbeiten. Zu den ausgewählten Ergebnissen aus dem Unterricht im Fachbereich Hochbau der Tessiner HTL erarbeitete ich rasch, eigens für das Aufnahme-Dossier, einen Entwurf für eine sechs- oder siebenstöckige Wohnscheibe – jetzt weiss ich es nicht mehr genau. Es sollte mein noch unsicheres Architekturverständnis zum Ausdruck bringen. Gemeint war dabei eine von mir vermeintlich „rationale“ Architekturkonzeption, die als Resultat einer „persönlichen“ Interpretation von Beispielen rationalistischer Architektur dargestellt wurde. Diese entstand aus der Lektüre des bereits erwähnten Textes Bruno Zevis sowie aus den Publikationen in den von mir hin und wieder gesammelten Hefte der damaligen Schweizer Architekturzeitschrift „Bauen + Wohnen“.

Mein Entscheid, an die HfG Ulm zu gehen – trotz des unsicheren Gefühls in Anbetracht der weltweiten Aufmerksamkeit, welche die neue Institution hervorrief – wurde auch von der Motivation unterstützt, die Bundesrepublik Deutschland in ihrer ausserordentlich intensiven Phase des Wiederaufbaus im Kontext eines wiedererlangten demokratischen politischen Bewusstseins nach den grundlegenden Folgen des Zweiten Weltkriegs miterleben zu können. Die HfG Ulm wurde denn auch als innovativ kulturkritischer Beitrag und als ein im Geist des Wiederaufbaus fortschrittliches, technisch-wissenschaftliches sowie soziokulturelles Lehr- und Forschungsinstitut im Bereich der Umweltgestaltung in diesem Kontext konzipiert und ins Leben gerufen.

Das Studium an der HfG Ulm

Einleitend eine der HfG-Entwicklung inhärente Vorbemerkung. Die Periode 1956–60, die Zeitspanne meines Studiums an der HfG, kann als die erste bedeutende Umbruchphase in der Geschichte der HfG bezeichnet werden. Dies in Folge der

im Verlauf des Studienjahres 1955–56 aufgetretenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Max Bill und Tomás Maldonado (unterstützt durch Otl Aicher und Hans Gugelot) in Zusammenhang mit der im Rektoratskollegium eingeleiteten Erörterung der pädagogischen Ausrichtung der HfG. Die nach Inhalten geführte Auseinandersetzung hatte ihren Ursprung hauptsächlich in der auf Initiative Tomás Maldonados herbeigeführten kritischen Diskussion über den zu jenem Zeitpunkt von ihm in Frage gestellten Aktualitätscharakter des, wenn auch revidierten, pädagogischen Bezugs zum Bauhaus-Modell. In dieser Phase erfuhr vor allem die Abteilung Architektur einen grundlegenden Umbruch.

Unter den einflussreichen Konzepten von Konrad Wachsmann – 1955 durch Max Bill an die HfG berufen – wurden während des Sommers 1956 die Ausbildungsziele der Abteilung Architektur neu formuliert, und in Abteilung Bauen umbenannt. Als ihre neue Aufgabe wurde die Ausbildung von Architekten bestimmt, die fachlich in der Lage sind in der Bauindustrie Planungs-, Produktions- und Forschungsaufgaben zur Industrialisierung des Bauens zu übernehmen. Dies infolge des in der Nachkriegszeit entstandenen grossen Bedarfs nach bedeutenden Bauvorhaben im sozialen Wohnungsbau, Schul-, Universitäts-, Forschungs- und Krankenhausbau, aber auch nach Folgeeinrichtungen für städtische Neubauzonen in den Bereichen Sozialfürsorge, Konsumgüterindustrie und öffentliches Transportwesen. Diese zukunftsgerichtete Zielsetzung in Entwurfs- und Baulehre stellte zu jenem Zeitpunkt eine echte Alternative zur traditionellen Architekturausbildung dar, welche an den Kunst- und Ingenieurschulen sowie Technischen Hochschulen durchgeführt wurde. Die Umbenennung der Abteilung Architektur in Abteilung Bauen war als eindeutiges Manifest für die durch das Rektoratskollegium nach der Ära Bill beschlossene und eingeleitete neue Orientierung in der Architekturausbildung an der HfG Ulm

anzusehen.³ Der Aufbau, insbesondere aber die Festlegung der Lehrprogramme und -inhalte der Abteilung verliefen anfänglich nicht optimal.

Grund dafür waren sicherlich der im Sommer 1957 für uns Studenten völlig überraschend erfolgte Abgang Konrad Wachsmanns und die langwierige Suche nach ausgewiesenen Baufachleuten für die Lehre und Forschung in den Fachbereichen des industrialisierten Bauens, aber auch nach Hochschullehrern, die zeitgemässe pädagogische Konzepte zum Entwurfs- und Bauunterricht entwickeln würden. Erst zu Beginn des Studienjahres 1958–59 konnten Aufbau und Organisation der Abteilung abgeschlossen, Lehrprogramme festgelegt und ein bekannter internationaler Lehrkörper verpflichtet werden.

Das Studienjahr 1957–58, das erste in der Abteilung Bauen, war im Rahmen der neuen Ausrichtung und Reorganisation ein „Übergangsjahr“. Trotzdem wurden pro Quartal im Entwurfsunterricht interessante Aufgaben gestellt, deren Teilspekte innerhalb des Entwurfsprozesses im Teamwork intensiv und systematisch behandelt wurden. Die Gruppenarbeit stellte für mich eine sehr positive Erfahrung dar, sie ermöglichte und forderte unter den Mitwirkenden differenzierte kritische Betrachtungsweisen der verschiedenen Approaches sowie engagierte Diskussionsbeiträge. Aufgrund der damals relativ kleinen Studentenzahl pro Studienjahr, die in der Abteilung eingeschrieben war, konnten die stets methodisch entwickelten Lehr- und Lern-tätigkeiten, sowie die problembezogen erarbeiteten Entwurfsetappen, im Rahmen des abteilungsintern geförderten pädagogischen Vorgehens der Gruppenarbeit erfolgen. In der Gruppe ergaben sich, dank der verschiedenen Ausbildungswege der Studierenden, immer wieder auch Gelegenheiten zu Austausch und Verifikation von Ansichten bezüglich Arbeitshypothesen und Lösungsansätzen – man konnte somit von „gegenseitigen

Lernprozessen" zusätzlich profitieren. Die letzten zwei Studienjahre, 1958–59 und 1959–60, mit Vorbereitung und Ausführung der Diplomarbeit, die ich heute rückblickend als die Testphase für das neu konzipierte HfG-Modell zur Architekturausbildung bezeichnen möchte, stellten eine Art „Schnellstudium“ im Fachbereich Industrialisiertes Bauen dar. Im Rahmen eines durch problembezogene Unterrichtsinhalte und zweckgerichtete, teils innovative wie auch anregende Lehrmethoden kohärent gestalteten Lehrprogramms mit ausgewiesenen, internationalen Fachleuten als Dozenten, erwarben wir, trotz limitierter Lehrzeit, wissenschaftlich fundierte theoretisch-analytische Kenntnisse und systematisch anwendbare planungs- und bauorganisatorische Vorgehensweisen sowie bautechnische Prinzipien.

Das Interesse an einer Entwurfspraxis, die zur Entwicklung industrialisierter, modularer und anpassbarer Bausysteme auf ein funktional-organisatorisches und rational-konstruktives Bauen ausgerichtet ist, war auch deshalb gross, weil sie als zukunftsgerichtetes Arbeitsmittel eines für die Industrie tätigen modernen Architekten erachtet wurde. Nur mit rationalisierten und industriell gefertigten Bauweisen, so war man überzeugt, könnte man den Planungsbedürfnissen des Wiederaufbaus, sowie dem Bedarf nach erneuerten Baustrukturen und Gebäudetypen für die im Wachstum begriffene westliche Industriegesellschaft gerecht werden.

In diesem Zusammenhang wurde auch eine Architekturauffassung entwickelt, die auf eine rationale, nutzungsbezogene und wirtschaftliche Ausarbeitung innovativer Bauprojekte gründend, zur Industrialisierung des Bauwesens und zu einer erhöhten Qualität der Bauobjekte zugunsten des Benutzers beiträgt. Selbst war ich der Ansicht, dieses Architekturverständnis könnte auch zu einer erneuerten Bedeutung des Begriffs der Moderne in der Architektur der Nachkriegszeit verhelfen – oder ebenfalls zu einem wei-

terentwickelten Sinnbild der „heroischen“ Manifestation des Neuen Bauens führen. Bei Lektüre der damals in internationalen Fachzeitschriften intensiv und lebhaft geführten Debatte über die Notwendigkeit einer Erneuerung der architektonischen Kultur in der Nachkriegszeit wurde ich in meiner Überzeugung bestärkt, die neue Zielsetzung in der Architekturausbildung an der HfG-Abteilung Bauen würde ein durchaus wegweisender, zeitgemässer Beitrag zu dieser gestellten Forderung bedeuten.

Auch an der HfG wurde, vor allem im Kreise der Studenten der Abteilung Bauen, über die Entwicklung eines erneuerten Architekturverständnisses eingehend diskutiert. Dabei dachte man, in Zusammenhang mit den einsetzenden Veränderungen gesellschaftlicher, produktionsinhabender und sozio-ökonomischer Natur mit unmittelbaren Auswirkungen auf raum- und bauplanerische Verhältnisse, vielmehr an eine von sozialem Interesse geprägte Architekturauffassung. Dies in Opposition zu den in den 50er Jahren sich breit entfaltenden eher formalistischen architektonischen Manifestationen.

Die Diplomarbeit stellte für uns Architektur-Studierende die Gelegenheit dar, eine echte Synthese in Form einer Entwicklungsstudie für ein zweckbestimmtes, industriell zu fertigendes Bausystem zu konzipieren, wobei der praktische Projektteil in Verbindung mit einer theoretisch dargelegten kontextbezogenen Problematik erarbeitet wurde. Das Projekt für ein industrialisiertes Bausystem „etablierte“ sich dann als eine Art „Standardthema“ bei Diplomarbeiten der Abteilung Bauen.

Selbst wählte ich als Thema „Anpassungsfähige Schulbauten aus vorfabrizierten Bau-Elementen“. Ich entwickelte einen Grundtyp, der zu drei Gebäudegrössen erweitert werden konnte. Die anpassungsfähigen Bauten, anwendbar für die Primar- und Sekundarschulstufe, waren als flexible Folgeeinrichtungen

für neugeplante städtische Wohngebiete oder für Gemeinden in der Agglomeration wichtiger, im Wachstum begriffener urbaner Zentren oder Grossstädte gedacht. Die planungstheoretische Arbeitshypothese wurde am Beispiel des Ende der 1950er Jahre sich bereits in der Realisierungsphase befindenden städtischen Erweiterungsgebiets Bofingerhalde, nordöstlich von Ulm, formuliert, erarbeitet und im theoretischen Teil der Diplomarbeit dargelegt.

Im dritten Studienjahr (1958–59) und im ersten Quartal des vierten Studienjahrs (1959–60, vor dem Diplomsemester), beteiligte ich mich, zusammen mit vier anderen Studienkollegen, an der Abteilungsaufgabe Sphärischer Kinobau, auch „Kugelkino“ genannt. Diese in der Gruppe zu bearbeitende Entwurfsaufgabe wurde vom Dozenten Herbert Ohl im Rahmen der von ihm formulierten Entwicklungsstudie „Modulare, integrale, industrialisierte Bauweise“ gestellt, die zugleich als erstes Forschungsprogramm für das im Aufbau begriffene HfG-Institut für industrialisiertes Bauen bestimmt wurde. Später hiess die erste Forschungsstudie für die Tätigkeit des Instituts: „Integrale Baukonstruktion“.

Die Entwurfsaufgabe, welche eine Weiterbearbeitung des „phantastischen“ Entwurfs Herbert Ohls für einen aus modularen Bauteilen zusammengesetzten sphärischen Bau als Grossraumkino mit „totaler Projektion“ darstellte, empfand ich, auf das Studienniveau bezogen, als sehr komplex und utopisch. In pädagogischer Hinsicht würde ich sie heute als „riskant“ beurteilen. Dennoch konnten wir aufgrund einzeln definierter Aufgaben in der Teamorganisation und Teamkoordination spezifische Fachkenntnisse entwickeln und vertiefen, insbesondere in den Bereichen Geometrie, Baustatik, Montagetechnik, Akustik, Optik sowie Beleuchtung und Bestuhlung. Von der Komplexität und, damit eng verbunden, dem intensiven zeitlichen Aufwand her, entsprach die gestellte Projektaufgabe

eher einer anregenden Forschungsarbeit für eine Entwicklungsgruppe im Institut für industrialisiertes Bauen. Die von der Besonderheit der Aufgabe verlangte systematische und methodische Annäherung an die einzelnen Problemkreise, wie auch ihre zeichnerische und visualisierende Darlegung, konnte ich aufgrund des in der Grundlehre vermittelten innovativen – ja für mich begeisternden – Unterrichts bewerkstelligen.

Dank der in diesem bedeutungsvollen ersten Studienjahr erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse, insbesondere in den wissenschaftlichen Fächern und im, auf mich bezogen, besonders stimulierenden und einflussgebenden Studienbereich „Kulturelle Integration“, gelang es mir, Wissensdefizite und kulturelle Unsicherheiten zu minimieren. Auch konnte ich während der Grundlehre und ebenfalls im allgemein stets anregenden Alltagsleben in der „HfG-Umwelt“, einen wichtigen Entwicklungsprozess meines Selbstbewusstseins vollziehen und somit die „unsicheren Bestände“ aus den zuvor gemachten jugendlichen Lebenserfahrungen und Ausbildungsphasen in der Heimat, selbstkritisch „filtrieren“.

Abschliessend noch folgende Anmerkung aus heutiger Sicht: In Zusammenhang mit der neuen Ausrichtung im Ausbildungsprogramm der Abteilung Bauen hätte ich die Einrichtung eines Seminars im zweiten Studienjahr der Abteilung zu Fragen einer im Kontext des zu jener Periode gewichtigen Industrialisierungsprozesses im Bauwesen erforderlichen neuen Baukultur und –ästhetik als architektonisch-kulturellen Beitrag zum Entwurfsunterricht, in pädagogischer Hinsicht, als durchaus wertvoll erachtet.

Die berufliche Tätigkeit nach dem HfG-Studium

Der Beginn des Berufslebens gestaltete sich zunächst schwierig. Anfang der sechziger Jahre begannen in der Schwei-

zer Bauindustrie erste experimentelle Ansätze zur Entwicklung industriell gefertigter Baukonstruktionen. Vorfabrizierte Bausysteme für den Wohnungsbau wurden von ausländischen Grossunternehmen in Lizenzverfahren auf dem Bauemarkt angeboten. Einzelne Anwendungen verschiedener Herkunft und patentierter Verfahren (vor allem aus Frankreich und Skandinavien) wurden hauptsächlich in der welschen Schweiz, in den Regionen Genf und Lausanne, erprobt. Trotz starker Bautätigkeit, besonders im Schulbau, bestand in den Architektur- und Planerbüros kein zwingendes Bedürfnis, sich der Entwicklung systematisierter Entwurfsvorgänge für die Konzeption typisierter Bauten und rationalisierter Bauausführungen zu widmen.

Angestellt in einem grossen, bekannten Genfer Architektur- und Ingenieurbüro hatte ich Gelegenheit, die an der HfG-Abteilung Bauen erworbenen Kenntnisse zu bauorganisatorischen Vorgehensweisen bei der Planung von Wohnüberbauungen mit typisierten Bauten, wie auch bei Anwendung vorgefertigter Bauteile, in die Praxis umzusetzen. Das Genfer Büro hatte nach dem Zweiten Weltkrieg Wohnbautypen entworfen, die durch eine aus z.T. vorfabrizierten Elementen (Decken, Fensterrahmen, Balkonbrüstungen, Fassadenteile) bestehende Konstruktion mit wirtschaftlichen Vorteilen im Rahmen mittelgrosser und grosser Wohnbebauungen in der Genfer Region realisiert wurden. Dadurch konnten zu Zeiten akuter Wohnraumknappheit kostengünstige, komfortable Wohnungen erstellt werden.

Ab 1964 und während fünf Jahren konnte ich das Anwendungsfeld der an der Abteilung Bauen erlangten Ausbildung erweitern. Als technischer Mitarbeiter der 1959 in Zürich durch den Bund Schweizer Architekten BSA und den Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Verein SIA gegründeten Zentralstelle für Baurationalisierung, nahm ich an deren Normungstätigkeit teil. Zur Förderung der Rationalisierung

im Bauwesen wurden Mass-Normen auf der Grundlage der auf dem Modul von 10 cm aufgebauten internationalen Masskoordination für Raumtypen, Bau- und Gebäudeteile erarbeitet. Es handelte sich um Normen, deren Anwendung als Rationalisierungsinstrumente sowohl für die Entwurfspraxis als auch für die Industrie vorgesehen war. Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern stellte die Initiative der Zentralstelle für Baurationalisierung ein Novum im Schweizerischen Normungswesen dar, denn bislang existierte lediglich eine einzige, brancheninterne Massnorm: jene der Küchenfabrikanten für die Vereinheitlichung der Bemessungen von Kücheneinrichtungen, eingeführt nach dem Beispiel der seinerzeit sogenannten „amerikanischen Küche“. Allerdings betrug das Grundmass für die Elementbreite 65 cm.

Die Tätigkeit im Genfer Architektur- und Ingenieurbüro sowie bei der Zentralstelle für Baurationalisierung gab mir die Möglichkeit, die im Unterricht von Prof. Giuseppe Ciribini, „Methodologische und technische Grundlagen der Bauproduktion“, und von Prof. Bruce Martin „Modulare Koordination“ erworbenen Kenntnisse praxisbezogen anzuwenden.

Die 1966 auf Einladung von Chefredakteur Lucius Burckhardt übernommene Mitarbeit an der Architektur- und Kunstzeitschrift „Werk“ als Korrespondent für das Tessin, leitete eine entscheidende Wende in meinem Berufsleben ein. Dadurch wurde mein Interesse an der Entwicklung der architektonischen Kultur und an ihrer kritischen Betrachtung und Bewertung stets grösser. Ende 1968 trat ich in der Funktion eines redaktionellen Mitarbeiters der Werk-Redaktion bei. Nach dem freiwilligen Ausscheiden Lucius Burckhardts Ende 1972 aus der Redaktion übernahm ich, zusammen mit seinem Nachfolger Henri Stierlin, die Chefredaktion der Zeitschrift bis 1976. Die durch die 1974 eingetretene Wirtschaftskrise verursachten Engpässe im Verlagswesen hatten den BSA als Werk-

Herausgeber dazu bewogen, das eigene Verlagsprodukt mit der jüngeren, von der Schweizerischen Vereinigung selbständiger Architekten FSAI herausgegebenen Schriftenreihe „archithese“ zu fusionieren. Hauptsächlich die Redaktionsperiode mit Lucius Burckhardt war für mich sehr anregend und für meine Entwicklung als Architekturkritiker ausserordentlich bedeutsam. Der „Ulmer Geist“ und die Persönlichkeit Lucius Burckhardts, insbesondere seine unübliche Fähigkeit stets problembezogen den Planungs- und Architekturkontext zu analysieren und transparent zu machen, beeinflusste meine kulturell-kritische Sichtweise bei der Architekturbetrachtung.

1973 folgte ich dann einer, auf Vorschlag von Dominique Gilliard, dem damaligen Direktor, ausgesprochenen Berufung an die Ecole d'architecture de l'Université de Genève. Hier stiess ich im Lehrkörper auf zwei weitere ehemalige „Ulmer“, Martin Krampen und Jean-Claude Ludi, die, nach der 1968 erfolgreich eingeleiteten Reform des Architekturstudiums als Dozenten an die Genfer Universität berufen wurden. Nach anfänglichen Schwierigkeiten beim Aufbau eines Informationszentrums mit Herausgabe eines Informationsbulletins – mein erster Auftrag an der Schule – begann ich dann die Lehrtätigkeit im Fachbereich Geschichte der modernen Architektur mit dem Schwerpunkt Entwicklung der Moderne in der Schweiz nach der industriellen Revolution bis zu den 30er Jahren des XX. Jahrhunderts. Dieser Lehrauftrag ging mit einer erneuten Umstrukturierung der Lehrprogramme 1984 zu Ende.

Zwei Jahre zuvor übernahm ich bis 1997 bei der Schweizerischen Zentralstelle für Baurationalisierung CRB eine publizistische Tätigkeit im Teilzeit-Arbeitsverhältnis: die Redaktion des firmeneigenen Informationsorgans „Bulletin CRB“, das regelmässig auch einen aktuellen Architekturbeitrag enthielt.⁵ Meine Lehrtätigkeit wurde mit der ab 1977 erfolgten Berufung an die Ecole

d'Architecture de Strasbourg (heute Nationale Hochschule für Architektur Strassburg) zum ordentlichen Professor fortgesetzt.

Die gleichzeitig an zwei Schulen sieben Jahre lang ausgeübte Lehrtätigkeit ermöglichte mir einen, zur kritischen Verifikation von Lehrinhalten und –methoden, wertvollen Vergleich der Ausbildungsprogramme beider Lehrinstitute. An der Strassburger Hochschule unterrichtete ich bis zur Emeritierung Ende 1999 in den Fachbereichen Entwurfslehre und Architekturgeschichte. Während zweiundzwanzig intensiv erlebten Unterrichtsjahren leitete ich ein Atelier de projet (Entwurfsklasse) – anfänglich im zweiten, dann im vierten und fünften Studienjahr –, hielt eine Vorlesung im vierten Studienjahr zur Entwicklung zeitgenössischer Architektur in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts, nahm, in Zusammenarbeit mit anderen Kollegen, regelmässig an verschiedenen architekturgeschichtlichen Seminaren für Studierende des fünften Studienjahres teil und begleitete als Hauptreferent zahlreiche Studenten bei ihren Diplomarbeiten.

Zusammenfassend kann ich die Lehrtätigkeit an der Strassburger Architekturschule, die von 1993 bis 1998 mit einer Gastprofessur im Fachbereich Theorie und Geschichte der modernen Architektur an der Bauhaus-Universität Weimar ergänzt wurde, als durchaus positiv betrachten. Dies trotz der bescheidenen Mittel, die leider noch heute in Frankreich an den Architekturhochschulen zur Unterstützung im technisch-didaktischen Bereich für den Unterricht zur Verfügung stehen.

Der im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts erfolgte Umbruch politischer, gesellschaftlicher, kultureller und sozio-ökonomischer Natur hat bedeutsame Einflüsse auf die pädagogischen Konzepte zur Architekturausbildung ausgelöst. Das damit verbundene veränderte Architekturverständnis der sogenannten

postmodernen Ära, wie auch das in den Vordergrund getretene „Bildhafte“ oder „morphologische Imaginäre“ in der Architekturauffassung, haben meine Anstrengungen zur Vermittlung eines analytisch-kritischen, kontextbezogenen, systematisch und funktionsgerichtet ausgelegten Architekturentwurfs im Sinne der Ulmer HfG-Ausbildung und des „Ulmer Geistes“ erschwert und z.T. auch relativiert. Abgesehen von wenigen befriedigenden Momenten und einzelnen gründlich erarbeiteten Diplomarbeiten, bleibt für mich in dieser Hinsicht als Bilanz heute ein eher desillusionierendes persönliches Engagement, vielleicht aber hauptsächlich eine anachronistische pädagogische Wunsch-Vorstellung.

Desillusionierend in der Lehre erwies sich vor allem der pädagogische Einsatz für eine den grundlegenden Veränderungen in der postindustriellen Gesellschaft angepassten Erneuerung des Architektur-Verständnisses. Und dies vom Erfahrungsgut der „Tradition der Moderne“ ausgehend. Die eingesetzte Revision der „Tradition der Moderne“ als Folge der Ende der 1970er Jahre ausgeübten, formalen Kritik des Funktionalismus in der architektonischen Konzeption, hat sich auch auf die Ausrichtung der Entwurfslehre in den Architekturschulen entscheidend ausgewirkt. Die analytische Annäherung an die Entwurfsvorgaben im Sinne eines methodisch ausgelegten Erkenntnisvorgangs der einflussgebenden Faktoren und Bedingungen bei Erarbeitung des architektonischen Konzepts wurde als ein Relikt des „reduktionistischen funktionalistischen Entwurfs“ stigmatisiert und abgelehnt. Im Rahmen der sich seit den 1980er Jahren weit verbreiteten Strömung der Revision der „Tradition der Moderne“ wurde das Bestreben nach einer sogenannten „Formerweiterung“ der architektonischen Sprache ebenfalls in der Entwurfslehre bedeutsam. Der (Architektur-) Entwurf, der die Form vor die Funktion setzte, setzte sich als pädagogisches Konzept in der Entwurfslehre durch und relativierte

den (Architektur-) Entwurf, der die Form aus der Funktion herleitete.

Diese Schlussbetrachtungen sollen nicht als eine Art persönliche „Fiasko-Erklärung“ interpretiert werden. Gesamthaft betrachtet kann ich mit meiner langjährigen Lehrtätigkeit an drei verschiedenen Lehrinstituten sehr zufrieden sein. Ich habe sie stets mit Optimismus, Begeisterung und selbstkritischer Einstellung ausgeübt – stets auf die Lernerfahrungen aus der Ulmer Ausbildung bezugnehmend. Der enge Kontakt mit den Studenten und den Kollegen war lehrreich und lieferte mir wertvolle Impulse für positive Verifikationen der eigenen Leistung.

Anmerkungen

¹ In der 1975 ergänzten Ausgabe desselben Verlags Giulio Einaudi Turin, hatte Bruno Zevi einen kurzen Paragraphen über die Geschichte der HfG Ulm verfasst, S. 393, und in der dazu gehörenden umfangreichen Bibliographie einige in italienischen Zeitschriften erschienene Beiträge über die HfG Ulm sowie über Max Bill aufgeführt, S. 565

² Max Bill, „FORM“. Eine Bilanz über die Formentwicklung um die Mitte des XX. Jahrhunderts, Verlag Karl Werner, Basel 1952, S. 162

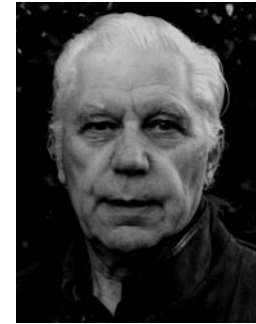
³ Siehe „Rede des Vorsitzenden des Rektoratskollegiums der Hochschule für Gestaltung, Tomas Maldonado, zur Eröffnung des Studienjahres 1957/58“, am Donnerstag, den 3. Oktober 1957 in der HfG Ulm (vervielfältigtes Manuskript)

⁴ Vgl. „ulm 12/13“, Zeitschrift der Hochschule für Gestaltung Ulm, März 1965, Rubrik Ergebnisse aus dem Unterricht: „Integrale Baukonstruktion (1957–1961)“, S. 57

⁵ Siehe „1959–1999 – Durch Zeiten und Begegnungen“, eine Auswahl von im ‚Bulletin CRB‘ erschienenen Texten von Diego Peverelli, herausgegeben vom CRB, Schweizerische Zentralstelle für Baurationalisierung, Zürich 1999

Student an der HfG, Abt. Bauen, von
1956 bis 1960; Diplomarbeit 1961

Rupert Urban



Wie ich nach Ulm kam

Im Jahr 1931 in München geboren, wuchs ich in dieser am Alpenrand gelegenen Kunststadt auf. Während meiner frühen Kindheit wohnten wir unweit der Schwanthaler Höhe in einem 'Neubau'. Als kleiner Bub holte ich täglich die frische Milch beim Bauern im Stall am Sendlinger Kirchl. In den Jahren der Abwesenheit meines Vaters Wolfgang, der in politischer Schutzhaft 1935-38 im KZ DACHAU interniert war, verbrachte ich viel Zeit bei meinen Grosseltern in der Ludwigsvorstadt. Dabei lernte ich die Eigenheiten der Theresienwiese und des elterlichen Schrebergartens in 'Land und Sonne' besonders zu lieben, im Gegensatz zur Atmosphäre in den dichtbebauten Wohnvierteln der Jahrhundertwende. Während der düsteren Kriegsjahre wurde meine Oberschulklasse in die KLV-Lager in Leoni und Geisenfeld evakuiert. In den kollektiven Freizeitbeschäftigungen erfuhren wir andere landschaftliche Raumerlebnisse, sei es am Starnberger See, sei es auf den Feldern Niederbayerns ausserhalb der Dörfer.

Als Altlehrling 1949 in der Fa Lenz & Co eingestellt, begann ich meine Karriere im Bauwesen während der Wiederaufbauperiode. Nach dem Beispiel meiner baubeflissenen Vorfahren nahm ich als Maurer an der Wiederherstellung zahlreicher Gebäude teil und konnte mir dadurch unentbehrliche Fachkenntnisse aneignen. Mit der Nachkriegsmentalität wurde vieles aus den Ruinen an gleicher Stelle errichtet.

Meine beruflichen Zukunftsaussichten erweiterten sich durch mein Studium an der Staatsbauschule München 1952-55. Es war Usus die Semesterferien als Werkstudent zu nutzen. Anlässlich topografischer Vermessungsarbeiten gewann ich die Fähigkeit, inliegende Eigenschaften der physischen Umwelt und der auszubauenden Gelände zu erkennen. Als Ingenieur für

Tiefbau bei Regierungsbaumeister Ed. Mayer nahm ich mit Erfolg an grossräumlichen Planungsaufgaben wie Gesamtstrassennetze für Wohnviertel oder Flugplatzentwurf für die Nato teil.

Ein Defizitgefühl und der Mangel freierer Ausdrucksfähigkeit und wissenschaftlicher Kenntnisse bewog mich, ein Zweitstudium wie es damals in der eh. Hauptstadt Berlin an der TU möglich war, anzubahnen. Als Assistent im Architekturbüro Baumgarten erlebte ich mit Bewunderung das Entstehen des Hansaviertels mit internationalen Beiträgen. Doch ein Teil der Dozenten entsprach nicht meinen Idealerwartungen. Dazu sollte ich auch noch gewisse Disziplinen ein zweites mal absolvieren! Nähere Kenntnisse über Le Corbusier und ein Gastvortrag von Richard Neutra begeisterten mich für die moderne Architektur. Mit dem Titel „Die Türklinke zur Zukunft“ wies Wolf Thimme in der deutschen Studentenzeitung 57 auf das Entstehen der hfg Ulm hin. Ich erinnerte mich an die Entdeckung der Formgestaltung, die mir vor Jahren anlässlich einer Ausstellung über Richard Riemerschmid, einem der Gründer der „Vereinigten Werkstätten“ in der Neuen Sammlung in München erschien. Nach einem Aufklärungsbesuch vor Ort am Kuhberg entschloss ich mich eifrig, den Aufnahmeantrag auszuarbeiten.

Die hfg

Den ersehnten Eintritt in die hfg begann ich im Herbst 1957, dies geschah gerade am Folgetag des Abtritts von Max Bill. Meine ersten Eindrücke in den so feierlichen Räumen waren Manifestationen von Enttäuschung seitens „alter“ Studenten, die uns das „Adieugraffittisignet“ des Meisters in der „roten Höhle“ zeigten und eine allgemein gespannte Atmosphäre. Während der Grundlehre hauste ich in einer Dachwohnung in der Altstadt. Mir wurde allmählich immer mehr die Bedeutung

des Ulmer „monte venta“ hoch am Kuhberg als kulturelles und lehrpädagogisches Ereignis klar. Später teilte ich das Logis ganz oben im Wohnturm mit Aribert Vahlenbreder und Tsugio Nachi, der mir „Japan“ näherbrachte. Später konnte ich das Einzelzimmer von Almir Mavignier übernehmen. Das universelle Campuskonzept hat grundsätzlich sehr positiv durch die gegenseitigen Einflüsse und die simultanen Anwesenheiten der Antagonisten zur Dynamik des Studiums beigetragen. Die erste Reihe der dokumente „ulm“ sind das beste Beispiel dieser Synergie: Bauhaus, Bauhütte = alle Gestaltungsprinzipien unter einem Dach!? Sans liberté de blamer, il n'est point d'eloge flatteur.

Die in der Grundlehre erwachte Gegenseitigkeit der sich ergänzenden Interessen verflüchtigte sich später im Verlauf der Semester. Die Abteilungen waren abgeschottet, die Diplomarbeiten entstanden hauptsächlich in Alleinarbeit. Ein universeller Geist hätte zu konkreteren Ergebnissen führen können.

Von aussen gesehen waren die Titel der Abteilungen „Produktform“, „Visuelle Kommunikation“, „Information“ damals mit der Aura „Innovation“ behaftet, was dadurch schon reges Interesse im Hochschulumilieu aufbrachte. Der Begriff Bauen war historisch beladen, zu banal, und um eine Alternative zu den bestehenden Fachinstituten zu bieten, erschien es nötig, neuartige Bereiche anzubahnen.

Die Darstellungen Konrads Wachsmanns, die mir nur durch Dokumente zugänglich waren, erweckten zukunftssträngige Perspektiven für den Leichtbau. Ein deal aus USA war sehr glaubwürdig. Die revolutionären Leistungen von Buckminster Fuller bestätigten die Gültigkeit des Begriffs flexibles Bauen. Die beiden Leitideen wandte Frei Otto im Grosszeltbau an. Fuller war erster Schöpfer des Aktes der Konstruktion

mit der verpflichteten Auflage, emissionsfrei und mit geringstem Impact auf die Umwelt des gesamten Erdballes einzuwirken. Leider fanden seine Errungenschaften vorwiegend im Militärbereich Anwendung, Radoms als moderne Tipis!

Unter der Leitung von Herbert Ohl nahm ich an der Entwicklung der „integralen Baukonstruktion“ bis zur Patentreife teil. Materialuntersuchungen und die Herstellung von Modellen wurden von zahlreichen Firmen gefordert. Während der Abfassung meiner Diplomarbeit mit dem Titel „Regeln zur Anwendung der integralen Baukonstruktion“ wurde mir leider zu spät immer mehr bewusst, wie begrenzt die Möglichkeiten waren, mit Aluleichtbauplatten voluminöse Gebäude zu errichten. Unsere Bestrebungen waren von Beginn an zu sehr objektorientiert, statische und bauphysikalische Untersuchungen wurden vernachlässigt. Mit dem hypothetischen Ziel einer Massenproduktion für einen mystischen Abnehmermarkt.

Jedoch bleibt das Ziel „industrialisiertes bauen“ in unserer Gegenwart durchaus gültig. Herstellungstechnisch bestehen keine Grenzen. Die Einfamilienhaussysteme Phenix und Hufhaus werden verkauft. Mit dem Vorteil einer Trockenbauweise mit kurzem Bau Termin.

Neue Horizonte

Ein anderer Abschnitt meines Lebens eröffnete sich. Wie die Demonstrationsbauten im Hansaviertel hatten mich auch die Themen der universellen Weltausstellung in Brüssel 1958, der Rahmen des UIA Kongresses in London, ein Stahlbauseminar der Montanunion in Luxemburg, die Bauausstellung in der Dreieckshalle der Defense (Weltrekord) sehr beeindruckt.

Die Wiederaufbaukonjunktur in

Westdeutschland, die meine ersten Berufserfahrungen begründet hatte, war mittlerweile beendet. Mein Gedankenhorizont hatte sich erweitert. Nach dem Abschluss meines Studiums entschloss ich mich in die Weltstadt Paris überzusiedeln. Die Versuche als freier Gestalter zu beginnen, erschienen mir zunächst nicht schwierig. Ich entdeckte Raumstimmungen alter Zeiten in einer etwas verstaubten Umwelt, die einen gewissen, mir unbekannten Lebensrhythmus bestimmte. Noch jugendlich begeistert gelang es mir, im Bereich der „esthetique industrielle“ für Maim Arnodin Lanvin Toilettenartikel wie Parfümflaschen zu entwerfen. Mein ersehntes Diplom „bauen“ sollte ich allerdings erst Mitte des Jahres 1962 erhalten. Also hiess es „faire avec“, dh. sich mit den gegebenen Umständen durchzubringen, also ohne. Zudem war der Ruf der hfg nur vorwiegend im Milieu der Lehrkörper etwas eingeführt. Doch gelang es mir schnell, fruchtbaren Kontakt zu Jean Prouvé zu finden im „Conservatoire national des arts et metiers“. Ihm war die Natur des Kursus der hfg bekannt. Er bedauerte den Mangel an Ingenieurwissenschaften in der Ausbildung am Kuhberg. Er vermittelte mir eine Vorstellung bei Guy Lagneau, ein Miteigentümer der „Société d'études et d'aménagements planifiés“ und Schüler von August Perret. Ich fand als beginnender Architekt in einer pluridisziplinären Arbeitsatmosphäre Gelegenheit, mit einem spezifisch für industrielles Bauen ausgerichtetem Gestaltungsprozess betraut zu werden.

Was den Wohnungsbau betrifft bestand ein quantitativer und qualitativer Nachholbedarf. Der Bauplattenmarkt war noch von planwirtschaftlichen Massnahmen abhängig. Die Auswirkungen der Dekolonisation der ehemaligen Überseebesitzungen verlangsamte den Trend zu einer allgemeinen Prosperität. So befand sich z.B. die Einführung einer sozialen Finanzierungspolitik für Eigentumswohnungen am Anfang.

Es galt ein Stahlkonstruktionssystem für den Wohnungsbau auszuarbeiten. Wie im Institut für Industrialisiertes Bauen in Ulm, versuchte ich als Alternativlösung zu den gängigen Bauplattenbauweisen wie z.B. Camus, ein ausgerüstetes, vorgefertigtes Baukastensystem zu entwickeln. Allerdings fehlte eine programmierte Marktanalyse seitens der Sponsoren. Neuartige ökonomische Lösungen mit der Qualität zur Flexibilität sollten variablen Bedarfsbereichen gerecht werden. Hätte ich doch der „Modular Society“ in London angehört! Das Forschungsprojekt wurde von der Metallindustrie hauptsächlich gefördert. Es interessierte besonders die zur Umstellung gezwungenen, am Mittelmeer gelegenen Schiffswerften. Patente wurden angemeldet. Aber Feuerschutz-Auflagen, Probleme der Akustik und wirtschaftspolitische Umschwünge führten zu einer Neufassung des Systems, das schliesslich als Bürogebäude in Stahlbeton im Verwaltungszentrum der neuen Stadt Evry – Essonnes gebaut wurde.

Anlässlich komplexer Planungsaufgaben wie ein Wettbewerb für ein Olympiastadion mit 100.000 Plätzen der Präfektur und des „conseils général“, des Justizpalastes in Evry, gelang es mir bei Guy Lagneau Fähigkeiten und Anreiz am freien architektonischen Entwurf zu entwickeln und später im Städtebau anzuwenden.

Auf Einladung der JETRO erwarb ich mit Professor Leowald meine ersten aktiven pädagogischen Kenntnisse anlässlich eines Designerseminars in Tokyo 1963. In Ostasien versuchten wir gemeinsam den japanischen Gestaltern als Experten unsere Fassung des Innenausbaus der europäischen Wohnungen und des zugehörigen Mobiliars darzulegen.

Lehrtätigkeit

Später, 1969–71, war ich Professor an der „école spéciale d'architecture“ in

Paris. Im Vergleich zu Westdeutschland hatte in Frankreich die sogenannte Nachkriegsperiode und damit die „alte Generation“ erst mit den Wirren von 1968 ein moralisches Ende erreicht. Die Institution am Bd. Raspail hat einen privaten Status. Bei meinem Eintritt entdeckte ich die Lehrräume mit Erstaunen in einem wüsten Umbruch. Viele eingessessene Lehrkräfte waren von den Studenten boykottiert und verjagt worden, es fanden stetig „parlabeirreiche“ Versammlungen statt. Es galt besonders, vorzusehende Absichten und nicht die Ergebnisse der Studienarbeiten, im Lehrerkollegium zu rechtfertigen. Frei von korporatistischen und anderen politischen Engagements wie in der Zukunft meiner Karriere, galt es für mich als unabhängiger Mensch, tätig zu sein. Ich versuchte materialnahe Gestaltungsübungen einzuführen und meine fachlichen Erfahrungen zu übermitteln. Dies stieß bei einigen wichtigen Kollegen auf wenig Verständnis. Aber was hatte sich in der damaligen Periode vorher an der hfg ereignet? Mir war plötzlich klar, dass ich meine Ulmer Jahre wie in einem Palast verbracht hatte. Wie kam es zu kolossalen Irrtümern und Missverständnissen um die hfg in eine Sackgasse zu treiben?

Programmierung neuer Stadtteile

Ab 1971 hat sich mein Berufsweg in neue Raumbereiche geöffnet. Es wurden auf Anlass von General de Gaulle unter der Leitung von Paul Delouvrier als Gegenbeispiel zu den rigorosen „grands Ensembles“ 9 neue Städte in Frankreich in Bau gesetzt. Da diese Gebiete in weit aussen liegenden und vorwiegend landwirtschaftlich genutzten und schlecht zugänglichen Bereichen lagen, fand das Vorhaben bei den Architekten wenig Interesse, zumal da auch die höchsten Verantwortungen an Absolventen der Ecole Polytechnique übertragen wurden. Da auch, wie heute oft, die öffentliche Meinung vergangenheitsorientiert war,

fanden diese Massnahmen wenig Kredit. Es handelte sich im Pariser Grossraum, der 400 Gemeinden umfasst, mit neuen Methoden fünf Entlastungsstädte mit je etwa 500 000 Einwohnern zu errichten! Tatsächlich wurde das Ziel nur zu 30% erreicht.

Mein zukünftiger „patron“, der Direktor des halbstaatlichen Bauträgers „Etablissement public d'Aménagement de Cergy-Pontoise“, fragte mich am Ende der Bewerbungsunterredung, ob mich eine Stellung als „chargé de mission“ herausfordern würde. „Fühlen Sie sich fähig, die Entstehung eines Stadtteiles mit 4500 Wohnungen anzugehen?“ Obwohl damals die Immobilieninvestoren zauderten sich zu engagieren, nahm er weniger Risiko auf sich als ich. Da erinnerte ich mich an die Mahnung meines Architekturprofessors an der Staatsbauschule „ter Haerst“: „Lassen Sie sich niemals vom Bauvorhaben aufessen. Wenn Sie alles selbst entwerfen, erwerben Sie damit eine selbstverständliche Autorität, alle Beteiligten am Bau werden Sie respektieren, Sie kennen Alles bis zum Detail.“ So bejahte ich den Challenge.

Die Aufgabe bestand darin, mit einem Team neue Stadtteile zu programmieren, zu entwerfen und ihre Erstellung ausführend zu planen und zu begleiten. Die Schaffung von Cergy-Pontoise, einer der neuen Städte in der REGION Ile-de-France (10,5 Mill. Einw.) beanspruchte 30 Jahre. Während zahlreicher Legislaturperioden und der gesamten politischen Schwankungen konnte ich die städtebaulichen Kompositionen relativ kohärent durchführen. Doch im Laufe der Jahre überlagerten politische und kommerzielle Aspekte vorrangig die baukulturellen Bestrebungen. Z.B. fanden die Absichten, gültige Akzente in die Stadtlandschaft einzugliedern um das Raumerlebnis besser lesbar zu gestalten, ein geringes Echo. Was soll menschlicher Massstab im angewandten Städtebau bedeuten, wenn dieser

Begriff bei den entscheidenden Gremien der Baumassnahmen auf Unverständnis trifft?

Die Materie Innenraum bedeutet für den Architekten, den Inhalt der zu entwerfenden Gebäude.

Im angewandten Städtebau behandelt der Urbanist die Aussenbereiche, „espaces libres“ zwischen den bebauten Flächen „espaces construits“ wie Innenräume der Agglomerationen, d.H. als Bewegungs- und Spielflächen der städtischen Gesellschaft, im weiteren Sinn, als Lebensraum. Die Stadt vergrössert sich ständig im ähnlichen Rhythmus wie die Bäume. In einer Zwitter-Landschaft verwandeln sich Striche in Wege und Strassen, Raster entpuppen sich als Plätze und Wohnbereiche. Aber erst nach jahrzehntelangen Wachstumsprozessen werden die inhärenten sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und physischen Eigenschaften des Alltags fühlbar. Gar zu oft werden bei städtebaulichen Entscheidungen langfristige Auswirkungen vernachlässigt. Die Schaffung der ersten Nachbarschaften Eragny, Courdimanche und Cergy-le-Haut waren über rd. 1000 ha verteilt. Sie beinhalten ähnliche Prinzipien wie in der Nord-Weststadt in Frankfurt-Main, d. H. es bestehen parallele Netze von Fussgängerbereichen, und wie in den englischen New Towns, wurden Wohnviertel gemischt mit verschiedenen sozial-ökonomischen Kategorien realisiert. Es entstanden zwischen anderen Beschäftigungs- und Grünbereichen 12.000 Wohnungen, individuell oder in Gemeinschaft, mit den Folgeeinrichtungen für 36.000 Ew. und den zugehörigen Infrastrukturen.

Unter der Leitung von Paul Delouvrier wurden die „neuen Städte“ als Gegenbeispiel zu den „grands Ensembles“ der fünfziger Jahre gegründet. Weitgehend von den letzten beunruhigenden Ereignissen verschont, die ihren Ursprung in den isolierten, überdimensi-

onierten und überbelegten Wohnvierteln in den Aussenbereichen haben, bilden sie den Rahmen einer menschenfreundlichen Stadtumwelt. Zuletzt ist der Immobilienwert auf den allgemeinen Standard gestiegen.

Beratungstätigkeit

Seit den achtziger Jahren nahm ich als Architecte-Urbaniste-Principal regelmässig als Sachverständiger an den Workshops der „internationalen Ateliers der städtebaulichen Planung Cergy-Pontoise“ Teil. Die Seminare fanden im offiziellen Rahmen statt. Es handelte sich darum, wie heute noch, im Distrikt Ile-de France originelle, anwendbare Vorschläge für den aktuellen Urbanismus zu erarbeiten. Die Projekte werden unabhängig von Teams diplomierter Architekten und Landschaftsgestaltern aus Universitäten vieler Länder im Wettbewerb entworfen und den entsprechenden Gemeinden vorgestellt. Andere Sitzungen fanden im Ausland Anwendung. Für mich erwiesen sich die pädagogischen Beiträge 1998 in der Ho-Chi-Minh City als besonders aufschlussreich. Das Thema war, Lösungen für langfristige Erweiterungsmöglichkeiten der am 10 km langen Mäander des Saigonflusses gelegenen Großstadt zu finden. Im folgenden Jahr, in Guangzhou, Canton, handelte es sich darum, sehr dichte Stadtviertel in der Expansionen zwischen dem neuen Hauptbahnhof und dem Perlenfluss gelegen, vor auszuplanen. Das Seminar fand im Rahmen des enormen Campus der South China University of Technology statt. Die Ergebnisse haben natürlich beratende Eigenschaften. Aber es hat sich öfters gezeigt, dass sie für die weiteren Phasen, wenn auch indirekt, in Rechnung gezogen wurden und Entscheidungsprozesse beeinflussten.

Welche Lehrinhalte der hfg waren im Rückblick bedeutend?

Über meine Kenntnisse im Bauwesen hinaus waren mir folgende Themen besonders wertvoll:

Ethnologie des Bauens/Ryckwert,

Mathematische Operationsanalyse,
Wissenschaftstheorie /Rittel,

Methodologie/ Walther,

Semiotik /Maldonado,

Soziologie, Sozialpsychologie/ Kesting,

Demografie, Ergonomie, angewandte
Physiologie /Honsberger,

Kulturgeschichte/Sperlich,

Klima/Tonne,

Materialkunde/Haenle,

Darstellungsmethoden/ v.Baravalle,

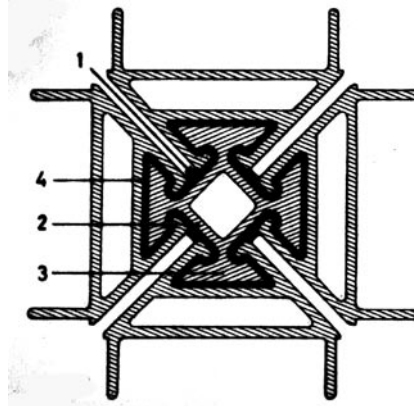
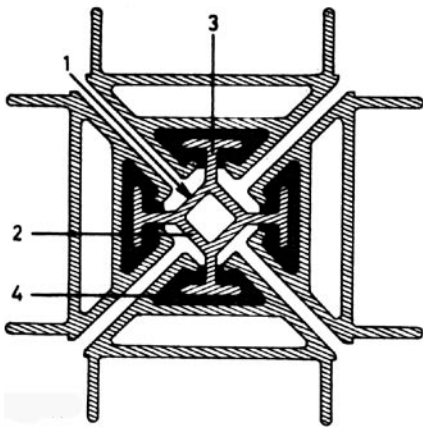
Wahrnehmungslehre /Perrine,

Modellbau /Schild,

Farblehre/ Nonne-Schmidt.

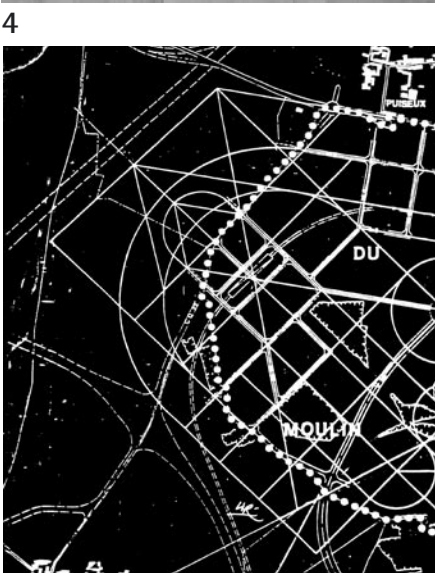
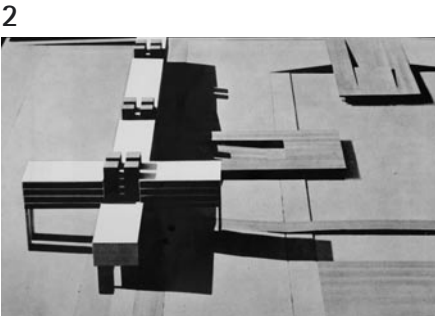
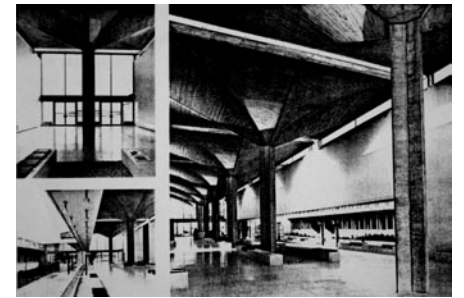
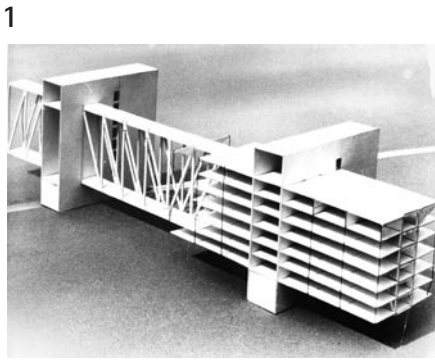
Zahlreiche Studienreisen weltweit in Europa, Kleinasien, Ostasien, Nordamerika.

rupert.urban@wanadoo.fr

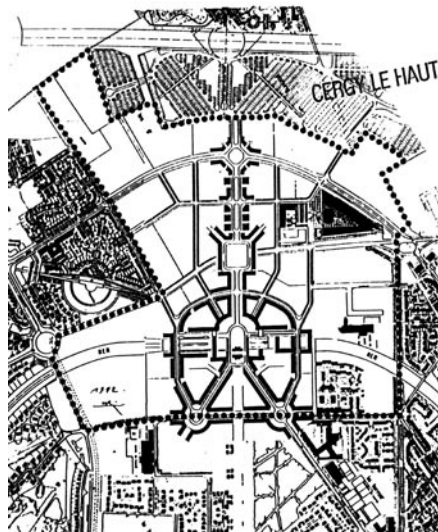


Abbildungen

- 1 Verbindungsknoten Integrale Baukonstruktion
 - 2 Megastruktur Stahlbau 1962
 - 3 Wettbewerb Stadion Paris 1963
 - 4 Justizpalast, departementales Verwaltungszentrum Evry-Essones 1969**
 - 5 Nachbarschaft Eragny 1973-81** 210ha
 - 6 Nachbarschaft Courdimanche, Pavillons + Bassin 1985** 230ha
 - 7 Strukturschema Cergy-le-Haut 1981** 360ha
- ** ganz oder teilweise realisiert



- 8 Bahnhofsviertel RER Cergy-leHaut
- 9 Cergy-le-Haut Städtebauliche Komposition
- 10 Combibanc 1968**
- 11 Abidjan Räumliche Komposition*



9



8



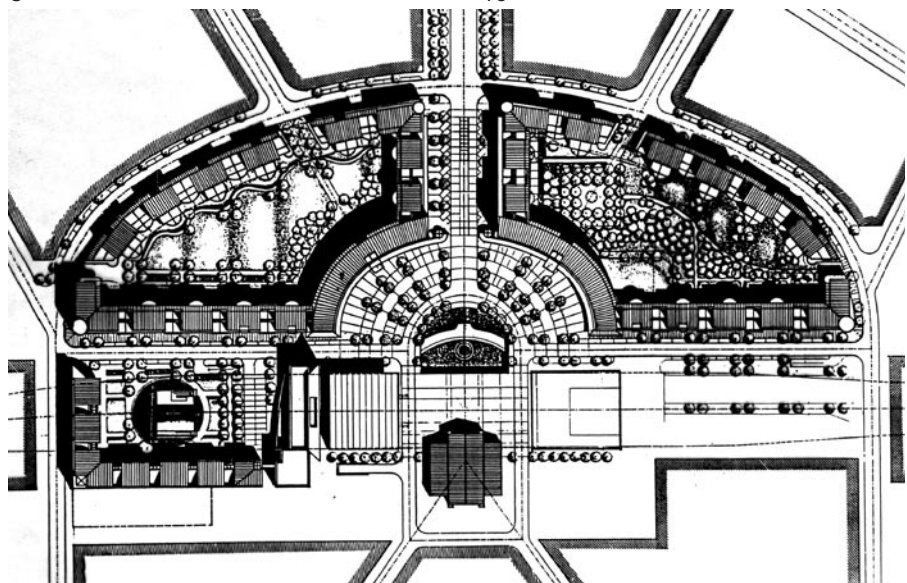
10



8



11



8

Ich erinnere mich...

Max Herzberg



Im Schatten von Georges PEREC ...

Ich kann mich nur an einige blendende Erinnerungen halten. Es ist weit. Es ist nahe. Endlich, es ist da.

Ich erinnere mich – wie ich nach Ulm ging. Ich sollte damals nach USA fahren. Im Examen in der Beaux-Arts Akademie, hatte ich einen guten Platz bekommen. Dies gab mir die Möglichkeit wegzugehen und zurück zu kommen, wie ich wollte. Damals mochte ich nicht die französische Architektur-Lehre und träumte von der Neuen Welt.

Alles war bereit, um mich in der berühmten RALEIGH Universität einzuschreiben, mit NOWICKI und Konrad WACHSMANN – eine « FULLBRIGHT Scholarship » – ein Zimmer – ein wenig Geld – . Aber damals, musste man mit Senator MAC CARTHY mit machen. So, kein Visa 10 Tage vor der Reise. Die amerikanische Kulturbotschaft riet mir, nach Ulm zu gehen, – Das « Neue Bauhaus », wo Amerikaner zum Studieren hin kamen. Niemand wusste damals etwas über HFG.

Es war Anfang September. Ende des Monats war ich in Ulm, mittellos, aber glücklich. Eine Schwierigkeit blieb auf dem Weg : die Erlaubnis meines Vaters. Er hatte eine schlimme Erfahrung des Krieges. Er riet mir nicht rückwärts zu schauen, meine eigene Erfahrung zu erleben : verzeihen, aber nie vergessen. Ein Mensch. Heutzutage weiss ich nicht, ob ich fähig wäre, das Gleiche zu tun, in der gleichen Lage. Ende September, am Morgen und frierend, war ich auf dem Kuhberg.

Ulm

Ich erinnere mich – dass ich zuerst die Stimme von Hausmeister STRECKFUSS hörte, schreiend « Helmut ! » durch die Schule. Schrecklich. Zehn Minuten später, traf ich Barbara von

WEDEL Leuchtend und freundlich. Im einem Augenblick erlebte ich die deutsche Sprache fürchten und schätzen.

Ich erinnere mich an die Reihenfolge des ersten Zusammentreffens mit Carl – Heinz BERGMILLER, Cornelia und Almir MAVIGNIER, Dominique GILLIARD. Und an Inge AICHER-SCHOLL. Der Name Scholl war mir bekannt, durch die « Weisse Rose » -geschichte – lächelnd und zuvorkommend.

Was für ein Unterschied zu meiner Schüler-Verwaltungserfahrung. Und endlich Tomas MALDONADO, an der Cafeteria, mit seinem unglaublichen Akzent, und seinem berühmten « Wie gehts ? ». Carl Heinz, mit einem Witz in Gesicht, sagte es schneller wie MALDONADO « Wie gehts ? ». Fair play, MALDONADO antwortete « Sie haben gewonnen » und ging weg, fröhlich, und liess einen Groschen auf dem Tisch. Ich war verblüfft. Ich war im Bauhaus. Gestern war ich in Paris.

Ich erinnere mich – Abends gab es ein Fest in der sogenannten Roten Höhle. Ich wusste nicht, das Max BILL bereit war, weg zugehen. Unwillentlich war ich in der Mitte des Flusses, in einem Nachtröfngerei-Streit. « Mulm in Ulm » sagte Andrea SCHMIDT, die Bibliothekarin.

Jemand nahm mich bei der Hand, ich weiss nicht mehr wer. Ich feierte mit einer Hälfte der Schule. Morgens werde ich die zweite Hälfte treffen. Alles ging zu schnell. Ich schwamm wie ein Kork zwischen BILL einerseits, MALDONADO andererseits – der mir endlich sagte « Wissen sie, dass Sie der erste Franzose sind, seit, dem Bauhaus Prost ! » – Prost. Nichts vergessen, aber alles verzeihen ? Alles war zu neu.

Ich erinnere mich – später, zwischen Tanz, Musik und Spiritus, hörte ich eine wunderliche Stimme murmeln « Es ist ein Beweis für Zärtlichkeit ». Ich bin sicher, es war nicht

die Stimme von STRECKFUSS. Jetzt war ich bereit alles zu verzeihen. Ich erinnere mich – MALDONADO und seine Peano Fläche. Otl AICHER und seine Buchstaben. Anthony FRØSHAUG und seine perspektivische Brille. VORDEMBERGE mit seiner diagonalen Typografie und Bildern, genau wie seine diagonale weisse Frisur.

Ich erinnere mich – an den inoffiziellen Besuch von Theodor HEUSS, fragend « ich will selbst wissen ob es Blech ist ».

Ich erinnere mich – an Hanno KESTING, der auf die Frage einer Studentin antwortete : « Was ist das Ziel des Lebens ? » « Die richtige Frau heiraten ».

Buckminster FULLER mit Charles EAMES und seiner Frau murmeln « Wissenschaft und Gestaltung, geht es zusammen ? ».

Ich erinnere mich – an Horst RITTEL, streitend mit einer Knödel, schwimmend in eine Ochsenchwanz-Suppe, versuchend zu demonstrieren, was eine plastische Verdauung bedeuten kann.

Ich erinnere mich – an Hermann von BARAVALLE , am Fusse von Maria FRAXEDAS sitzend, erzählt die Geschichte der Geometrie als Sprache ohne Schmerz mit einem Beispiel: „ein Bulle beim Tango tanzen. « Es gibt einfach eine Conchoïde ».

Ich erinnere mich – an Helene NONNE-SCHMID, als sie ihre Brille verlor, und die Unmöglichkeit ihre Pinsel zu finden, 4 Pinsel gehalten, bei 4 Studenten, über eine einzelne Papierfläche, sagend « Sehen sie, Kinder, mit Wille ist alles möglich ».

Ich erinnere mich – an Ulrich FRANZEN, krönend über Soziologie der Kunst, wartend nach der Kaffeepause um das Schachspiel zu geniessen, scherzend über die Spannung zwischen Form, Technik und Schönheit, eine Tasse in der Hand, zehn Leute

neben ihm, wie PLATON am Rand.

Max BENSE, durch die Mensa eilend, wütend über HEIDEGGER « Es ist einfach Käse ». Ich wusste nicht, im Moment, was HEIDEGGER mit Käse zu tun hat. Später, ruhiger weise, Andrea SCHMIDT erklärte mir darüber.

Ich erinnere mich – an Adolf ZILLMANN spielend seriös mit « Genau-Ungenau », fragend MALDONADO, was passiert wenn man die Augen zu macht – « Nehmen sie einen Betstuhl, von Zeit zu Zeit geht es ».

Ich erinnere mich – an Aribert VAHLENBREDER, in der Präsentation seiner Gerätestecker aus PVC, mit einem Loch in der Mitte, um sein Projekt « als haptischen Genuss » zu charakterisieren. Der selbe Aribert, ganz hypnotisiert von Brasilien, wo er einige Jahre studierte, hat in seinem Zimmer des Wohnturms, eine Hängematte installiert, um tiefer zu denken.

Ich erinnere mich – an Günther SCHMITZ, der mit Tsugio NACHI, die damals zusammen wohnten – Tsugio war jeden Morgen um 6 Uhr bereit – Günter schlief bis 10' vor 8 Uhr, und sprang wie eine Feder aus dem Bett, machte Geräusche wie zwölf Katzen und war am Zeichenbrett um 8, ein Keks im Mund.

Ich erinnere mich – Abends, um 12 - Uhr, war Frei OTTOs Zimmer beleuchtet. Morgens, um 6, war es wieder beleuchtet. Er kam in der HFG für ein Seminar, ich fragte etwas frech : « Aber wann schlafen sie ? Wenn ich nicht mehr träume ». Ich war eifersüchtig. Ich dachte das ich alleine Tag und Nacht träumte.

Ich erinnere mich – unser Hidalgo, Andres CASILLAS de ALBA. Er erschien im Oktober, einen schwarzen Pulli an der Brust, schwarze Jeans, schwarze Spitzschuhe, schwarze Reisetasche. Christa POHLSCHROEDER war seine Übersetzerin. Dann verschwand er. Drei Monaten spä-

ter : Am Bahnhof hat er eine Französin kennen gelernt, und hat sie in den Mittelorient begleitet. Im Sommer, erschien er wieder in einer sandfarbigen Kleidung, schreiend durch die verschlossene Tür « Helmut ! ». Er hatte STRECKFUSS immer noch im Gedächtnis. Der Kerl fehlt mir.

Ich erinnere mich – an Barbara von WEDEL. Ein Pastell-Gemälde. Mit mir war sie herzlich. Durch sie habe ich zum erstenmal SCHUBERTs Winterreise gehört. Ich nehme oft den Wegweiser mit mir, wo ich sein soll. Sie hat meine Kuhbergzeit vermenschlicht.

Ich erinnere mich – an die Friedrich Ebert-Stiftung. Aribert sagte mir, es wäre möglich, sich als Ausländer zu bewerben. Ich fahre eines Abends nach Bad Godesberg. Ich schlief im Wartesaal. Ich habe meine Hose kaputt gemacht. Die Frau des Bahnhofsvorstehers hat sie mir wieder hergestellt, um beim Examen bei der Stiftung menschlich auszusehen. Dass linke Bein war kürzer als das rechte. Später sagte man mir nach Durchsicht der Zeichnungen vom Grundkurs der HFG, dass ich bei der Prüfung durch kam. Friedrich Ebert, sei geweiht. Ich konnte weiter studieren. Ich habe sofort ein Paar lange Hosen gekauft.

Ich erinnere mich – an Anette STEIN, eine Journalistin. Sie schrieb im Spiegel Magazin, Sie war biegsam, elegant, spritzig. Es gab in Bad Godesberg ein Seminar über das 3. Reich, über demokratische Kämpfe, über die Kristallnacht. Ich wusste kaum etwas darüber. Sie erzählte alles mit einer ausdruckslosen Stimme. Ich fühlte, mein Vater war neben mir am Tisch. Ich erinnere mich, dass ich explodierte, halb deutsch, halb französisch. Niemand konnte mich beruhigen. Und dann, alles war still. Abends, feiernd, haben wir langsam gesprochen, getanzt – sie tanzte wunderbar – ich war mehr als ungeschickt. Später, im Sommer in den Barockmusikwochen, kam sie nach Ulm. Halb deutsch, halb französisch. Ganz herrlich.

Sie hat mich mit mir selbst versöhnt.

Ich erinnere mich – an die Musikwochen im August, das „Blaubeuren-Barock-Festival“. Die Musiker übten in der Mensa, grossartig : Aurèle NICOLET, Flöte ; Edith PICT-AXENFELD am Cembalo. Von Zeit zu Zeit, der Bürgermeister, ganz froh, und spielte mit seiner Hand den Drei-Takt mit, als die Musiker dem „Vier-Takt“ folgen.

Ich erinnere mich – an die Gebrüder UHLMANN, meine Zimmervermieter. Zwei alte Jungen. Als ich hereintrat und meinen Namen nannte, sahen sie mich erstaunt an. Ich wusste später, dass sie vom Kopf bis zum Fuss im Krieg vollkommene Nazis waren. Ich nahm an, ich war für sie ein lebendiger Vorwurf. Eines Tages, hat es geplatzt. Später war ich nach der Teepause Sonntags, eingeladen – mit Gebäcke, Schokolade, Blaubeerkonfitüre. Entschuldigung usw. Damals hatte ich nach Deutschland meinen gelben Stern mitgebracht. Ich sagte nichts. In der Mitte der Plaudereien habe ich meinen Stern herausgenommen, auf die Jacke genadelt. Ihre Gesichter waren gelber als der Stern. Wochen später, Barbara gab mir die Möglichkeit im Wohnturm einzuziehen. Später sprach Inge Aicher-Scholl ganz lang zu mir. Nach dem hatte ich niemals mehr die Gelegenheit, meine Jacke mit dem Stern zu nadeln.

Danach

Ich erinnere mich – ich musste im Juli 1959 nach Frankreich zurück gehen, um meinen Militärdienst zu erfüllen. Dreissig Monate im Algerien Krieg. Ich wusste, innerlich, dass ich nicht zurückkommen werde. Ich dachte oft und tief über meine Ulmer Zeit nach. Die goldene Kette der Wissenschaft der Erneuerung, der Freunde. Die Wahrheit zwingt mich zuzugeben dass ich meistens Frauen-Gesichter im Gehirn hatte, Barbara, Andrea, Christa, Uta, träumend, Tag und Nacht, wie bei Frei OTTOs Fenster. Es war nicht mehr im Kuhberg, aber im Kaby-

lienber. Wie François VILLON sagte :
 »Wo sind die damaligen Schneefälle ? «.

Ich könnte lange erzählen, wie und warum diese Zeit riesig und entscheidend für meine eigene und berufliche Erfahrung, war. Aber wirklich, das Wichtigste, ist was ich unterzeichne, durch was ich « Ich erinnere mich » zeige. Ich kann es nicht verändern.

Student von 1957 – 1959
 35 rue de Tanger
 75019 Paris
 cathmax@herzberg.fr

VITA

STUDIUM

1951 Abitur

1952–1953 Hochschule für Elektrizität und Mechanik

1954–1956 Ecole Spéciale d'Architecture

1957–1959 HFG-Grundkurs und Abteilung Bauen

1962–1964 Ecole Spéciale d'Architecture Sorbonne Universität Paris : Soziologie, Kunst Geschichte

1965 Diplom : Architektur 2^e Preis, Technik 1^o Preis, U.I.A. : Ausstellung in Bucarest – 1^o Preis (Studenten-Arbeiten)

MILITÄRDIENST

1959–1961 Algerien

AUSZEICHNUNGEN

– Kriegskreuz

– Kultur : Chevalier des Arts et Lettres
 – Prix Oppenheim, Prix Mané-Katz, Prix Reynolds (USA) mit Marcel LODS

ARCHITEKTUR – Als Lehrer und Forscher

1971–1999 Professor an der Ecole Nationale Supérieure des Arts Décoratifs (Architektur Abteilung)

1985– 1999 Sorbonne Faculté d'Esthétique et des Arts Plastiques (Diplôme d'Etudes Approfondies – Doktorat).

1971–1975 Verantwortlich für architektur Themen bei dem Kultur Ministerium (Leitung)

1976–1984 Verantwortlich für Wohnungsforschung Politik bei dem Bau Ministerium (Leitung)

1981–1999 Rat-Architekt bei dem Rat der Französischen Architekten

1985–1995 Mitglied und Leitung des Wohnungs Rat am Centre Scientifique et Technique du Bâtiment (C.S.T.B.).

Leitung von Seminarien in Architektur – Hochschulen und Instituten in England, Polen, Israel, U.S.A., China und UNESCO in Frankreich.

PROJEKTE (Studium, Wettbewerbe, Bau)

– Finanz Ministerium-Gebäude

– Wettbewerbe 12 Gebäude

– Kultur-Zentren in Paris, Strasbourg, Rouen, Bourges, Haïfa (Israel), Blidah (Algerien)

– Kultur- und Studien Zentren (Kirche und Synagogen) in Paris, Le Perreux, Ramat-Gan (Israel), Pittsburg (U.S.A.)

– Wohnungsbau (mit oder ohne Stadtplanung) Les Mureaux (1200), Poissy (2200),

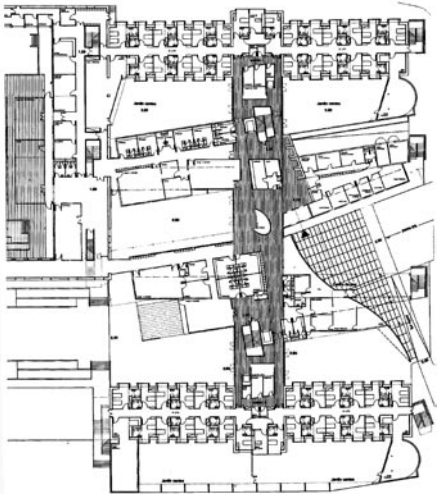
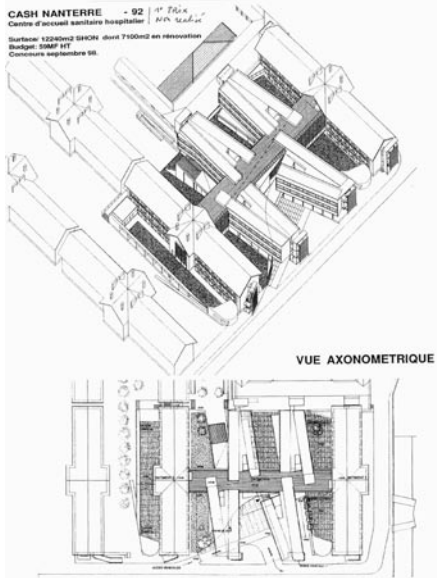
Mantes la Jolie (700) Villeneuve St Georges (1600), Bièvres (2500), Rouen (500) Reynolds Preis), Maisons Laffitte (160)

Jahrespreis des Wohnungsbaus 1980

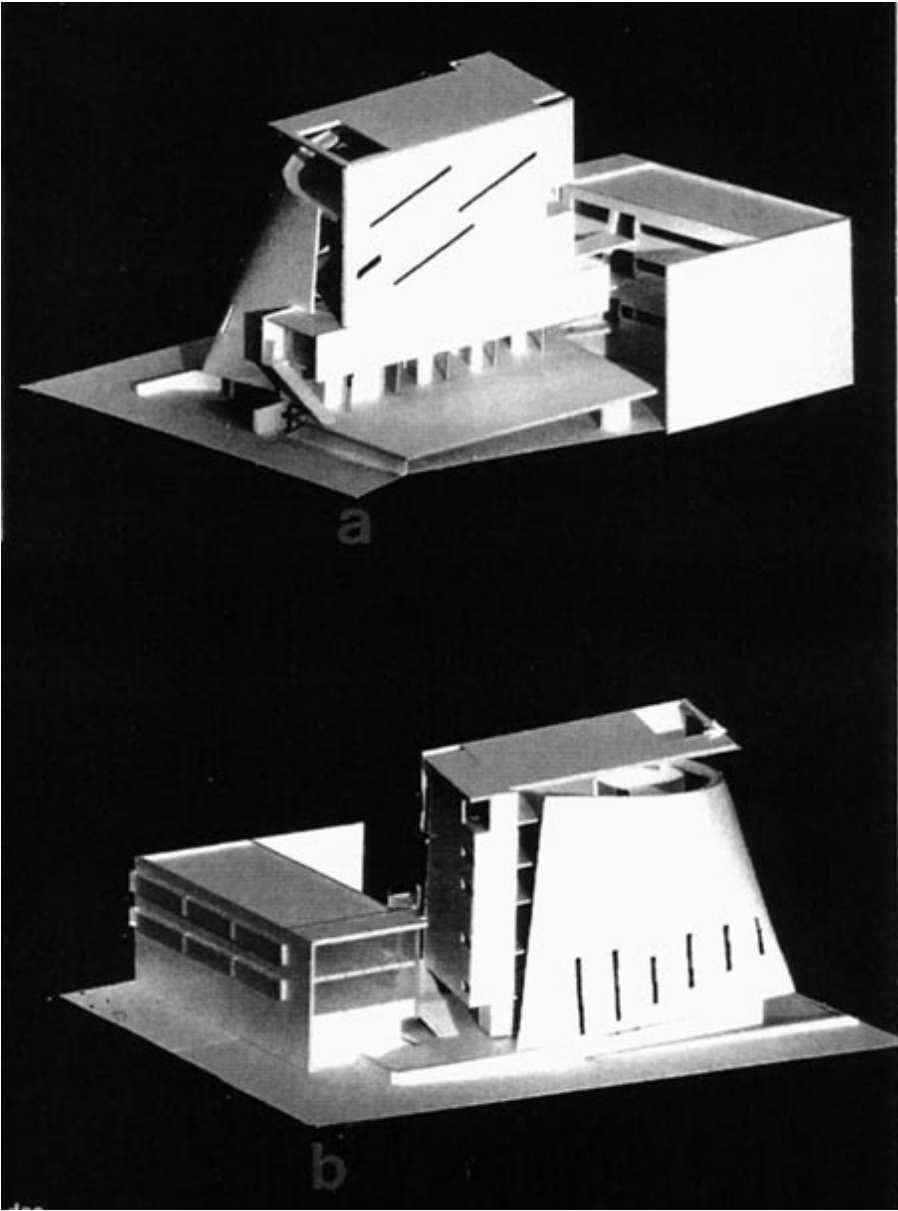
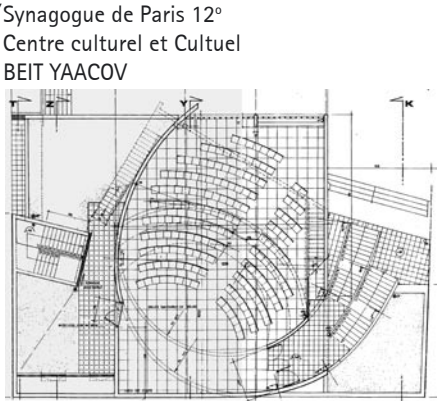
– Theater und Kultur Zentren : Blanc-Mesnil, Bourges, Ramat-Gan (Israel), Le Jardin d'Hiver (Moulin Rouge à Paris), Thiais, Mantes-la-Jolie

– Justizgebäude, Gefängnis (Wettbewerbe für offene Gebäude, mit Robert BADINTER , als Justiz Minister) : Val de Reuil (Rouen), Mazac (Angoulême), Compiègne.

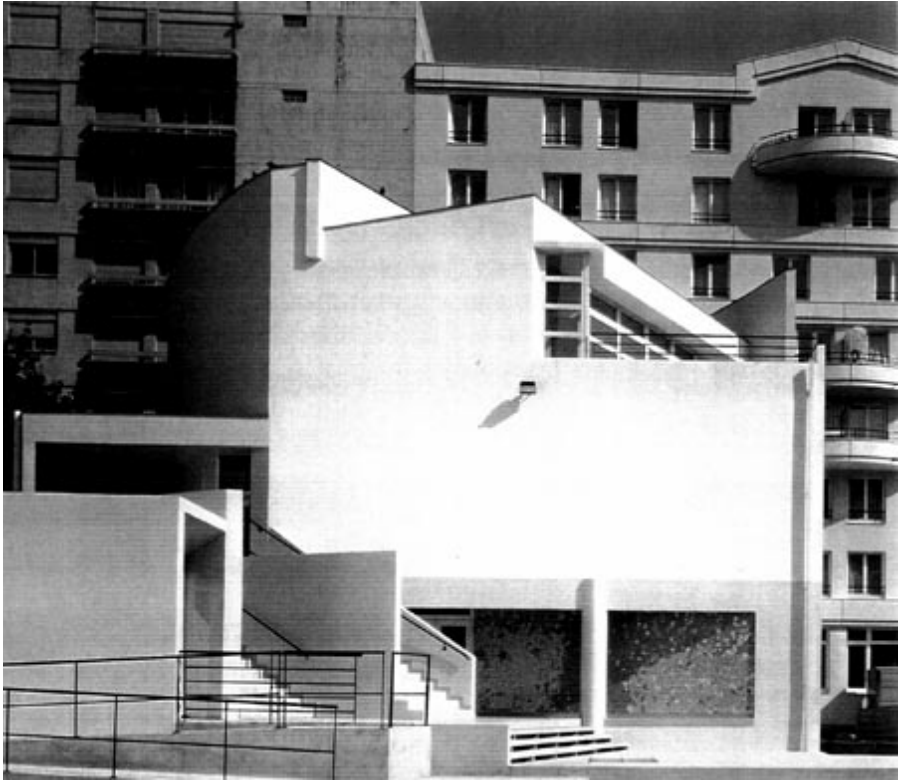
– Krankenhäuser, für autistische Kinder (UNESCO Preis) in Haïfa (Israel), Nanterre (Paris).



'Cash Nanterre - Centre d'accueil hospitalier
1. Prix - non réalisé



Lieu de Culte - Sarcelles - Concours International - 1. Prix - non réalisé



Als HfG Architekt in die Boomjahre der 60 ziger Jahre

Roland Lindner



Vorbemerkung

Die Jahre 1957 bis 1961 waren sicher eine sehr entscheidende Periode, in welcher rückblickend die HfG und besonders die Abteilung industrialisiertes Bauen als „sehr geordneter Betrieb“ beurteilt werden kann. Zudem habe ich als Vorsitzender der Studenten (ASTA) im Jahre 1959/60 auch einen Eindruck über den Gesamtbetrieb der HfG erlebt. Als Studentenvertreter im Kollegium der Dozenten haben mir die legendären Dozenten wie Maldonado, Horst Rittel, Aichinger etc. sicher einen prägenden Eindruck hinterlassen.

Warum habe ich an der HfG/ Abteilung bauen studiert?

Mein Vetter Guido Doppler studierte 1952 bis 55 an der ETH Zürich und hat mich als Erster auf die HfG aufmerksam gemacht als Alternative zu einer Ausbildung in der Schweiz. Im Jahre 1957 habe ich somit in Ulm mit einigen weiteren Schweizer Kollegen im Grundkurs begonnen. Nebst dem Vorteil, im Ausland studieren zu können, war primär das damalige progressive Image von „Max Bill“ und das neue Thema „Industrialisiertes Bauen“ meine Motivation, in Ulm zu starten. In dieser Zeit war mein Vater an einer Firma beteiligt, welche vorgefabrizierte Betonelemente für den Wohnungsbau herstellte, sodass ich schon vor dem Studienbeginn erste Kontakte zum Thema „Industrielles Bauen“, knüpfen konnte. Zusammenfassend waren somit sicher die damalige Reputation der HfG dank Max Bill und die diversen Publikationen über Ulm und die Geschwister Scholl Stiftung für meinen Entscheid ausschlaggebend. Wie habe ich die HfG während meines Studium 1957 bis 61 erlebt?

An einem regnerischen Tag 1957 lernte ich das erste mal den Kuhberg kennen. Der Sichtbeton der Billschen Bauten

liess die Anlage sicher etwas rustikaler erscheinen als die bekannten Fotos in den Zeitschriften. Als möblierter Student habe ich die ersten Monate bei einer strengen Witwe ein bescheidenes Zimmer bewohnt, bis wir uns dann mit drei Mitstudenten eine Architekten WG leisten konnten. 1959 erhielten wir je ein Zimmer im HfG Hochhaus zugesprochen.

Die Reputation der HfG und ihrer Studenten war damals in der Ulmer Bevölkerung sehr umstritten. Die Spanne reichte von komischen Typen, welche primär die braven Mädchen von Ulm verführen wollen, bis zu intellektuellen Besserwissern, die etwas studieren (Design), was kein Mensch versteht

Der bekannte Grundkurs unter der Leitung Baravalles war sicher eine bleibende Basis für den Zusammenhalt der Studienanfänger im ersten Jahr. Unvergessen ist mir das vom Grundkurs organisierte „Kuhberg-Fest“ zu dem wir eine farbig angemalte Kuh durch Ulm geführt haben. Selbstverständlich war dieser Umzug wieder Wasser auf die Mühlen unserer HfG Kritiker.

Ab dem zweiten Jahr sind wir in die Abteilung bauen eingetreten und waren nicht mehr als 8-10 Studenten. Eine solch kleine Studentengruppe war natürlich nirgends an einer anderen Hochschule zu finden.

Die Gebäude waren sicher für den Studienbetrieb sehr grosszügig. Die rustikale Bescheidenheit der Einrichtungen und des Baustandards hat jedoch unsere Besucher – primär die Eltern – jeweils schockiert. Die einmalige Lage auf dem Kuhberg mit der grossen Terrasse vor der Mensa hat jedoch diesen negativen Eindruck kompensiert.

Welche Dozenten und Themen waren für mich wichtig?

In den Studienjahren 1958 und 1959 war in der Abteilung bauen unter Leitung von Vorsteher Ohl ein sehr interessantes Konzept mit temporären Dozenten eingeführt worden. Für mich prägend ist das Semester mit Frei Otto geblieben, in welchem wir gemeinsam eine Publikation über flexibles Bauen erstellen konnten. Weitere Dozenten wie Lucius Burkhardt, Konrad Wachsmann sind mir aus dieser Zeit noch in Erinnerung geblieben.

In den Semesterferien habe ich auch die damals für Schweizer noch wichtige Offiziersausbildung absolviert. Die Wahl 1960 als neutraler Schweizer zum Studierenden-Vertreter der HfG war nebst dem eigentlichen Studium als Architekt eine Zusatzausbildung in HfG Politik und Konfliktlösungen.

Meine Diplomarbeit über Flughafenplanung (und Warteschlangentheorie unter Leitung von Horst Rittel) endete 1961 mit dem Diplom der HfG und somit als Start als Architekt in den Boomjahren der 60 ziger Jahre.

Wie hat mich das Studium an der HfG geprägt?

Sicher nicht im Sinne einer klassischen Ausbildung als Architekt. Entwurfsprojekte für Wettbewerbe und sonstige Bauaufgaben wurden durch die temporären Dozenten (mit Ausnahme von Frei Otto) nicht durchgeführt. Das Handwerk eines Architekten wurde mir deshalb erst später in der Praxis beigebracht. Was mich in meinem späteren Beruf als international tätiger Architekt durch die HfG geprägt hat, ist sicher ein unbelastetes Selbstvertrauen um mit jeweils neuen und chaotischen Situationen fertig zu werden. Die Zusammenarbeit in kleinen Teams und für Aufgaben, die wir jeweils selbst zu formulieren hatten,

haben mir ein analytisches und flexibles Vorgehen bei Problemlösungen beigebracht.

Nebst dem eigentlichen vierjährigen Studium in Ulm hat mich sicher das Jahr als Studierenden-Vertreter geprägt. Die Leitung von Vollversammlungen mit allen Studenten, die Sitzungen mit dem Rektorat und die „Aufstände“ wegen dem Essen in der Mensa etc. haben mir gezeigt, dass Politik unberechenbar ist. Mit grossen und auch kleinen Krisen fertig zu werden, sind Fähigkeiten, die man in einem solchem „Ehrenamt“ als ASTA Vorsitzender sicher optimal trainieren konnte.

Wie beurteile ich die HfG nach über 40 Jahren im Rückblick?

Erinnerungen werden nach so langer Zeit in „Rosa“ erlebt. Durch den aktuellen Film über Sophie Scholl in diesem Jahr habe ich jedoch wieder oft an die HfG gedacht. In schönster Erinnerung bleibt mir sicher die vierjährige tolle Zeit mit den Freundinnen und Freunden in Ulm. Das Studium in der Abteilung Bauen habe ich jedoch nicht nur in positiver Erinnerung. Nebst der lehrreichen Zeit mit Teildozenten wie Frei Otto etc. waren andererseits oft auch längere Perioden mit unklaren Aufgabenstellungen und somit viel Leerlauf zu erdulden. Trotzdem war die Abteilung Bauen ein kreativer Ort für offene und kritische Studenten.

Die Jahre 1957 bis 1961 waren durch grosse Veränderungen in der Industrie und der Architektur geprägt. Anstelle der heutigen Arbeitslosigkeit und der aktuellen Verunsicherung der Globalisierung herrschte damals die „grosse Freiheit“. Alles war machbar und mit einem gesunden Optimismus habe ich mich als Absolvent der Abteilung Bauen mit Diplom in die Praxis begeben. Die Themen des industriellen Bauens und die Kleinschreibung sind für mich persönlich jedoch Geschichte.

Geschichte ist jedoch auch die HfG.

Tätigkeiten nach der HfG

1961

Diplom HfG Abteilung Bauen

1962–1974

Eintritt bei Suter + Suter Architekten Basel

- Entwurfsabteilung
- Industriebauten und Gesamtplanungen
- Wettbewerb PTT Basel (1. Preis)
- Projektleiter für mittlere Industriebauten
- Projektleiter Pharma Bauten in Basel und Paris
- Projektleiter Internationale Bauten

1975–1979

Generaldirektor Smertec mit Wohnsitz in Algerien

- Aufbau und Leitung einer „Societe Mixte“ in Algier, eine Schweizerisch-Algerische Planungsgesellschaft mit dem Industrieministerium unter der Leitung von Suter + Suter, Universal Ingenieure und Scherler Fachingenieure
- Wohnsitz mit Familie in Bejaia / eigene Schule etc. Aufbau einer Planungsgesellschaft für Industriebauten mit über 100 Mitarbeitern.
- Planung und Realisierung von Grossbauten im Industriebau

1980–1985

Rückkehr nach Basel / Aufbau und Leitung der Suter + Suter International ab Hauptsitz Basel

- Planung und Realisierung der Nationalbank SAMA in Saudi Arabien
- Wettbewerb und Realisierung der Saudi French Bank
- Planung Grossprojekt für SUMITOMO Bank in Japan
- Realisierung von 2 Leiterplattenwerke in Berlin und Dresden (ex DDR)

1986–2000

Aufbau und Leitung Büro Berlin von Suter + Suter

- Wettbewerbauswertung und PM des

Sony Centers Berlin

- Diverse Projekte in Berlin
- 1997 erwirbt Thyssen Krupp die Suter Suter Gruppe
- Restrukturierung der neuen Gruppe S+S / Thyssen als VR

2001–heute

Austritt bei Suter + Suter / Thyssen und Aufbau selbständiger Firma LB für Generalplanungen und Projektentwicklung

2006 in den Grossen Rat der Stadt Basel gewählt .

lbpartner@datacomm.ch



Warum ich an die Bauabteilung ging

Vor dem Studium an der hfg arbeitete ich in Basel bei den Architekten Bräuning, Leu und Dürig, die gerade zusammen mit Hermann Baur die neue Kunst- und Gewerbeschule bauten, wo heute die Basler Hochschule für Gestaltung und Kunst untergebracht ist. Hinter mir lagen eine Lehre als Hochbauzeichner und ein Jahr Praxis in einem anderen Büro. Gelernt hatte ich bis dahin, wie man Wohnhäuser baut. Ich wusste, wie jedes Detail gestaltet und konstruiert sein musste, damit die Häuser so aussahen, wie durchschnittliche Häuser aus den Fünfziger Jahren eben aussehen. Nun wurde ich mit anderen Vorstellungen von Architektur und Gestaltung konfrontiert und damit auch mit den Grenzen meines bisherigen Wissens und Könnens. Weiterbildung war angesagt. Doch noch wusste ich nicht, wie und wo.

Heute bietet sich in der Schweiz jemandem in meiner damaligen Situation die Möglichkeit eines Architekturstudiums auf Fachhochschulebene. In den Fünfziger Jahren war das noch nicht der Fall. In Betracht kam bei meiner Vorbildung eigentlich nur das Technikum. Doch das reizte mich nicht sehr, und anlässlich eines Besuchs des Technikums in Winterthur stiessen mich allein schon dessen historistische Architektur und die muffig wirkende Atmosphäre im Innern ab. In einer solchen Umgebung wollte ich nicht studieren.

Die hfg war mir von Arthur Dürig, einem meiner Chefs im Basler Büro, empfohlen worden. Er kannte Max Bill persönlich und schien viel von ihm zu halten. Etwas von Bills Einfluss müsse ja an der hfg auch nach dessen Abgang noch vorhanden sein, meinte er. Weitere Informationen über die hfg bestärkten meinen ersten positiven Eindruck. Danach ging alles ziemlich schnell. Meine Bewerbung um einen Studienplatz führte zur Aufnahme in die Grundlehre. Frau Rösner vom Schulsekretariat besorgte in Ulm

eine Unterkunft. Und an einem Morgen im Oktober 1958 wanderte ich zum ersten Mal von der Endstation der Ulmer Strassenbahn auf den Kuhberg.

Wie ich die hfg erlebt habe

Den ersten und zugleich nachhaltigsten Eindruck von der hfg hinterliessen bei mir ihre Gebäude. Als ich diese das erste Mal sah, lag ein leichter Morgennebel über dem Kuhberg, durch den matt die Sonne schien und die in die Landschaft integrierten grauen Baukuben verheissungsvoll aufleuchten liess. Grossartiger hätte ich nicht begrüsst werden können. Aus spontaner Sympathie für dieses Bauwerk wurde später bewusste Wertschätzung. Das Studium in der Bauabteilung hat dazu allerdings kaum beigetragen. Jedenfalls erinnere ich mich nicht, dass Max Bills Architektur der hfg dort je ernsthaft thematisiert worden wäre. Stets waren wir mit angeblich Wichtigem beschäftigt.

Die schönste Zeit an der hfg war für mich das Jahr der Grundlehre (1958/59). Zum einen lag das an der Vielfalt des Lehrprogramms, zum andern aber auch an der Verschiedenheit der Studierenden. Ein Austausch unterschiedlichster Erfahrungen war dadurch möglich, was ich ungemein anregend fand. In dieser Hinsicht war das spätere Studium in der Bauabteilung vergleichsweise unattraktiv. Umso mehr schätzte ich die allen Studierenden offen stehenden Seminare und Vorträge (spontan fällt mir beispielsweise jener von Gerd Kalow über die Funktion des Bilderrahmens ein) oder auch den gelegentlichen Blick in andere Abteilungen.

Auch das Geschehen ausserhalb des eigentlichen Studiums war natürlich wichtig für das gegenseitige Kennenlernen. Gerne erinnere ich mich an die geselligen Mittagessen in der Mensa (noch heute muss ich lachen, wenn ich an den Mensastreik denke, den Claude Schnaidt

anzettelte, nachdem einmal die Qualität des Essens des längeren zu wünschen übrig liess). Unvergesslich auch die gemeinsamen Besuche im Hirschen in Grimmelfingen, wo jeweils reichlich Weizenbier floss, oder im Café Ströbele in der Ulmer Altstadt, wo es auch Cappuccino gab. Und sicher gehörten die Feste an der hfg zu den Anlässen, die unverwechselbare Stimmungen aufkommen liessen und auch interessante Leute aus dem Kulturleben der Stadt, etwa von der Donauzeitung oder vom Ulmer Theater, auf den Kuhberg lockten. Umgekehrt bot das Theater, besonders während der attraktiven Regie von Peter Palitsch, öfters Grund für einen Besuch. Für mich waren die Stadt und ihre Angebote ohnehin wichtiger geworden, nachdem ich im zweiten Studienjahr geheiratet und zusammen mit meiner damaligen Frau und unserem kleinen Sohn eine grössere Wohnung in Ulm bezogen hatte.

Mein Interesse am hochschulpolitischen Geschehen hielt sich in Grenzen. Gremienfragen und Ähnliches liessen mich eher kalt. Doch schätzte ich, was die Redaktion der Studentenzeitung „Output“ an Informationen und kritischer Reflexion zum Thema Ausbildung von Designern beisteuerte. Die Auseinandersetzung mit der Rolle von Wissenschaft und Theorie im Industrial Design, die an der hfg stattfand und zur Bildung zweier Lager mit unterschiedlichen Auffassungen führte, empfand ich zwar als sinnvoll und nötig, aber mitunter auch als irritierend, denn oft vermochte ich beiden Seiten etwas Positives abzugewinnen. Zudem fehlte mir im Grunde die Beschäftigung mit Fragen, die weder die einen noch die andern besonders zu interessieren schienen, Fragen, die mit Architektur im althergebrachten Sinn zu tun hatten, mit Proportionen, Raumwirkungen, Stadt und Landschaft. So erinnere ich mich zum Beispiel, wie ich für eine Fassadengestaltung in meiner Diplomarbeit im stillen Kämmerlein grossflächige Proportionsstudien angefertigt habe, bevor ich die Fassade dann in dünnen

Tuschestrichen und eher unansehnlich auf A4-Seiten festhielt, wie es an der hfg üblich war. Intellektuelle Unsicherheiten, gewiss. Falsche Erwartungen, vielleicht. Beides verweist aber auch auf ein Dilemma, in dem ein Studierender der Abteilung für industrialisiertes Bauen zu meiner Zeit stecken konnte.

Welche Dozenten, Themen, Veranstaltungen für mich wichtig waren

In der Grundlehre schätzte ich die Übungen bei Anthony Frøshaug (Typografie), Otl Aicher (Zeichnen und Farbe), Christian Staub und Wolfgang Siol (Fotografie). Da war der praktische Nutzen unmittelbar einsehbar. In theoretischer Hinsicht beeindruckten mich Horst Rittel (Methodologie), aber auch Tomas Maldonado (Semiotik), obwohl oder vielleicht gerade weil ich beim einen wie beim andern, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, manches nur der Spur nach verstand. Gerne besuchte ich die Vorlesungen von Hanno Kesting (Soziologie), Hans-Günther Sperlich (Kunstgeschichte), Friedrich Vordemberge-Gildewart (Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts), Gert Kalow (Sprache) und Lucius Burckhardt (Planungskritik, wenn ich mich recht entsinne). So oder so schien mir im ersten Studienjahr alles, was die hfg bot, irgendwie unverzichtbar und nützlich zu sein.

Später, in der Bauabteilung, haben vor allem die Gastdozenten das Studium bereichert. In lebendiger Erinnerung ist mir der kurze, dafür aber um so intensivere Unterricht in Leichtbauweise bei Frei Otto. Instruktiv war auch, wie der südamerikanische Architekt De Agosta Probleme der Besonnung und Beschattung von Wohnhäusern behandelte, oder wie der englische Architekt Michael Leonard über Curtainwalls, modulare Ordnungen und die Wahrnehmung von Räumen sprach. Mit einer Darbietung als Trommler versuchte er uns zu überzeugen, dass der Mensch eine Abfolge von verschieden

grossen und kleinen Räumen ähnlich erlebe wie eine Folge von tiefen und hohen Tönen. Auch der italienische Bauingenieur Giulio Pizzetti bestritt einen Teil seines Unterrichts in Baustatik mit Demonstrationen. Statt uns mit theoretischem Fachwissen zu überhäufen, liess er uns schwarze Gummimodelle verschiedener Bauteile herstellen und mit weissen Rastern versehen, deren Verformungen unter Belastungen wir dann beobachten und so ein Gefühl für Kräfteverläufe entwickeln konnten. Verglichen mit dieser Didaktik waren die üblichen Vorlesungen in Baustatik, die es in der Bauabteilung ebenfalls gab, weniger inspirierend. Andererseits habe ich gerade von ausgesprochen trockenem Unterricht, wie etwa dem in Werkstoffkunde (Siegfried Henne) sehr profitiert.

Als ein nicht unwichtiger Impulsgeber sei hier schliesslich Rudolf Doernach, ein weiterer Gastdozent, erwähnt, und zwar allein schon deshalb, weil ich mit ihm am längsten und intensivsten zu tun hatte, aber auch weil er neu ökologische Aspekte des Bauens ins Spiel brachte. Eben aus den USA zurückgekehrt, machte er uns vorerst einmal ausführlich mit seinem Lieblingsbegriff „Umweltkontrolle“ bekannt. Darunter hatte man sich jegliches Bauwerk vorzustellen, das die Interaktionen (vorab in energetischer Hinsicht) zwischen einem „Innen“ und seiner Umwelt zu regeln vermochte. Unter Doernachs Anleitung waren wir von da an längere Zeit mit konzeptionellen Überlegungen zu derartigen Umweltkontrollen und schliesslich mit der konkreten Herstellung zumindest von Teilen einer solchen befasst. In einer Teamarbeit entwickelten wir aus glasfaserverstärktem Kunststoff vier Prototypen quadratischer Bedachungselemente in Form hyperbolischer Paraboloiden, die sich nach allen Seiten zu einer Dachlandschaft zusammenfügen liessen. Diese Gebilde wurden auf Stahlstützen im Aussenraum der hfg aufgestellt, wo sie einige Wochen lang zu besichtigen waren und mitunter auch als Unterstand für ein Picknick im Freien

dienten. Die ganze Aktion erforderte einiges konstruktives und viel handwerkliches Können, bereitete aber auch Spass. Allerdings stellte nicht nur ich mir die Frage, ob es besonders sinnvoll war, ganze drei Monate unserer ohnehin kurzen Studienzeit dafür einzusetzen.

Mit dem Leiter der Abteilung für Industrialisiertes Bauen, Herbert Ohl, hatte ich wenig direkt zu tun. Trotzdem vermochte er zu beeindrucken, am meisten vielleicht durch das, was man die von ihm verkörperte Corporate Identity der Bauabteilung nennen könnte. Alles, was von ihm zu sehen war, schien irgendwie zusammenzupassen: seine Erscheinung (grauer Anzug mit abfallenden Schultern, weisses Hemd, Krawatte), seine schnelle, etwas schnoddrige Sprache ebenso wie die in seinem Atelier herumstehenden Modelle von komplizierten Entwürfen in Leichtbauweise (z.B. sein Kugelkino) und von metallenen schimmernden Sandwichbauteilen mit ausgeklügelten Verbindungen. Alles deutete auf einen attraktiven Lebens- und Arbeitsstil hin, einen Stil, der Leichtigkeit und zugleich eine durch komplizierte Lösungen ermöglichte Einfachheit versprach. Ältere Studenten und die Assistenten der Bauabteilung förderten diesen Eindruck, auch wenn sie zum Teil eigene Akzente setzten. So etwa Claude Schnaidt, der sich vorgenommen hatte, uns den Funktionalismus in der Architektur näher zu bringen. Ich erinnere mich an Analysen von Bewegungsabläufen in Haushaltsküchen, die Anhaltspunkte für eine neue Gestaltung liefern sollten. Ein nicht gerade inspirierendes Unterfangen, aber immerhin wenn nicht den ganzen so doch gewisse Aspekte des Funktionalismus in der Architektur an einem praktischen Beispiel erhellend. Als im späteren Berufsleben sehr brauchbar erwiesen sich Arbeiten von und mit Günter Schmitz zum Thema Modularkoordination als Grundlage bestimmter Formen von industrialisiertem Bauen, wie sie damals auch ausserhalb der hfg aktuell waren.

Welche Studienarbeiten für mich wichtig waren

Zu erwähnen ist nach dem Gesagten eigentlich nur noch meine Diplomarbeit, es sei denn, meine tatsächliche Hauptbeschäftigung im vierten Studienjahr könne ebenfalls noch als Studienarbeit gelten: nämlich der Entwurf und der Bau eines Motels an der Autobahn in Karlsruhe, ein Auftrag, zu dem ich bei einem Zahnarztbesuch in Ulm gekommen war und hinter dem als Bauherr der Zahnärzterverband stand. Wer hätte da nein sagen wollen. Also nahm ich zusammen mit Studienkollegen aus der Bauabteilung die Sache an die Hand. Und selbstverständlich versuchten wir gleich einmal, unser neu erworbenes Wissen über Leichtbauweise zu erproben. Ein Stahlstützensystem sollte es sein, umgeben von Sandwichbauteilen, die wir aus schalltechnischen Gründen aus verschiedenen schwingenden Materialien zusammensetzen wollten. Das Vorhaben scheiterte kläglich, die Stahlbaukonstruktion wurde schliesslich ganz konventionell mit Backsteinen ausgefacht. Eine erste konkrete Erfahrung also mit Umständen, unter welchen Methoden des industrialisierten Bauens alles andere als sinnvoll waren. Inzwischen war die Zeit fortgeschritten, die Studienkollegen entschieden sich für die Konzentration auf ihre Diplomarbeiten, während ich mich entschloss, die Abgabe der Diplomarbeit zugunsten einer Fertigstellung des Motels zu verschieben, was mir gestattet wurde.

Der theoretische Teil meiner Diplomarbeit ist einer Untersuchung von Formen studentischer Wohnheime in Deutschland gewidmet, der praktische Teil dem Entwurf eines solchen auf der Basis vorgefertigter Bauteile in Beton. Zu stehen kommen sollte die Anlage auf dem Gelände der Universität Konstanz, die es damals noch gar nicht gab. Für eine kontextlose und entsprechend fragwürdige Reissbrettarbeit war damit vorgesorgt. Geleistet habe ich sie in Nacharbeit an meiner ersten Arbeitsstelle nach der hfg in Genf.

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Das an der hfg erlebte, anregende Nebeneinander verschiedener Sparten des Gestaltens hat bei mir ein nachwirkendes Interesse am jeweiligen Geschehen auf diesen Gebieten geweckt. Schon an der hfg selber hätte ich im Grunde gerne in jeder dieser Abteilungen ein wenig studiert, am liebsten in der „Information“, die mir mit Themen wie Film und Fernsehen am attraktivsten erschien. Doch ich blieb der Bauabteilung und ihren Einflüssen erhalten. Davon ist einiges an mir hängen geblieben, zumindest in der ersten Zeit nach dem Studium. So etwa die Idee einer allein schon aus sozialen Gründen (Deckung eines wachsenden Bedarfs) notwendigen Industrialisierung des Bauens. Meine in der Bauabteilung erworbenen diesbezüglichen Vorstellungen waren dann letztlich jenen von Ohl und Doernach nicht unähnlich. Beeindruckt haben mich zudem die an der hfg oft zitierten Werke von Buckminster Fuller und Konrad Wachsmann, aber auch von Mies van der Rohe, bei dem alles etwas schwerer war, dafür aber am ehesten für „Architektur“ bürgte. Auf jeden Fall brachte ich aus der Bauabteilung einige Impulse mit, die sich später auswirkten.

Als wirklich nachhaltiges „Wissen“ hat sich jedoch eine an der hfg erworbene grundlegende Haltung gegenüber gestalterischen Aufgaben erwiesen. Es ist dies eine vor allem an Horst Rittel geschulte Art des Denkens und Vorgehens. Zwar war ich mangels genügender Kenntnisse kaum je in der Lage, die von Rittel angebotenen mathematischen Methoden bei der Lösung gestalterischer Aufgaben auch tatsächlich anzuwenden. Trotzdem war für mich seine systematische Art des Herangehens an eine Aufgabe praktikabel. Entscheidend war, dass die Methode half, die Bedingungen einer Gestaltung nachvollziehbar einzugrenzen und so den Rahmen zu definieren, in dem freie, sprich kreative Entscheidungen sinnvoll und zweckmässig möglich wurden. Dabei blieb beruhigend zu wissen, dass falls

nötig gewisse Theorien und Methoden mit wissenschaftlichem Anspruch bereit stehen würden, die vielleicht weiterhelfen konnten.

Berufsweg nach der hfg

Nach dem Studium in Ulm führte mich ein Stellenangebot nach Genf, wo ich an der Ausführungsplanung von „Le Lignon“, einer Wohnsiedlung für rund 10'000 Bewohner mitarbeiten konnte (1962–1964). Hier schienen mir die Voraussetzungen für ein Industrialisiertes Bauen, wie es in der Bauabteilung der hfg vertreten worden war, wenn nicht in idealer Weise so doch zumindest in Ansätzen gegeben. Eine Vertrautheit mit Fragen der Standardisierung und Vorfabrikation war hier gefragt, ebenso wie später in Zürich, als ich bei der Realisierung der ersten Wohnhochhäuser der Stadt (das „Lochergut“) mitwirken konnte (1964–1966). Diese Erfahrungen kamen mir in der Folge als Mitarbeiter der kurz zuvor gegründeten Schweizerischen Zentralstelle für Bau-rationalisierung (CRB) in Zürich zugute, wo ich die Möglichkeit erhielt, mich längere Zeit mit Fragen des Industriellen Bauens in der Schweiz auseinanderzusetzen (1966–1971). Auch anschliessend, in einem zusammen mit einem Partner betriebenen eigenen Büro (1971–1973), blieb dieses Thema in der einen oder anderen Form für mich aktuell.

Doch in diesen Jahren wurde ich zunehmend skeptisch gegenüber einem Industriellen Bauen, wie es in der Schweiz und anderswo in Form von Grossplattenbauweise in Beton real praktiziert und von der offiziellen Wohnungsbaupolitik massiv unterstützt wurde. Diese Form von Bauwirtschaftsfunktionalismus würde eher zur Zerstörung als zur Schaffung akzeptabler Lebensräume beitragen, war ich nun überzeugt. Ich sah auch kaum mehr Möglichkeiten, mit rein fachlichen Mitteln an dieser Situation etwas zu ändern, zu sehr war der Massenwohnungsbau bereits in die Hände grosser

Unternehmungen geraten, die meines Erachtens vornehmlich wirtschaftliche Ziele verfolgten. Der einzig mögliche Weg für qualitative Veränderungen schienen mir politische Interventionen zu sein. In dieser Auffassung bestärkten mich die kritische Umwelt- und Stadtentwicklungsdebatte jener Zeit. Meine Interessen und Engagements begannen sich zu verlagern. Ein frühes Beispiel dafür ist eine Ausstellung zum Thema „Zürich – Diagnose und Therapie für eine Stadt“ im Centre Le Corbusier (1970), in der ich zusammen mit einer Gruppe Gleichgesinnter zeigen wollte, was in der Stadtentwicklung falsch lief und wie das zu ändern wäre. In diese Zeit fielen auch erste im engeren Sinne politische Engagements: der Eintritt in die SPS, die kommunalpolitische Auseinandersetzung mit Bau- und Planungsfragen. Ich engagierte mich gegen eine Autobahn quer durch Zürich und gegen eine U-Bahn in dieser Stadt zugunsten der Förderung des bestehenden, oberirdischen öffentlichen Verkehrs (Tram und Bus). Zudem befasste ich mich in dieser Zeit intensiv mit Fragen einer Reform des schweizerischen Bodenrechts.

Später folgten in Zürich, wo ich inzwischen heimisch geworden war, die Wahl ins städtische Parlament (1974–1975), dann ins kantonale (1975–1982) und danach noch einmal ins städtische (1986–1990). Praktische Politik, vorwiegend den Themen Umwelt, Planen und Bauen gewidmet, war zu einem wichtigen Teil meines Lebens geworden. Daneben gab es zeitweise aber auch ganz andere Herausforderungen, so während der Zürcher Jugendunruhen zu Beginn der achtziger Jahre, in denen ich als damaliger Präsident der SP der Stadt Zürich, inzwischen zum zweiten Mal verheiratet und Vater von drei Kindern, im Konflikt zwischen einer Steine werfenden Jugend und den städtischen Behörden zu vermitteln suchte.

Parallel zu dieser Entwicklung veränderte sich auch meine berufliche Situation. 1973 wurde ich Geschäftsführer des Schweizerischen Werkbundes (SWB). Dass ich diese Funktion dreissig Jahre lang ausüben würde, liess ich mir nicht träumen. Doch in dieser traditionsreichen kulturellen Vereinigung gestalterischer Berufe fand ich ein Tätigkeitsfeld, das mich stets von neuem zu interessieren und oft zu faszinieren vermochte. Während meiner Zeit im SWB wandelte sich dieser von einer Gestaltervereinigung mit einer bestimmten kulturpolitischen Mission (Stichwort: „Die gute Form“) zu einem interdisziplinären Forum gestalterischer Reflexion, in dem verschiedenartigste Probleme der Kultur und Gestaltung thematisiert werden konnten.

Meine Aufgabe sah ich im Wesentlichen darin, das Forum des Werkbundes zu nutzen, um in Zusammenarbeit mit anderen interessierten Leuten kulturpolitische Initiativen zu entwickeln oder im Rahmen von Tagungen, Ausstellungen und Publikationen Fragen der Planung und Gestaltung öffentlich zu thematisieren. Oft waren dabei auch alte Bekannte aus der Zeit der hfg beteiligt, wie u.a. Lucius Burckhardt, Margit Weinberg Staber, Diego Peverelli, Marcel Herbst, Max Graf. Die Publikationsliste im Anhang gibt Hinweise auf die Art der behandelten Themen.

Heute bin ich zeitweilig als Geschäftsführer der IKEA-Stiftung (Schweiz) tätig, die sich der Unterstützung von Ausbildungen (Nachdiplomstudien) und Projekten auf gestalterischen Gebieten widmet. Ich habe dabei immer wieder Gelegenheit, Näheres über das Geschehen in den besten Gestalterschulen dieser Welt zu hören und mitunter auch darüber nachzudenken, was die hfg war und was sich von ihr an Bemerkenswertem erhalten hat.

Wie beurteile ich die hfg und die Bauabteilung im Rückblick?

Die hfg war zu ihrer Zeit ein bedeutender Wurf, ein grossartiger Schmelztiegel von Ideen und Experimenten, mit allen Stärken und Schwächen, die ein solches Unterfangen zwangsläufig haben musste. Vieles, was an der hfg angedacht worden ist, beschäftigt die mit der Ausbildung von Gestaltern befassten Geister noch heute. Ich denke da etwa an methodologische Aspekte, an die Entwicklung visueller Sprachsysteme, an ein Produktdesign, dessen Daseinsberechtigung sich nicht an Oberflächen erschöpft.

Auch das vibrierende Nebeneinander verschiedener Gestaltungsbereiche am gleichen Ort scheint mir nach wie vor und heute, im Zeichen interdisziplinären und transdisziplinären Gestaltens, erst recht eine unabdingbare Voraussetzung für eine erfolgreiche Ausbildung von Gestaltern zu sein. Wichtiges geleistet hat die hfg vermutlich auch in der Herausarbeitung von Berufsbildern, insbesondere im visuellen Design und im Produktdesign.

Gleiches lässt sich für die Bauabteilung leider nicht behaupten. Rückblickend würde ich sagen, dass dieser ein überzeugendes, verschiedene Denkansätze integrierendes Ausbildungskonzept ebenso gefehlt hat wie es ihr (von den Gastdozenten einmal abgesehen) an Lehrpersonen mangelte, die dieses Konzept kompetent und glaubwürdig hätten vertreten können.

Publikationen

Im Folgenden sind einige Publikationen aufgeführt, die während meiner Werkbundzeit entstanden sind. Sie wurden zumeist von mir in Zusammenarbeit mit anderen herausgegeben. Die Auswahl enthält vorwiegend solche Schriften, die bereits im Titel auf einige der Themen verweisen, die mich im SWB beschäftigt haben.

Zwischen Mission und Reflexion – Design im Spiegel der Werkbundthemen nach der «guten Form»

Vortrag im Rahmen einer Tagung zum Thema «Design-Positionen im 20. Jahrhundert» in Zürich, 2000.

Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Band 58, Heft 3/2001.

Kulturwandel – Entwicklungen im Banne der Neuen Medien

Publikation zu einer Werkbundtagung in Bern, 1996.

SWB-Dokument Nr. 4, Werkbundverlag, Zürich 1997.

New Realities – Neue Wirklichkeiten.

CAAD: Entwerfen im Zeichen des Computers

Publikation zu einer Werkbundtagung im Museum für Gestaltung Zürich, 1993.

Schriftenreihe 17, Hrsg. Museum für Gestaltung und SWB, Zürich 1993.

Angemessenes Gestalten

Publikation zu einer Werkbundtagung in Zürich, 1990.

SWB-Dokument Nr. 3, Werkbundverlag, Zürich 1992.

Überall ist jemand – Räume im besetzten Land

Textbuch zu einer Werkbundaussstellung im Museum für Gestaltung Zürich, 1992.

Hrsg. Museum für Gestaltung und Schweizerischer Werkbund, Zürich 1992.

Stadt und Boden

Publikation zu einer Tagung der Orts-

gruppe Ostschweiz des SWB in St.Gallen, 1991.

Hrsg. SWB Ostschweiz, St. Gallen 1992.

Heimat, Heimatschutz, Heimatdesign

Publikation zu einer Werkbundtagung in Luzern, 1988.

SWB-Dokument Nr. 2, Werkbundverlag, Zürich 1991.

Der Gestaltungswettbewerb – Kulturinstrument, Modemacher oder Alibi?

Publikation zu einer Werkbundtagung in Zürich, 1989.

SWB-Dokument Nr. 1, Werkbundverlag, Zürich 1991.

Risse im Lack. Auf den Spuren der Autokultur

Publikation im Zusammenhang mit einem Projekt für die Entwicklung von didaktischen Materialien für den Unterricht über Umweltgestaltungsfragen in der Schule.

Unionsverlag, Zürich 1985.

Landesverkleidung 1991. Warnung vor

der Rückkehr einer verbrauchten Idee

Publikation im Zusammenhang mit der

geplanten und schliesslich verhinderten

Schweizerischen Landesausstellung 1991.

Zytglogge Verlag Gümlingen, 1984.

Kultur, Kulturförderung, Kulturpolitik

Kritische Thesen zum Bericht der Eidg.

Expertenkommission für Fragen einer

schweizerischen Kulturpolitik.

Dokumente einer Werkbundtagung in Zürich, 1976.

Beispiel Zürich: Lernen vom Industriequartier

Beitrag des SWB zur Ausstellung „Erholungsraum Stadt“ im Museum für Gestaltung Zürich, Tonbildschau und Textbrochure, 1976.

Das unsichtbare Ulm

Marcel Herbst



I

Ein Rückblick über die zeitliche Distanz von fast fünf Jahrzehnten muß vieles erklären oder gar im Dunkeln lassen. Die Antwort auf die Frage, warum ich mich entschloss, nach Ulm zu gehen, ist nicht so leicht zu geben und bedürfte eingehender Studien und Reflexionen. Wie immer im Leben beschreitet man Wege, die einem offen stehen; man wählt dabei jene aus, die einem attraktiv erscheinen und vermeidet andere, die zu hohe Risiken bergen oder für die man die Geduld nicht aufbringen mag.

1958 arbeitete ich als Assistent von Waria Honnegger-Lavater an einer Ausstellung, die von Frauen organisiert wurde und die die Rolle der Frau in der Gesellschaft thematisieren sollte.¹ Ich weiß heute nicht mehr, wie ich zu dieser Stelle kam, aber ich musste mich um sie bemüht haben. Waria war eine kluge, attraktive Frau, mit einem wachen Verständnis für Gestaltung und einer Vision für die Gesellschaft. Die Arbeit in dieser schönen Umgebung, die Gespräche mit Waria und Gottfried Honnegger, und der schließlich Vorschlag der Honeggers, die hfg in Ulm zu besuchen, mögen meinen Entscheid nach Ulm zu gehen beeinflusst – wenn nicht initiiert – haben. Max Bill, der vis-à-vis unseres Wohnblocks an der Jenatschstrasse sein Atelier hatte und dessen grauen Bentley ich oft sah, musste ich schon seit einiger Zeit im Blickfeld gehabt haben, und so sprach ich bei ihm vor. Bill, der eben erst die hfg verlassen hatte, nahm eine ambivalente Position bezüglich meiner Pläne ein. Ähnlich argumentierten Ernst Scheidegger oder Rolf Schroeter, die mit Bill zusammen nach Zürich zurückgekehrt waren. Fritz Keller, der im gleichen Haus wie die Honeggers sein Büro hatte und bei dem ich nach der Eröffnung der SAF-FA als Assistent weiterarbeiten konnte, bestärkte mich jedoch in meinen Plänen.

Ich besuchte Ulm kurz, bewarb mich

dann, wurde angenommen, und begann mein Studium im Herbst 1958, kurz nach meinen 20. Geburtstag. Der Weg nach Ulm war länger als die fünf Stunden, die man damals brauchte, um von Zürich über Romanshorn und Friedrichshafen nach Ulm zu gelangen. Ich bin als staatenloser Jude aufgewachsen, ich kannte das Ausland kaum, und Deutschland war ein besonderer Ort. So viel wie ich mich entsinne war ich nur zweimal vorher im Ausland: 1954 machte ich eine Reise nach Israel; und 1957 besuchte ich die Internationale Bauausstellung in Berlin. Den Weg nach Ulm machte ich als neu eingebürgerter Schweizer, und meine Sinne waren wach. Ulm war eine andere Welt als jene, die ich in Zürich kannte. Diese Welt sah anders aus, roch anders, die Leute sprachen ein anderes Deutsch, waren anders angezogen, verhielten sich anders. Bis heute habe ich mir die Fähigkeit zu bewahren versucht, das Andere zu sehen. Und die hfg stand wiederum in starkem Kontrast zu ihrer Umgebung.

II

Der Rückblick auf die vier Jahre, während welcher ich in Ulm war (1958–62), ist ähnlich schwierig wie die Suche nach den Motiven für mein Studium an der hfg. In vielen Belangen ist Ulm präsent, ja prägend in meinem Leben. In vielen anderen Belangen sind die Erlebnisse des ulmer Studiums überdeckt worden durch die Erfahrungen des späteren Lebens.

Prägend war ohne Zweifel die Aesthetik. Da war einmal der Bau der Hochschule selbst, den ich immer sehr schätzte, und der mir auch heute noch als Modellfall einer gelungenen, modernen Architektur dient. Meisterhaft, wie dieser Baukomplex in die Landschaft gestellt wurde. Meisterhaft die Detaillierung. Obwohl von Max Bill entworfen, wurde der Bau nicht durch eine einzelne Person geschaffen: Zusammenarbeit und Rollen der verschiedenen Gestalter, die an dem Bau und dem Innenausbau beteiligt

waren, sind aber scheinbar immer noch nicht klärend beschrieben und analysiert. Dann sind natürlich das ulmer Produktdesign, die Graphik und Typographie zu nennen, die den 'Stil' bekannt machten: ein Stil, der sich durch eine gewisse Askeze auszeichnet, die im heutigen Neubarock der sogenannten Post-Moderne wie Balsam wirkt.

An der hfg war Aesthetik nicht Selbstzweck, sondern ein Teil – oder ein Resultat – einer Vorgehensweise. Darum wurde dem Gestaltungsprozess, dem Vorgehen, der Methodologie schließlich so viel Bedeutung beigemessen, zumindest, wenn man der damaligen Rhetorik glauben will. Dieser Fokus auf die Methodologie ist die zweite prägende Wirkung der hfg, die mich bis heute begleitet. Allerdings sehe ich die Verbindung von Aesthetik und Methode einerseits freier als damals, andererseits auch wiederum enger geknüpft: freier, weil der ulmer Stil auch losgelöst von seiner Herleitung als 'Stil' rezipiert wird, und weil die Verknüpfung von Methode und Aesthetik auch zu Ergebnissen führen kann, die nicht mehr unter den ulmer Stil fallen; und enger, weil einer von ihrer Herleitung losgelösten Aesthetik eine Willkür anhaftet, die mir eben nicht sinnvoll erscheint.

Die Verbindung von Weg und Lösung war ein Credo der hfg, das von allen Personen, die Einfluss auf die Wahl der Dozenten wie den Lehrplan hatten, geteilt wurde. Die Grundlehre diente der Sozialisierung der neuen Studenten, dem Vertrautwerden mit Werkstätten und Arbeitsweisen, und sie bot die Möglichkeit, das Credo an einfachen Etüden auszuprobieren. Die Grundlehre war wie ein Initiationsritus, eine *mikve*,² nach der man gereinigt ins Studium – und in der Folge auch ins Leben – eintreten konnte. Sie hatte etwas meditatives, wenn man sich vor Augen hält, wie viel Zeit und Sorgfalt darauf verwendet wurde, die gestellten Aufgaben zu lösen. Die hfg hatte aber auch starke normative Auswirkungen auf das persönliche Erscheinungsbild und die

Art und Weise, wie man lebte, ähnlich einem Kloster, in welchem man monastisch lebt, daneben aber dem Alkohol, dem Geschlechtsverkehr und dem Jazz zuspricht.

Die gemeinsame Basis der ulmer war, wie sich schnell zeigen sollte, brüchig. Es prallten nicht nur Ambitionen und persönliche Stile aufeinander, sondern auch Vorstellungen, wie Methodologien – oder generell Theorien – in den Ansatz der hfg zu integrieren seien. Bald zeigten sich Gräben zwischen den verschiedenen Gruppierungen, die – wie im Falle der Auseinandersetzung um Max Bill – zum Bruch führten oder eine fraktionenübergreifende Diskussion erschwerten wenn nicht verunmöglichten. Es ist mir bis heute nicht klar, warum die Grenzen zwischen den Fraktionen so verliefen, wie sie verliefen. Talente mögen eine Rolle gespielt haben, indem Personen mit ähnlichen Ausrichtungen zueinander fanden. Sicherlich spielten auch Sympathien eine Rolle. Der Effekt der Fraktionenbildung aber war, dass die oft beschworene Interdisziplinarität, die ja dazu führte, dass gestaltungsfremde Personen wie Kesting oder Rittel in den Lehrkörper aufgenommen wurden, nicht wirklich umgesetzt werden konnte.³

Aus der heutigen Sicht mag es vielleicht unverständlich sein, dass ich die hfg nicht vorzeitig verlassen habe. Meine Biographie zeigt auf, dass ich mich langsam entwickelte und vielleicht die Zeit in Ulm brauchte, um mich näher an das Erwachsenensein heran zu tasten. Vielleicht wollte ich etwas angefangenes einfach zu Ende führen. Obwohl ich die Periode in Ulm in durchaus guter Erinnerung habe, war sie nicht berufsbildend. Jüngere Personen orientieren sich an Vorbildern, und solche Vorbilder fand ich in Ulm – leider – kaum. Einzelne Dozenten beeinflussten mich jedoch positiv: Anthony Frøshaug schätzte ich allein wegen dem Dialog, den ich mit ihm führen konnte, wegen dem Zugang, den er mir gewährte. Er war in einem gewissen

Sinne ein Dilettant, der mich einlud, neue Gedanken zu verfolgen.⁴ Seinem und Horst Rittels Einfluss war es zu verdanken, dass ich Graphentheorie als etwas faszinierendes empfand⁵ und manche Jahre später dann – in den USA – die Gelegenheit wahrnahm, mich mit der Graphentheorie näher zu beschäftigen. Horst Rittel selbst war ein begnadeter Dozent, der die neue Disziplin des *Operations Research* zu vermitteln und in den ulmer Lehrplan zu integrieren suchte.⁶ Er machte uns mit den Arbeiten von Russell L. Ackoff und C. West Churchman bekannt,⁷ aber ich war damals nicht in der Lage, das Material, das weder durch ein Buch, ein Manuskript oder Übungen unterstützt wurde, richtig aufzunehmen: zu rudimentär war mein Rüstzeug. Gleichwohl wirkte der Stachel, der da gesetzt wurde, wenn sich auch die Wirkung erst viel später, während meines Aufenthaltes in den USA (1965–74), zeigte.

Rittels Interesse galt nicht so sehr der Nutzung des *Operations Research* in der Architektur als vielmehr der Planung. Eine Herleitung von Grundrissen wäre zumindest konzeptionell möglich gewesen, aber die hierfür benötigten Techniken – die quadratische Programmierung, *set-covering*-Methoden und einigermaßen leistungsfähige Rechner – standen erst anfangs der 70er Jahre zur Verfügung.⁸ Auch die Möglichkeiten der Modular-Koordination wurden nicht kreativ verfolgt.⁹ Es war daher naheliegend, dass ich mein Interesse für die Methodologie auf die Planung konzentrierte. Auch dort hätten *Operations Research*-Methoden Probleme wie die Zonenplanung vereinfachen mögen, aber nicht dieser Fokus stand im Vordergrund, sondern eher die Planungstheorie, oder allgemeiner gesagt, eine Theorie des Handelns. Der Mangel an Leitfiguren in der Bauabteilung, die Enge der Vision des industrialisierten Bauens und die scheinbare Unmöglichkeit, mein Interesse im Rahmen der konventionellen Ausrichtung der Bauabteilung zu verwirklichen, führten zu meinem Interesse für die Planung.

Dozenten wie Lucius Burckhardt, mit dem ich später im Rahmen meiner ersten Anstellung bei Schwarz & Gutmann in Zürich zusammenarbeitete (1963–64),¹⁰ mögen das Ihre dazu beigetragen haben, dass ich diese Ausrichtung wählte.

Eine Reihe von Dozenten neben Horst Rittel und Lucius Burckhardt waren damals Fragen der Planung verpflichtet: Schütte und Mackensen, vielleicht auch noch Hanno Kesting als Vertreter der Soziologie. Aber die Planung war, der Zeit entsprechend, belastet durch die Vergangenheit und die Dozenten konnten sich, so sehr sie dies wollten, nicht genügend von dem Erbe distanzieren bzw. dieses reflektorisch verarbeiten. Die Planung, so wie sie gelehrt wurde, war ein Versatzstück aus *Operations Research*, amerikanisch ausgerichteter Empirie, und einer ungesäuberten, 'braun' angehauchten Sozialwissenschaft. Dieser Umstand ist mir erst Jahre später ins Bewusstsein gekommen, insbesondere nach meiner Rückkehr in die Schweiz (1974), nachdem ich feststellen musste, wie stark das amerikanische Verständnis der Planung vom deutschen oder schweizerischen abweicht, und wie stark sich die hiesige Planung noch an überkommenen Modellen orientiert.¹¹ Die Planungslehre an der hfg war in ihrem Charakter inhomogen und sicherlich nicht in einem ähnlichen Sinne modern, wie man dies von der Produktgestaltung oder der Visuellen Kommunikation sagen konnte; sie war zudem in einem gewissen Sinne ein Fremdkörper in der hfg.

Obwohl ich also Studierender der Bauabteilung war, fühlte ich mich nicht als Exponent dieser Abteilung: ich war ein Student der hfg. Ich war mit Mitstudenten und Angestellten befreundet, ich 'lebte' auf dem Kuhberg, und diese Immersion und die Kontakte schienen größeres Gewicht zu haben als einzelne Dozenten oder einzelne Lehren. Ich bin heute überrascht, wie wenig ich von den doch tra-

genden Figuren wie Aicher, Maldonado oder Vordemberge-Gildewart mitgenommen habe. Ohl und seiner *entourage* bin ich mit Skepsis begegnet. Frei Otto war sicherlich eine wichtige Figur, aber er war als Gastdozent nicht so zentral, als dass er meine primären Studieninteressen hätte beeinflussen können. Gugelot und Zeischegg schätzte ich als Designer, wie ich übrigens auch Aicher als graphischen Gestalter durchaus zu schätzen wusste. Schild und Siol waren Werkmeister, die mich ansprachen. Neben meinem Interesse für theoretische Fragen fand ich an der Photographie Gefallen, deren Praxis Siol kompetent zu vermitteln wusste und die in Christian Staub einen enthusiastischen Vermittler fand.¹² Die Liebe für dieses Medium entfaltete sich vollends in den USA, als ich der Tradition der amerikanischen Photographie gewahr wurde¹³ und die Photographen der Farm Security Administration (FSA) entdeckte.¹⁴

Ein weiteres meiner heutigen Interessen sei erwähnt, das seinen Ursprung in Ulm hat: die Typographie. Mitte der 80er Jahre stiess ich auf der Suche nach einem Schreibprogramm, das sich für technische Texte eignet, auf das von Donald E. Knuth entwickelte Satzsystem TeX, und kurz darauf auf das von Leslie Lamport entwickelte Macro-Programm LaTeX.¹⁵ „LaTeX“ ist nicht ein Werkzeug im üblichen Sinne der heutigen Typographen, und es ist demzufolge auch unter Graphik-Designern kaum bekannt. Die Faszination für diese Programmsammlung wurde mit der Zeit bei mir nur stärker. „LaTeX“ verwirklicht im Bereich der Typographie, was einzelne von uns in Ulm (allgemein) suchten, und die Programmsammlung kann als exemplarisch dafür angesehen werden, wie Methode und Resultat zu verknüpfen sind und wie ein Designprozess aussehen sollte. Es gibt wenig Literatur, die sich dieser Thematik annimmt, zumindest nicht aus einer Sicht, die Gestalter ansprechen könnte, aber eine Person, die hier vorzügliches geleistet hat – im Sinne eben der ulmer Ziele – ist Douglas R. Hofstadter.¹⁶

III

Die unmittelbare Zeit nach Ulm – und nach einem Abstecher an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund, wo ich an meiner Diplomarbeit arbeitete – verbrachte ich in Zürich (1963–64) und in London beim London County Council (1964–65). An beiden Orten arbeitete ich an Planungsprojekten. Über den schweiz-amerikanischen Austauschdienst wurde mir in der Folge eine Assistentenstelle im Departement der Architektur der University of Oregon (Eugene) offeriert, die ich annahm. 1965–66 verbrachte ich also in Eugene, wo ich Oekonomie und Soziologie studierte. In dieser Zeit besuchte ich auch Horst Rittel in San Francisco, der in der Zwischenzeit an die University of California (Berkeley) gewechselt hatte, wo ja auch C. West Churchman wirkte. Die nachfolgenden vier Jahre (1966–70) studierte ich dann an der University of North Carolina (Chapel Hill), die mir ein *fellowship* gewährte, Regionalplanung, Oekonomie und *Operations Research*. Diese fünf Jahre der Studien in den USA prägten mich nun wesentlich mehr als die Jahre in Ulm. Diese Aussage ist nicht in erster Linie wertend gemeint: ich war reifer für ein Studium, neue Kulturen eröffneten sich mir, die Zeit war eine besondere, ich schätzte das Universitätsleben, und ich lernte viel.

Die nachfolgenden vier Jahre verbrachte ich an der University of Virginia (Charlottesville), wo ich eine Assistenzprofessur für Planung¹⁷ und Umweltwissenschaften¹⁸ innehatte. Kurz nach meiner Ankunft in Charlottesville wurde eine Stelle im *Department of Architecture* frei, und ich konnte veranlassen, dass die Stelle Achim Czemper, mit dem ich seit meiner ulmer Zeit befreundet war, offeriert wurde.¹⁹ Neben meiner Arbeit an den beiden mir zugeteilten Departementen offerierte ich dann zusammen mit Achim auch einführende Methodologiekurse für Architekturstudenten.

1974 kehrte ich in die Schweiz zurück. Mein Mentor an der University of Virginia verstarb,²⁰ und der Interims-Chairman wollte mich anscheinend nicht weiter im Lehrkörper behalten: ich war ihm vielleicht zu theoretisch ausgerichtet. Ich selbst fragte mich, ob die Methoden, die ich lehrte – Lineare Programmierung, Input-Output Analyse, Graphentheorie, Gravitätsmodelle, etc. – auch in der Praxis sinnvoll angewendet werden können. Schon ein Jahr zuvor wurde mir durch die Elektrowatt Ingenieurunternehmung (EWI) in Zürich eine Stelle angeboten, die ich nun annahm. Die nächsten vierzehn Jahre arbeitete ich dann für diese Firma (1974–88). Die EWI hatte als hauseigener Ingenieurbetrieb einer Firma begonnen, welche hydroelektrische Anlagen in der Schweiz finanzierte, und sie verfügte über *know-how* im Bau von Dämmen, Stollen, Strassen, und Elektroanlagen. Für den Export dieses *know-how* kamen Länder der Dritten Welt in Frage, meistens Länder arider Regionen, und so kam es, dass ich an einer ganzen Reihe von Mehrzweckprojekten mitarbeiten konnte, die das Ziel hatten, neben der Produktion von Elektrizität auch die Landwirtschaft – und damit die Nahrungsmittelproduktion – zu fördern.²¹

Es bestätigte sich, dass eine ganze Reihe der Methoden und Vorgehensweisen, die mir am Herzen lagen, auch sinnvoll eingesetzt und angewendet werden konnten. Exemplarisch sind vielleicht zwei Projekte: eines in Sri Lanka, das andere für den Bayer Konzern in Deutschland. In Sri Lanka ging es darum, die von den Monsunregen anfallenden Wasser in der Mitte der Insel zu fassen, um diese dann in Bewässerungsgebiete zu leiten, die im Osten, Westen und Norden der Insel ausgewiesen waren und auf den Wegen dorthin Elektrizität zu produzieren. Eine Unzahl von Lösungs-Konfigurationen schienen möglich, aber es war zu aufwendig, viele dieser Konfigurationen ökonomisch durchzurechnen.²² Die Ingenieure einigten sich meistens darauf,

drei mögliche Lösungen auf Grund ihrer Intuition vorzuschlagen, die in der Folge dann in einem gewissen Detail durchgerechnet wurden. Ich fand im Projektleiter die Unterstützung dafür, dass ein mathematisches Modell gebaut wurde, welches drei Aufgaben simultan zu lösen hatte: (i) es musste eine Konfiguration auswählen, (ii) die Komponenten der Konfiguration – Dämme, Wasserkanäle, Irrigationsperimeter – grob dimensionieren, und (iii) die gewählte und dimensionierte Konfiguration über einen Norm-Jahreszyklus bewirtschaften, so dass der erwirtschaftete Ertrag optimiert wurde. Auf diese Weise konnten über 900 mögliche Alternativen durchgerechnet und der Nachweis erbracht werden, dass weitere Lösungen ungünstiger abschneiden würden. Die besten dieser so bewerteten Alternativen wurden dann einer detaillierten Analyse unterzogen.²³ Ein ähnliches Problem stellte sich bei Bayer, die nach einem Abfallkonzept für den Konzern suchten. Auch dort gab es unzählige Lösungen, die ohne ein entsprechendes Verfahren nicht zu evaluieren waren.²⁴

1988 verließ ich die EWI und wechselte in den Stab der Schulleitung der ETH Zürich. In der Folge befasste ich mich mit der Planung und akademischen Ausrichtung dieser technischen Hochschule.²⁵ Es war neues Terrain, das ich hier zu begehen hatte, aber die Jahre, die ich als Student und Dozent an Hochschulen verbrachte und meine vielfältige Praxis erleichterten mir den Wechsel und die Einarbeitung in ein neues Gebiet. In der Folge begann ich mich damit zu beschäftigen, wie eine Hochschule auszugestalten und zu führen ist, damit sie ihre Aufgaben möglichst gut erfüllen kann.²⁶ Die zwölf Jahre, die ich an der ETH Zürich verbrachte (1988–2000), waren ausgefüllt mit interessanten Projekten und Studien, und ich fand einen ausgesprochen neuen Fokus für mich, den ich nun auch nach meinem Ausscheiden aus der Hochschule weiter pflegen kann.²⁷

IV

Mit dieser Vergangenheit mag sich für mich auch die Frage stellen, wie ich das Projekt der hfg aus meiner heutigen Sicht beurteile. Eine Antwort müsste zwei Aspekte beleuchten: die Rolle und Entwicklung der Gestaltungsberufe allgemein, sowie die Rolle und Aufgabe einer Schule wie die hfg. Auf die erste Thematik kann im vorliegenden Zusammenhang sicherlich nicht eingehend eingegangen werden: einzelne Nebensätze müssen genügen, um den Kontext zu skizzieren. Der Schwerpunkt meiner Antwort wird auf der zweiten Thematik liegen, wobei auch der Gefahr eines ahistorischen Argumentes begegnet werden muß, insbesondere bei einer Rückschau wie der vorliegenden, wo der technische Wandel bedeutungsvoll ist.

Die hfg war eine Institution, die sich am Bauhaus orientierte. Sie war klein und 'elitär', zumindest in ihrem eigenen Selbstverständnis, aber sie sollte – und dies im Gegensatz zum Bauhaus – vermehrt interdisziplinär und wissenschaftlich ausgerichtet sein. Obwohl das Bauhaus als 'die' Gestalterschule schlechthin angesehen wird, war die hfg eine der wenigen Institutionen, die das Modell des Bauhauses übernahm. Die Emigranten des Bauhauses selbst implantierten ihre Ideen schliesslich im Rahmen bestehender Institutionen: das im Jahre 1937 von Laszlo Moholy-Nagy gegründete Institute of Design (*New Bauhaus*) wurde 1949 in das Illinois Institute of Technology (IIT) integriert, dessen Main Campus von Ludwig Mies van der Rohe entworfen wurde und der seit 1938 das Architekturprogramm des IIT leitete (bis 1958). Gropius und Breuer gingen nach Harvard.

Verwandt mit dem Bauhaus – und als ältere Schwester der hfg – kann eine Institution angesehen werden, die in

Europa bisher wenig Widerhall gefunden hat, das Black Mountain College (Ashville, North Carolina, 1933–1957), und dies obwohl eine große Reihe prominenter Künstler, Schriftsteller, Musiker und Wissenschaftler mit dieser Institution verbunden sind: Josef und Anni Albers, Buckminster Fuller, Walter Gropius, Marcel Breuer, Willem de Kooning, Robert Motherwell, John Cage, Alfred Kazin, Theodore Dreier, Merce Cunningham, Paul Goodman, Edward Dahlberg, William Carlos Williams, Albert Einstein, Robert Rauschenberg, etc. Das Black Mountain College und die hfg teilen einige Charakteristiken: beide Institutionen entstanden in der Provinz; der von Marcel Breuer entworfene – jedoch nicht realisierte – Gestaltungsplan für das BMC zeigt grosse Ähnlichkeit zum realisierten Gestaltungsplan von Max Bill der hfg.²⁸ Beide Institutionen suchten einen interdisziplinären Ansatz; sie waren in ihrer Zeit auch sehr erfolgreich – aber schließlich nicht überlebensfähig. Das BMC versuchte nach dem II. Weltkrieg als *summer school* zu wirken, was nicht gelang. Meines Wissens gibt es wenige Institutionen, die in ihrer selbst gewählten Rolle in der Provinz als unabhängige, kleine Einheiten überleben können: eine dieser Institutionen ist das Santa Fe Institute, das sich der Erforschung der Komplexität widmet.²⁹

Hervorragend an der hfg finde ich die sogenannten Betreuungsverhältnisse, also das quantitative Verhältnis von Dozenten zu Studenten. In Europa wächst die Zahl der Studenten, die im Durchschnitt auf eine Professur entfallen, laufend. Dies ist eine Folge der zunehmenden Zahl der Studenten, der eingeschränkten Ressourcen, sowie einer universitären 'Kultur', die ich als dysfunktional einschätze.³⁰ Heute finden sich in einzelnen Fachbereichen 100 oder 200 Studierende auf eine Professur, und der Durchschnitt liegt bei einem Verhältnis von 1:40 bis 1:80. Auf der Basis dieser Zahlenverhältnisse lässt sich ein

modernes, aktives Lernen nicht realisieren, überkommene Lehr- und Lernformen stehen im Vordergrund, die vor allem den Wissenstransfer im Auge haben, und die Forschung kommt zu kurz. Ich bin mir bewusst, dass die hier dargestellten Zahlenverhältnisse für die meisten Gestalter- und Architekturschulen nicht gelten, aber durchschnittliche *faculty-student* ratios in der Größenordnung von 1:10 bis 1:20, wie sie für die guten amerikanischen Universitäten gelten, werden auch dort die Ausnahme bleiben.

Interessant an der hfg fand ich auch den interdisziplinären Ansatz. Aber hier stellt sich auch gleich das Dilemma: der interdisziplinäre Ansatz ließ sich nicht aufrecht erhalten ohne eine Koordination mit einer Universität – oder ohne eine Spezialmission, wie sie z.B. das Santa Fe Institute praktiziert.³¹ Obwohl die Idee einer Universität Ulm bis in das Jahr 1960 zurückreicht, und obwohl die Universität Ulm 1967 vorerst als Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule gegründet wurde, sah damals – aus naheliegenden Gründen – offenbar niemand den Zusammenhang. Hätte die hfg schließlich mit der Universität Ulm kooperieren können, sähe das Bild anders aus.³² Interessanterweise sind viele Schulen der Gestaltung und Architektur, die Teil einer Universität sind, nur mangelhaft interdisziplinär ausgerichtet, trotz ihrer Nähe zu anderen Disziplinen, aber die Situation wandelt sich langsam zum besseren.

Die hfg war ohne Zweifel zu klein, um jene Rolle übernehmen zu können, die sie sich selbst auferlegte. Hätte sie sukzessive wachsen können, zumindest über zwei Jahrzehnte hinweg, dann hätte sie sich vielleicht als private Institution etablieren und mit der aufkommenden Universität Ulm zusammenarbeiten können.³³ Zu diesem Zwecke hätte sie sich als echte *graduate school* etablieren müssen – oder eben als spezialisierte Forschungs- und Entwicklungsstation, im

Sinne eines Santa Fe Institute. Schulen vermitteln in der Regel dreierlei: lexikographisches Wissen, instrumentelles Wissen, und Doktrinen. Diese drei Formen des Wissens sind miteinander gekoppelt, in dem Sinne, dass ausgewogene Dosen dieser Wissensformen zu vermitteln sind. Instrumentelles Wissen kann auf einer jeweiligen Stufe nur erarbeitet werden, wenn auch das entsprechende lexikographische Wissen zur Verfügung steht oder aufgenommen werden kann; die Aufnahme lexikographischen Wissens setzt auch instrumentelles Wissen voraus; und Doktrinen mögen die Wahl der gemeinsamen Schwerpunkte erleichtern. Institutionen, die wirklich entwicklungsorientiert sind, werden dem instrumentellen Wissen und dem aktiven Lernen die größte Aufmerksamkeit schenken, wobei die anderen beiden Wissensformen so mitgezogen werden, dass sich die größte Wirkung erzielen lässt.

Ohne Zweifel zerbrach die hfg auch an dem Anspruch, gleichzeitig stilprägend und methodenorientiert sein zu wollen. Doktrinen standen so prominent im Vordergrund, dass der Zusammenhang zwischen Stil und Methode, der ja ein Programmpunkt der hfg war, nie tief thematisiert und entwickelt werden konnte. Dies hat sich auch in der historischen Rezeption der hfg, sieht man sich die Publikationen zum Thema hfg an, nicht geändert: Resultate stehen im Vordergrund, nicht Vorgehensweisen. Vor einigen Jahren habe ich mit Klaus Krippendorff (und anderen) zusammen den Vorschlag gemacht, die Thematik der Methodologie aufzunehmen und 'sichtbar' zu machen,³⁴ im Sinne einer Anthologie, aber das Echo war dürrig. Wir alle waren offenbar mit anderen Dingen beschäftigt, und die anspruchsvolle Thematik verlangte ein sorgfältiges und zeitintensives Vorgehen, das sich wenige von uns in der Lage sahen zu leisten. Die Darstellung des Zusammenhangs zwischen Stil und Methode, "Das unsichtbare Ulm", müsste also noch sichtbar gemacht werden; viel-

leicht gelingt uns dies noch.

herbst@4mat.ch

Anmerkungen

¹ Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA). Die Ausstellung stand damals unter dem Zeichen der bevorstehenden Abstimmung über das Frauenstimmrecht in der Schweiz, das am 1. Februar 1959 vorerst abgelehnt, schließlich aber am 7. Februar 1971 eingeführt wurde.

² Yiddish für ein rituelles Bad.

³ Erstaunlich ist aus meiner heutigen Sicht auch, dass abteilungsübergreifende Arbeiten, von der Erstellung des Baukomplexes der hfg einmal abgesehen, kaum praktiziert wurden.

⁴ Siehe in diesem Zusammenhang die ausgezeichnete Materialsammlung und Biographie von Robin Kinross, *Anthony Frøshaug, Typography & Texts: Documents of a Life*, Princeton Architectural Press (2001).

⁵ Claude Berge, *Théorie des graphes et ses applications*, Dunod Paris (1958); das Buch erschien während dieser Zeit und machte die Runde in Ulm.

⁶ Hanno Kesting und Horst Rittel übersetzten S. Vaida's *The Theory of Games and Linear Programming* ins Deutsche: *Theorie der Spiele und Linearprogrammierung*, Walter de Gruyter & Co, Berlin (1962).

⁷ C. West Churchman, Russell L. Ackoff und E. L. Arnoff, *Introduction to Operations Research*, John Wiley & Sons (1957); C. West Churchman, *Prediction and Optimal Decisions: Philosophical Issues of a Science of Values*, Prentice-Hall (1961).

⁸ Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass die Methodologie in der Architektur bis heute keine große Bedeutung hat, obwohl die Werkzeuge hierfür zur Verfügung stünden. Während Chips auf der Basis von eigentlichen Designhilfen entworfen werden, geschieht dies mit Grundrissen und Häusern nicht (sofern man vom *Computer Aided Architectural Design*, primär einer Zeichnungshilfe, absieht).

⁹ Bis zum heutigen Tag, wäre anzufügen. Insbesondere ist die ModularKoordination in der dritten Dimension, der Vertikalen, offenbar kein Thema, was dazu führt, dass die Raumhöhen innerhalb eines Gebäudes in der Regel die gleichen Abmessungen haben.

¹⁰ Lucius Burckhardt und Marcel Herbst, "Wachstum, Dichte und Flexibilität", Manuskript 1964; auszugsweise publiziert in *Stadtbauwelt* 2(29), 1964; sowie in Gerhard Boeddinghaus, Ulrich Conrads, Peter Neitzke, *Gesellschaft durch Dichte*, Vieweg 1995.

¹¹ In der Schweiz wurden z.B. die klar nazistisch geprägten Begriffe "Raumordnung" und "Raumplanung" erst nach dem II. Weltkrieg eingeführt und ersetzt in der Folge Begriffe wie "Landesplanung" oder "Regionalplanung". Dies geschah im Bemühen, die Planung zu 'professionalisieren'.

¹² Der Nachlass von Christian Staub konnte jüngst aus Seattle in die Fotostiftung Schweiz (in Winterthur) überführt werden.

¹³ Ansel Adams, Edward Weston, etc.

¹⁴ Walker Evans, Jack Delano, Russell Lee, Arthur Rothstein, Dorothea Lange, Ben Shahn, John Vachon, und andere.

¹⁵ Siehe z.B. www.tug.org oder ww.dante.de

¹⁶ Ich erwähne hier drei seiner Bücher: Gödel, *Escher, Bach: An Eternal Golden Braid*, BasicBooks 1979; *Metamathematical Themes: Questions for the Essence of Mind and Pattern*, Basic-Books 1985; *Fluid Concepts and Creative Analogies: Computer Models of the Fundamental Mechanisms of Thought*, Basic-Books 1995.

¹⁷ In der School of Architecture.

¹⁸ Im College of Arts & Sciences.

¹⁹ Achim Czempner arbeitete damals als Assistent von Bruce Archer am Royal College of Art in London.

²⁰ Paul Dulaney, Chairman des Departments of City Planning.

²¹ In Nigeria, Senegal, Irak und Sri Lanka (wo ich periodisch in den entsprechenden Ländern arbeitete), sowie in Panama (wo ich die Aufgaben von Zürich aus betreute).

²² Es handelte sich um ein kombinatorisch-komplexes System. Siehe in diesem Zusammenhang z.B. W. Ross Ashby, "Introductory Remarks at Panel Discussion", in Mihajlo D. Mesarovic (Ed.), *View on General Systems Theory: proceedings of The Second Systems Symposium at Case Institute of Technology*, John Wiley & Sons 1964, pp. 165–169.

²³ Marcel Herbst, "Transbasin Diversion Study, Water Conveyance Screening Model (Mixed-Integer Linear Programming)", Electrowatt Engineering Services for Mahaweli Authority of Sri Lanka, Colombo/Zürich 1981.

²⁴ Marcel Herbst, "Logistisches Abfall-Dispositions-System", Annex A (Mixed-Integer Linear Programming Model), EWI für Bayer, Leverkusen 1988.

²⁵ Als Leiter der Stabsstelle Planung.

²⁶ Marcel Herbst, Günther Latzel und Leonard Lutz (Herausgeber), *Wandel im tertiären Bildungssektor: Zur Position der Schweiz im internationalen Vergleich*, vdf Hochschulverlag 1997.

²⁷ Marcel Herbst, Urs Hugentobler and Lydia Snover, MIT and ETH Zürich: *Structures and Cultures Juxtaposed, Centre d'études de la science et de la technologie (CEST)*, CEST 2002/9, October 2002; Marcel Herbst, *Governance and Management of Research Universities: Funding and Budgeting as Instruments of Change*, CEST 2004/4, October 2004 (siehe: www.cest.ch/Publikationen/2004/CEST_2004_4.pdf).

²⁸ Diesen Aspekt habe ich noch nicht untersucht gesehen: kannte etwa Bill den Gestaltungsplan von Breuer?

²⁹ Siehe: www.santafe.edu. Das Santa Fe Institute (SFI), in einer wunderschönen Umgebung gelegen, attrahiert ältere (auch emeritierte) Professoren, die mit jüngeren Professoren, die für ein *sabbatical* nach Santa Fe ziehen, oder mit Austauschstudenten zusammenarbeiten. Das SFI hat eine ausgezeichnete Reputation.

³⁰ Marcel Herbst, "The Production-Morphology Nexus of Research Universities: The Atlantic Split", *Higher Education Policy*, (17) 2004, pp. 5–21.

³¹ Aber hierzu hätte die hfg am Starnberger See, in Montreux, oder im Engadin liegen müssen.

³² Geisteswissenschaften stießen zur Universität Ulm erst 1986 und die Ingenieurwissenschaften (einschließlich Informatik) 1992.

³³ Allenfalls auch im Rahmen einer Integration der hfg in die Universität Ulm.

³⁴ Das Projekt hieß "Das unsichtbare Ulm", in Anlehnung an Burckhardts Titel "Design ist Unsichtbar", Hatje Cantz Verlag 1995.



Die neue Welt

Den Prospekt der hfg zu studieren, war 1958 für einen Burschen tief in der Provinz wie eine Verheißung. Da war alles, was die Kleinstadt verschwieg, von dem in der Schule nur in Sternstunden, die selten waren wie Sternschnuppen, die Rede gewesen war: Moderne Kunst, moderne Literatur, moderne Gestaltung, Architektur und Grafik, demokratische Politik, neue Wissenschaften und ein „moderner Lebensstil in radikaler Kleinschreibung“. Um den Fragebogen ausfüllen zu können, musste ich in kürzester Zeit viel lernen und ordentlich improvisieren, auch raten. Die Nachricht der Zulassung war für mich ein Signal der Zukunft, ich fühlte mich aus der kleinbürgerlichen Enge befreit und reiste nach Ulm in eine neue Welt.

Grundlehre

Ein offener Horizont – weiter Blick über die Landschaft – zu ersten Mal in einem modernen Licht durchfluteten Arbeitsraum – Studentinnen und Studenten aus aller Herren Länder. Wir lebten in unserem Grundlehresaal und ich hörte begeistert die abenteuerlichsten und solidesten Lebensgeschichten. Das Zusammensein mit Studierenden verschiedener Fachrichtungen, aber mit gleichen Zielen schaffte eine kreative Lernatmosphäre. Die Beschäftigung mit ästhetischen Gestaltungsproblemen hatte ich erwartet, die Vorlesungen über Methodologie, Soziologie und Wahrnehmungstheorie aber hatten den Charakter einer Offenbarung.

Sie begründeten unser unbedingtes Streben, Entwerfen und Gestalten auf eine rationale, wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Dazu war Thomas Maldonado, der Leiter des Grundstudiums, der entscheidende Inspirator, meist mit endlosen Autorenlisten, die er an die Tafel pinselte. Unvergessen ist mir aber

auch das leidenschaftliche Plädoyer für die Demokratie von Hanno Kesting. Der eindrucksvolle Apell zur Teilnahme am politischen Prozess, als die Basis jeder Demokratie, ließ mich stante pede nach Ulm eilen und in die SPD eintreten.

Und später scharten wir uns begeistert um Horst Rittel, dessen Bemühungen um eine Methodologie des praktischen Handelns mich nie mehr los lassen sollte. Alle begegneten uns in einem ungewohnten Maße freundlich und interessiert; und die Dozenten stellten keine Autoritäten dar. Sie realisierten in der Tat und sehr erfolgreich einen Anspruch Max Bills: „...eine Ausbildungsstätte zu schaffen, in der sie (die Studierenden) ihre Fähigkeiten zu schöpferischem Gestalten in fördernder Umgebung entwickeln können.“

Und dieser fördernden Umgebung hatte er eine unübertreffliche Basis geschaffen. In seinem Hochschulgebäude fand ich eine neue, aufregende Welt. Zimmer, Räume waren in einem Maße einladend, staunenswert klar gestaltet, wie ich es noch nie erfahren hatte.

Es war eine unerhörte Stimmung des Aufbruchs. Die älteren Studentinnen und Studenten waren freundlich überheblich, wie man halt mit Ahnungslosen umgehen muss. Sie hatten gerade die Auseinandersetzung um das Direktorat von Max Bill erlebt, sie waren in einem zivilen Kampf geadelt. Man habe sich von Bill lösen müssen, um den „Meister“ Anspruch zu überwinden und zur wissenschaftlichen Grundlegung der Gestaltung zu gelangen. Wir hörten ihnen zu.

An der Frühstücksbar, der Zeitungsecke, auf der Terrasse, in der Mensa fand man sich zu jenen ungeplanten, informellen Gesprächen zusammen, die heute in der Organisationslehre als unverzichtbarer Kitt einer erfolgreichen Organisation gepriesen werden. Wir, das waren die Studentinnen und Studenten der Grundlehre; in der gemeinsamen Arbeit

im Grundlehreatelier ließ ein festes Zugehörigkeitsgefühl entstehen, das uns während des gesamten Studiums und darüber hinaus zusammen hielt.

Bauabteilung

Die Überwindung der Unikat-Architektur durch die Industrialisierung des Bauens erschien uns eine große Herausforderung, unserer Mitwirkung wohl würdig. Hier wurde ja tatsächlich die Vision Le Corbusiers von der Schönheit und Nützlichkeit einer rationalen Architektur ernst genommen.

Mit Begeisterung machten wir uns daran den Funktionen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens standardisierte Gehäuse zu entwerfen. Aber da meldeten sich auch schon Zweifel; wenn ein älterer Student feststellte: Was wollt ihr noch Architektur studieren? Wir haben alle Grundrisse, die möglich sind, bereits entworfen. Waren das nicht wieder die Allmachtsgehlüste des Künstlers, der nun etwas Kombinatorik betrieben hatte und fix alle Probleme gelöst sah?

Die Lehre der Bauabteilung wurde mir bald zu doktrinär bei gleichzeitiger fast kurioser Naivität.

Der Widerspruch zwischen der Lehre unserer ausgezeichneten Gastdozenten, der Methodologie Horst Rittels und den engen, bauhüttengleichen Lösungswegen Herbert Ohls und seiner Kollegen und Schüler war nicht zu übersehen. Wir suchten größere Aufgaben, weitere Problemfelder.

Mein Schlüsselerlebnis wurde ein Besuch der französischen Beton-Baulementfabrik Camus in Forbach (wenn ich mich recht erinnere). Wir waren begeistert – bis unser Führer, auf die Frage, wie viel Rationalisierungsersparnisse sie an die Bewohner ihrer Häuser weitergeben könnten, antwortete, das sei nicht

ihr Ziel, sie verkauften ihre Häuser zu Marktpreisen.

In einer heftigen Diskussion, nachts im Bus auf der Heimfahrt, wurde ich mir mit einigen Freunden einig: Das soll nicht unsere Zukunft werden, Rationalisierungsexperten für ein profithungriges Kapital.

Wir begannen ein fachlich weitgehend unabhängiges Studium und folgten begeistert der Gruppe um Horst Rittel in die Formierung einer neuen Profession: Die Planer.

Und wir erfüllten in der Hinwendung zur Stadt-Planung einen Traum der Gründer, die an der hfg von Anfang an eine Abteilung Stadtplanung, später Stadtbau, aufbauen wollten; erst ein knappes Jahr vor unserem Ausbruch hatte man das Vorhaben aufgegeben.

Wir waren der Meinung, dass wir uns zum ersten Mal in Deutschland mit der Frage strukturierter Planung beschäftigten. Kann die Schaffung einer komplizierten Infrastruktur für eine Organisation von komplexen Zusammenhängen und unvorhersehbaren Funktionen mit den neuen Erkenntnissen der amerikanischen Informations- und Handlungstheorien besser geleistet werden? Wir waren überzeugt, dass wir es auf jeden Fall besser als die „Meister“ und ihre Schüler schaffen würden. Wir betrieben forschendes Lernen, ohne zu ahnen, dass das einmal die Königsdisziplin erfolgreichen Studierens werden würde.

Die Dozenten formulierten neue Planungsmethoden und -verfahren aus der sich gerade erst entwickelnden Methodologie, und die Studierenden versuchten sich in deren Anwendung auf konkrete Planungsprobleme.

So beschäftigten wir uns unter anderem mit der Planung der baulichen Infrastruktur eines Atomforschungszentrums

für das deutsche Atomministerium, begeistert und dilettierend.

Leicht ist zu erkennen, welches hohe Maß an Selbstüberschätzung uns antrieb. Aber wir hatten einen Weg begonnen, der uns ziemlich weit brachte, auf dem uns noch viele Mitstreiter begegnen würden, und auf dem in ganz unerwarteten Spuren (Betriebswirtschaft, Philosophie, Psychologie, Computerwissenschaften) bedeutende Ergebnisse erzielt werden sollten.

Doch das Problem ist geblieben: Wie löst man komplexe Planungsprobleme.

Bleibt nachzutragen: Die von Horst Rittel und Gerd Kalow vorgeschlagene Einrichtung einer Abteilung „Planung und Organisation“ wurde abgelehnt. Womit wir bei dem komplexesten Problem angelangt sind, das mich in Ulm beschäftigte, den Machtkämpfen um die Lehre, die Struktur und die Leitung der hfg.

Die wichtigste Lehrveranstaltung

Die Entmachtung Max Bills war begründet worden mit der Notwendigkeit, einen alles dominierenden künstlerischen Anspruch (eines im Übrigen anerkannten Meisters) zu überwinden, um gestalterisches Entwerfen rational mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntnisse lehren zu können. In der Tat kam eine intensive Arbeit an der forschenden Durchdringung der Grundlagen von Entwurfsaufgaben und deren planerischer Lösung in Gang. Für uns Studenten zunächst unverständlich, wurde aber bald von den so genannten Entwerfern, Gestaltern den anderen Dozenten die Kompetenz abgesprochen, sich mit dem Entwerfen beschäftigen zu können oder beim Entwerfen mitzuwirken.

Wissenschaftler und „Nicht-Ulmer“, als Gastdozenten etikettiert, sollten die Erkenntnisse ihrer Hilfswissenschaften in

Vorlesungen abliefern und nicht eigene Lehrbereiche oder gar Institute etablieren..

Zur allgemeinen Verblüffung wurde die integrierte Grundlehre abgeschafft und in einem Überraschungscoup in den Semesterferien den Gastdozenten die Wählbarkeit in die Hochschulleitung aberkannt. Im Kern ging es wohl um den Führungsanspruch von Personen, die sich als Gestalter profilieren wollten und ihre Vormacht gefährdet sahen. Auch die Studentenschaft spaltete sich in zwei Lager; wir kämpften heftig, mit Protestversammlungen, Pamphleten und Streiks um den Erhalt der breiten Methodenorientierung und die Möglichkeit der Weiterentwicklung der Verwissenschaftlichung unseres Studiums.

Eine besonders heftige Schlacht tobte um die Zukunft des von M.W. Perrine eingerichteten Forschungsinstituts für optische Wahrnehmung. Indem diesem Institut die Bearbeitung von Forschungsaufträgen untersagt wurde, während doch ansonsten das Einwerben von Fremdmitteln höchste Priorität genoss, entlarvte sich der vorgebliche Richtungsstreit als ein persönlicher Machtkampf.

Die Gestalter, voran Ottl Aicher, hatten sich 1957 der Bevormundung Max Bills entledigt und gingen nun, 1960, daran, durch eine Änderung der hfg-Satzung für sich das Recht auf Bevormundung der anderen Lehrer und der Studierenden zu zementieren.

Horst Rittel, der Spiritus Rector der Reform hin zu einem systematischen Planen und Entwerfen, verließ Ulm und, nebenbei, zeigte durch seine weitere Arbeit, wie eine Hochschule für Umweltgestaltung hätte entstehen können. Das Institut verlor seine Identität, verschwendete weiterhin seine Energie in interne Streitereien und wurde so geschwächt zum Opfer der konservativen Landesregierung.

Betrachten wir die Geschehnisse danach, muss man wohl feststellen, dass mit diesem Coup das Experiment beendet wurde, aus dem gleich berechtigten Zusammenwirken von Wissenschaftlern, Gestaltern und, nahezu gleich berechtigt, Studierenden, eine integrierende Lehre der Theorie und Praxis der Umweltgestaltung zu entwickeln.

Mitgift

Meine Architekturausbildung blieb ziemlich lückenhaft, in der praktischen Diplomarbeit versuchte ich mich in hfg-Gestaltung, zu meiner großen Unzufriedenheit. Es waren Lebensstil, Methodenlehre, Bemühung um soziologisches und psychologisches Verständnis gesellschaftlicher Probleme, die mir im Nachhinein am wichtigsten erscheinen. Probleme hinterfragen, Lösungen systematisch angehen und die gefundene Lösung als vorläufig ansehen.

Die hfg gab mir ein Problem mit: die Stadt.

Das Stadtsystem zu verstehen und Planungsmethoden zu seiner Veränderung zu finden, hat mich den Rest meines beruflichen Lebens beschäftigt.

Stadtplanung

Der Bauabteilung wandte ich klaglos den Rücken und machte mich auf in der realen Welt Stadtplanung zu lernen:

1961 -1965

Stadtplaner beim Stadtbaumeister der Stadt Winterthur
Zusammenarbeit mit Renate Grünwald.

1965-1972

Assistent am Architekturlehrstuhl Waltenspuhl an der ETH als Referent für Stadtplanung. Zusammenarbeit mit Rolf Gutmann und Lucius Burckhardt.

Wir bemühten uns um die Einführung

von neuen Studienkonzepten und nahmen stadtplanerische Problemstellungen auf, die in Gruppen bearbeitet wurden. Wobei wir die Studierenden vom Entwerfen zum Planen zu führen versuchten.

1972-2000

Professur für Stadt- und Regionalplanung an der Gesamthochschule Kassel und wieder Zusammenarbeit mit Lucius Burckhardt.

Einführung des Studiengangs Stadtplanung in einem integrierten Studiengangssystem Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung mit vielen Elementen, die wir an der hfg erprobt hatten.

In einem gemeinsamen Grundstudium wird die Kernkompetenz der planenden und gestaltenden Berufe vermittelt und im Hauptstudium werden gemeinsame Kernfächer weitergeführt. Die Projektarbeit bildet mit mehr als 50%, auch im Grundstudium, die zentrale Studienveranstaltung. Die Problemstellung soll möglichst die Fachrichtungen verbinden, kann auch Themen aus Kernfächern behandeln, und sie wird in Gruppenarbeit organisiert.

Der Output

Die hfg war zugleich ein Ort strenger Codes und großzügiger Freiheiten. Den Codes des Ulmer Lebensstils, der weit über Gestaltungsfragen hinausging, unterwarfen wir uns gerne, versuchten sie auszubauen und weiter zu tragen. Diese gemeinsame Kultur des täglichen Lebens verband uns über alle sachlichen Differenzen hinaus.

Die Freiheit von akademischen Ritualen erlaubte einen ständigen Wandel des Lehrsystems und der Lehrinhalte.

Die exemplarische Überwindung des Meister-Künstler-Systems in den gestaltenden Berufen war und ist immer noch beispielhaft, wie wir an den ständigen und immer wieder erfolgreichen Versuchen zu dessen Restituierung erleben. Die von Rittel und seinen Kollegen ent-

wickelte Methodologie der Planung war führend in Deutschland und erwies sich als Richtungweisend.

Ulm hat auch einen wichtigen Grundsatz für fortschrittliche Hochschulen geschaffen. Eine solche wird nicht auf den Ulmer Hauptsatz verzichten:

„Der Gestalter/Planer soll sich der gesellschaftlichen Verantwortung seiner Arbeit bewusst sein.“

Im Lauf der Zeit

1962 Diplom der HfG, Bauabteilung,
1961-65 Stadtplaner in Winterthur,
1965-72 Oberassistent an der
Architekturabteilung der ETH,
Zürich,

1972 Professor für Stadt-
-2000 und Regionalplanung an der
Gesamthochschule und Universität Kassel,
ab 1975 Planungsbüro Arbeitsgruppe
Stadt

Arbeiten

Einflussgrößen in der Stadtplanung, 1963
Sechs metropolitane Regionen, 1969
mit Renate Pfromm-Grünwald

Betriebsstruktur im neuen Stadttheater
Basel, mit R. Gutmann 1970

Ersetzt Stadtplanung die Städte?
In Arbeitsblätter zu kulturpolitischen
Fragen. 1971

Integrierter Studiengang Architektur,
Stadtplanung, Landschaftsplanung, 1972
-2000

Infrastruktur braucht Kommunikation.
Ein Modell sozialstaatlicher Bürgerinformation am Beispiel der Regionalplanung, mit H. Brinckmann, L. Burckhardt u.a. 1976

Gutachten zur Entwicklung des Hoch-

schulquartiers in der Nordstadt Kassel,
mit R.Meyfahrt, L.Burckhardt u.a. 1977

Entwurf für die Rahmenprüfungsordnung
Raumplanung, mit R. Kunzmann, R. Frick
u.a. 1982

Städtebauliche Entwicklungsplanung
und Bauleitplanung Bad Wildungen, Bad
Sooden-Allendorf, Bad Liebenstein und
Planungsarbeiten in der Arbeitsgruppe
Stadt mit D. Hennicken u.a. seit 1975

Städtebaulicher Rahmenplan Uni-
Quartier Kassel, mit D. Hennicken, Ch.
Kopetzki, 1990

Zur Bedeutung der strategischen Stadt-
entwicklungsplanung,
in Stadt-Pläne, Frankfurt, 1997

Die Entwicklung der Stadt Kassel und
ihrer Region, mit M. Glatthaar 2000

klaus@pfromm.net



Grundlehresaal 1958



Mit Studenten 2000

Layout rechteckig, Varianten ausgeschlossen

Willi Ramstein



Warum ich an die HFG ging

Im Sommer 1957, nach abgeschlossener Bauzeichner-Lehre, war es soweit, dass mir das Studium in Ulm vorschwebte. Es waren ideale Voraussetzungen: es war keine Matura gefragt, die Schule hatte einen internationalen Charakter, und die Idee "vom Aschenbecher bis zur Planung der Stadt" lag als Konzept zugrunde.

In Basel wurde auf der Messe "die gute Form" Max Bill prämiert. Danach entstand eine öffentliche Diskussion zum "Design". Die Architekturdiskussion ging in der Schweiz in zwei Richtungen: die Monumentalisten, Beton und Corbusier-Nachfolger (Hochschule St. Gallen) und die Metallbauer (Haller) der Kantonschule Brugg. In welche Richtung geht man als Architekt? War der Weg nach Ulm auch eine Möglichkeit des Abstrahierens? Das Abstreifen von Vorgelearnem? Die Ausfüllung des Fragebogens zur Aufnahme war eine Eintauchen in eine neue "Weltanschauung", das Wort Architektur wurde durch "Bauen" ersetzt.

Grundlehre

Im gemeinsam besetzten Grundlehreraum wurden wir zu einer kollektiven Gruppe geprägt. Alle hatten Tisch, Ablage, Hocker. Layout rechteckig, Varianten ausgeschlossen. Der rechte Winkel von Ulm bekam Form. Aicher war der disziplinierteste Dozent. Grauer Anzug mit leicht-farbiger Krawatte, unten rechteckig geschnitten.

Dozenten, die mich beeindruckt haben waren Aicher, Frøshaug, Maldonado, Rittel, Kesting, Vordemberge-Gildewart.

Die Aufteilung des Tages mit Grundlehre jeweils Morgens und Vorlesungen Nachmittags dauerte das ganze Jahr.

Zurückblickend war die Werkstatt-Ausbildung sicher positiv. Fotolaborausbildung – die Auswahl von Papier 1 bis 5

usw. Holz – Gips – Metall – Kunststoff. Am Ende des Grundlehre-Jahres wurde eine 1. Prüfung in Form einer Ausstellung der Arbeiten durchgeführt. Wehe dem, der sich die Freiheit erlaubte die Gipsmodelle farbig zu gestalten ...(guten und provokativen Studenten wurde das Verlassen der HfG empfohlen).

Bauabteilung

Die 2 Jahre "Bauabteilung" hatten keinen genauen Zuschnitt. Etwas Theorie, etwas zufällige Dozenten (auf der Durchreise), einige Besichtigungen und Reisen. Ohl hat uns immer mit dem Kugel-Kino und der integralen Baukonstruktion doktriniert. Die integrale Baukonstruktion wurde dann als Prototyp gebaut. Mit Meurer und Schmitz haben wir versucht, die Alu-Panale mit den Neopren-Profilen zu verbinden. Es war fast unmöglich. Der Faktor "Reibung" wurde völlig unterschätzt. Nachdem alle Neopren-Profile einen zusätzlichen Schlitz bekamen, wurde der Prototyp fertig, und blieb bis heute der Einzige.

Die über die ganze Zeit verteilten Vorlesungen von Spezialisten, meistens von der TH Stuttgart, gaben der Ausbildung eine gute Basis (Tonne / Reiher / Hähne usw.). Das Hauptinteresse hat mir Frei Otto mit den Seifenblasen-Versuchen zur Minimal-Form und den Seil-Spann-Konstruktionen gegeben. Es folgte ein Besuch in seinem Institut für Leichtbauweise in Berlin. Für mehrere Projekte, sowohl an der HFG, (Wandtheater, Hängehäuser), wie später in Italien (Jawerth Seil-Spann-Konstruktion für Schwimmbäder), hat mich Frei Otto inspiriert.

Das 4. Studienjahr – Diplomarbeit

Nachdem wir Studenten der Bauabteilung, wie alle anderen am 1. Oktober wieder in Ulm waren, gab es jedoch keine Angaben über das kommende Viertel-

jahr am schwarzen Brett, ausser: *"das Vierteljahr vor der Diplomarbeit dient zur Vervollständigung der Testate und zur Vorbereitung und Genehmigung der Diplom-Arbeit"*.

Meine Diplomarbeit über Shopping-Centers wurde gewählt, um eine Projektierung zu machen, welche an der HFG nie zur Sprache kam, jedoch als Objekt (Architektur) und städtebauliche Konsequenz unsere Umwelt stark geprägt hat. 1961 wurde mir bei einem Gespräch im "Institut im Grünen" (Migros, Zürich) mitgeteilt, dass ich so ein Projekt als Diplomarbeit machen könnte, aber in den nächsten Jahren weder Jelmoli noch Globus in dasselbe Shopping Center gehen würden (!). Vielleicht hat mich Ulm wenigstens eine längere Nase wachsen lassen. Die Diplomarbeit war eine Klausur in einem Atelier der HFG, (man hätte sie auch auf einer Insel machen können). Die Sekretarin von Ohl, Lore Libl (Manzoni), hat mich beim Schreiben der theoretischen Arbeit bestens unterstützt.

Die Zeit nachher

Natürlich hätte ich nie geglaubt, dass ein Architekt zur Planung von industriell herstellbaren Häusern in Aluminium und Kunststoff bei Alusuisse in Zürich gesucht wurde. Die Reihenhäuser wurden in Alu-Struktur geplant und als Prototypen in Singen aufgestellt, und sind heute noch bewohnt. Es blieb bei fünf Häusern, mit vielen Besuchen von Architekten und Ingenieuren. Es blieb dabei. Der Backstein hat wieder gewonnen.

Im richtigen Moment hat mich Maldonado zur Mitarbeit bei dem Kaufhauskonzern Rinascente in Milano gefragt. Es sollte ein neues Verwaltungsgebäude und ein neues Design für Warenhäuser gemacht werden. Andere Ulmer waren schon in Italien. Vielleicht hat Italien dieselbe Rolle gespielt wie damals die USA für das Bauhaus.

Professional activity

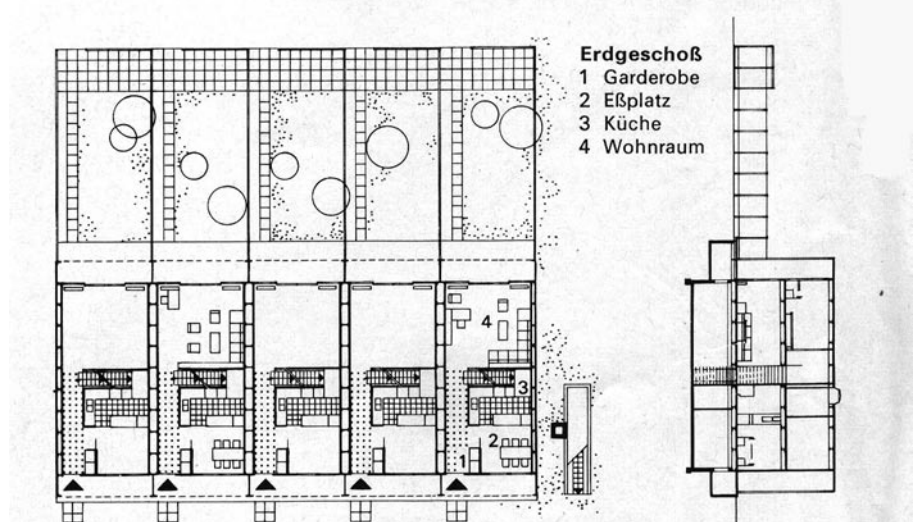
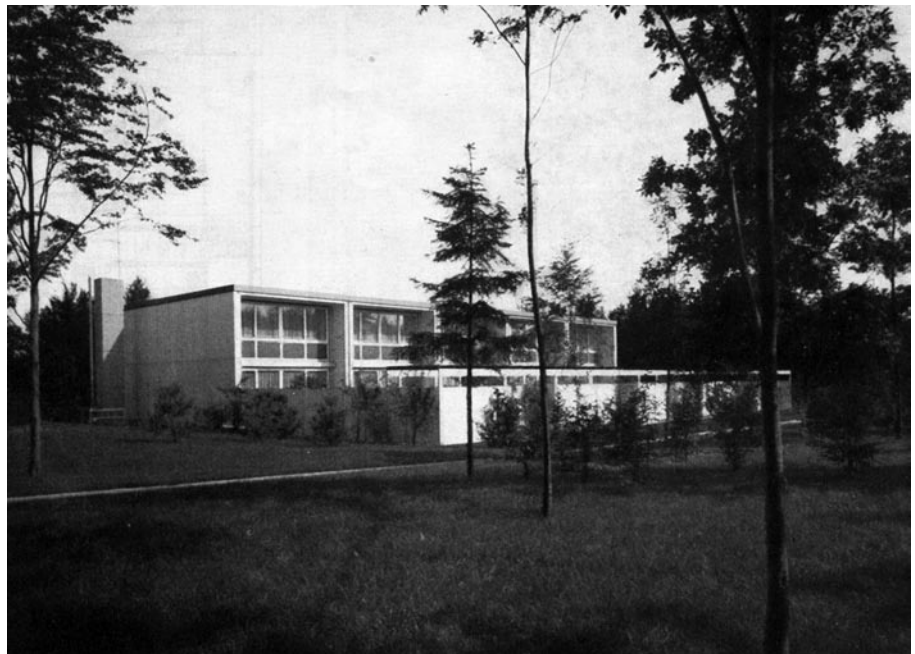
- 1958-62: Hochschule für Gestaltung in Ulm
- 1962: Diplom: Shopping-Center
- 1963-67: Zürich, Alusuisse Development-Group
- 1965: Alu-Häuser in Singen
- 1868: Umzug nach Milano, Büro mit Gino Valle, Herbert Ohl und Tomas Maldonado für Rinascente.
- 1973-77: Hallen Schwimmbäder in Seilspannkonstruktion
- seit 1980: Hotelbauten (Sheraton)

Willi Ramstein, St. Gallen (Schweiz), 1939

williramstein@virgilio.it

Bauten

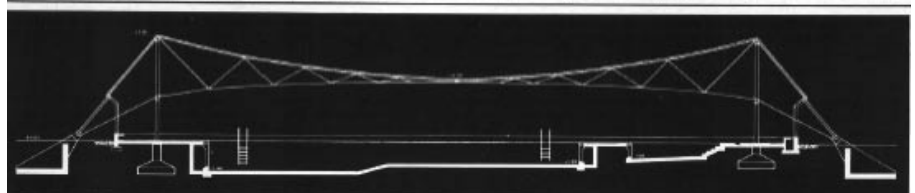
r: 1965: Alu-Häuser in Singen 1972 - 78



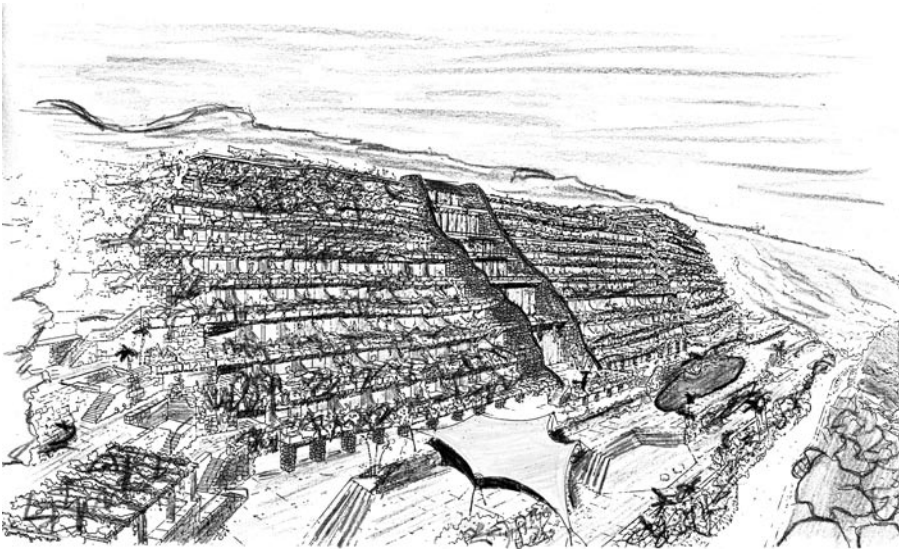
Singen



Stadion Comunale di Arcore (MI)



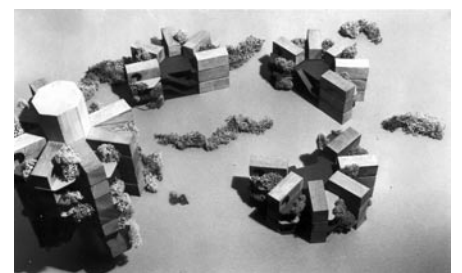
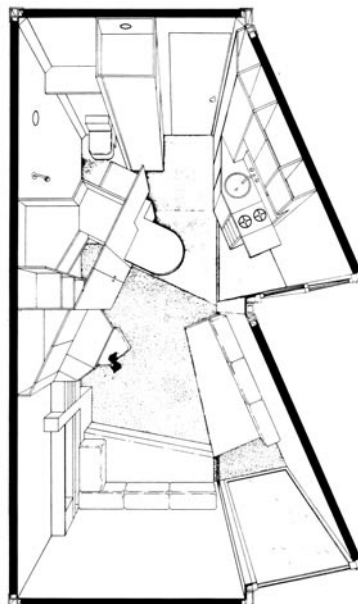
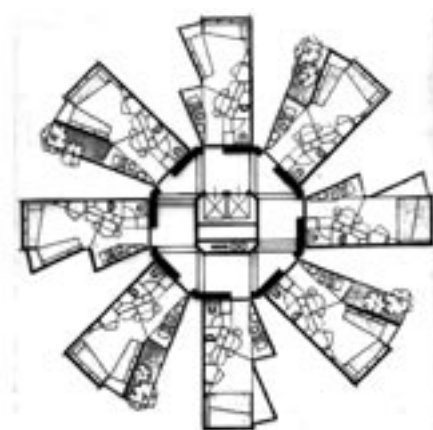
r: Hallenschwimmbäder in Hänge-Spann-Konstruktion



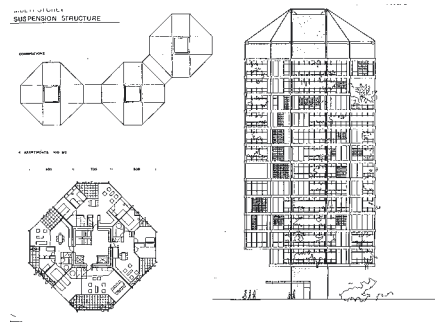
1980 - Hotel S.ta Maria La Scala
Sizilien



1983 - Abitainer



Suspension structure



1984 - Hotel Sheraton Catania



Bari

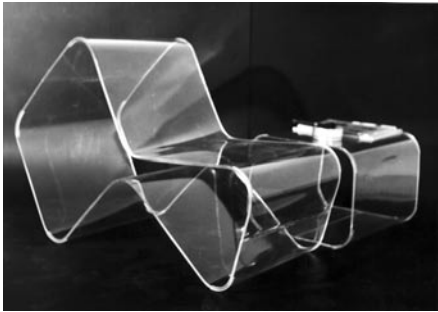


1990 Sheraton Nicolaus Bari



Bari





l: loopchair

m: puzzle

l: pop

u: vebo rectangular



l: Malpensa-Sheraton Hotel
2006 Wettbewerb

Retrospective zur Bauabteilung

Renate Pfromm



Warum ich an die HfG und an die Bauabteilung ging

Ich bin in Deutschland geboren und im Jahr 1938 zweijährig zusammen mit meinem Eltern nach Argentinien emigriert. Mein Elternhaus war sehr stark durch die deutsche Kultur geprägt und ich sprach fließend Deutsch.

Ich studierte im 4. oder 5. Jahr Architektur an der Universität von Buenos Aires, war mit der Ausbildung unzufrieden und hatte Lust auf einen Auslandsaufenthalt. Da ich die deutsche Staatsbürgerschaft wieder erlangt hatte, kam nur ein Stipendium nach Deutschland in Frage. Tomás Maldonado genoss in Buenos Aires hohes Ansehen, an der Uni und im Freundeskreis waren alle der Überzeugung, dass die interessanteste Ausbildung in Europa an der HfG in Ulm stattfindet, die im übrigen als Avantgarde galt. Also war Ulm für mich in Deutschland die erste Wahl.

Eine andere Abteilung als die Bauabteilung kam mir gar nicht in den Sinn und auch nicht in Frage.

Wie ich die HfG erlebt habe

Mit Ulm fing für mich ein neues Leben an. Als ich aus Argentinien an die HfG kam, war für mich das meiste fremd. Einiges fand ich faszinierend, anderes stieß mich ab, so dass ich zu Beginn dem Ganzen gegenüber ambivalente Gefühle hatte. Mit der Zeit habe ich gelernt, mich zuerst in Deutschland und dann in der HfG zurechtzufinden. Dies war im ersten Jahr so, als ich in der Grundlehre war.

Der Stoff in der Grundlehre war so, dass mir einiges bekannt war, allerdings hatte ich es aus einer anderen Perspektive gelernt, nämlich aus dem Kulturverständnis einer lateinamerikanischen Architekturausbildung, die zu jener Zeit im Vergleich zur Deutschen, zumindest was die

Ästhetik betraf, wesentlich fortschrittlicher war. Mir kam es jedenfalls so vor.

Dass an der HfG nicht über Ästhetik gesprochen wurde, ja, dass diese ganz ausgeklammert wurde, konnte ich nicht verstehen. Ich empfand es als ein Defizit. Das sehe ich heute noch so. Es gab zu jener Zeit sehr wohl, wenn auch vielleicht nicht in Deutschland, eine ästhetische Auseinandersetzung, die in die HfG mit ihrem fortschrittlichem Selbstverständnis gepasst hätte. Vielleicht war auch das Problem für mich, dass ich die Gastdozenten, die uns eine solche Botschaft hätten bringen können – aus Italien, Großbritannien – nicht erleben konnte.

In der Bauabteilung fand ich problematisch, dass unsere Fachdozenten, also hauptsächlich Herbert Ohl und Rudolf Doernach, nicht die Art von Architektur lehrten, die mich interessierte. Das an sich wäre nicht schlimm gewesen, denn ich war bereit, mich für andere Perspektiven zu öffnen, sofern sie mich überzeugten hätten.

Ein solches Erlebnis bereitete mir der Unterricht von Horst Rittel. Am Anfang konnte ich auch mit dem Stoff, den er uns lehrte, herzlich wenig anfangen. Für mich war das wirklich eine andere Welt. Sowohl vom Stoff her, wie auch in der Art des Diskurses. Er kam schnoddrig daher und war einerseits sehr einfach um dann danach sehr kompliziert zu werden. Mit der Zeit jedoch, lernte ich seine Logik zu verstehen und merkte, dass sich hier etwas ganz radikal Neues auftat.

Wenn man sich auf diese Art zu denken einließ, dann öffnete sich eine neue Sicht auf die Dinge und es war möglich die Arbeit neu und anders anzupacken. Leider war ihm in der Bauabteilung kein Dozent so ebenbürtig, dass es zu einer Kooperation zwischen einer neuen Denkweise, die man nur verkürzt als Methodologie beschreiben kann, und einer mo-

dernen Architektur und städtebaulichen Theorie und Praxis gekommen wäre.

Die Gebäude

Die Gebäude fand ich von Anfang an großartig. Und ich bin immer ganz bewusst durch das Gelände gegangen, in dem Bewusstsein an einem einzigartigen Ort zu sein. Ich fand die Architektur gut und was mich besonders beeindruckt hat, war das räumliche Gefüge. Die Abfolge von unterschiedlichen Räumen, die sich beim Durchgehen immer neu konstellierten war etwas, das mich tief bewegte. Als ich nach zwei Jahren dachte, ich müsse die HfG verlassen, habe ich die Hochschule voll durchfotografiert, damit ich sie für mich immer behalten kann.

Die Gemeinschaft

Das Wohnen im Wohnturm war eine prägende Erfahrung. Die erste Gemeinschaftserfahrung hatte ich im ersten Jahr, als ich mit Ute von Seydlitz und Erika Fortner zusammenwohnte. Das war für mich, die ich aus der Familie kam, völlig neu.

Der Wohnturm war dann eine Erweiterung. Das Zusammenleben, Kochen, Zusammensitzen, manchmal bis spät in die Nacht, immer jemanden finden, mit dem man reden, oder ins Kino gehen oder einen Kaffee trinken kann, war eine Erfahrung, die ich später als ich Ulm verlassen habe, sehr vermisste. Die Möglichkeit, immer jemanden anzutreffen, war für uns, die wir noch nicht in Beziehungen gebunden waren, eine Hilfe gegen die Einsamkeit.

Die Lagerbildung

Das ist eine ganz andere Sache. Da habe ich kräftig mitgemischt. Ich gehörte ganz eindeutig zum Lager der Rittel-Anhänger und war gegen die Gruppe um Maldona-

do, Aicher, etc.

Das lag sehr wesentlich daran, dass diese Seite für mich das redliche, geradlinige und seriöse der Schule verkörperte und das vertrat, was ich von der Schule, nachdem ich schon zwei Jahre dort verbracht hatte, erwartete. Und ich denke dass ich heute, wäre ich wieder in der gleichen Situation, genau so entscheiden würde. Vielleicht etwas weniger verbissen.

Aber in der Retrospektive, kann ich mir auch vorstellen dass auch ein Grund dafür war – wie sehr oft, wenn man sich auf eine Seite schlägt – dass ich nicht zu den Etablierten der Schule gehörte oder mich nicht dazugehörig fühlte und meinen Platz bei den „Rebellen“ fand. Natürlich hing es auch mit persönlichen Sympathien, Freundschaften, usw. zusammen.

Welche Dozenten, Themen, Veranstaltungen für mich wichtig waren

Aus dem, was ich unter Punkt 2 beschrieben habe, geht schon hervor, dass unter den Dozenten Horst Rittel für mich der wichtigste Lehrer war. Seine Vorlesungen waren voll mit neuem Wissen, sie waren unterhaltsam und manchmal regten sie auch noch zum Widerspruch an. Sie machten sich lustig über unser hergebrachtes Wissen oder unsere konventionellen Annahmen, sie verunsicherten uns aber sie hatten auch etwas bereit, dass an seine Stelle treten konnte.

Ich fand sehr oft auch die Vorlesungen der Gastdozenten sehr spannend, besonders solcher aus dem angelsächsischen Raum. Ich erinnere mich besonders an einen Psychologen aus den USA, der Bahrick hieß.

Gut fand ich auch Bruce Archer, den wir leider nicht „hatten“, und der für mich ein Beispiel dafür war, wie ich mir in der Bauabteilung einen Dozenten gewünscht

hätte. Aber es gab Gespräche mit ihm, vielleicht auch Vorlesungen in den Mittwoch-Seminaren, in denen ich viel von ihm gelernt habe.

Und da komme ich auf diese richtig gute Einrichtung zu sprechen, die „Mittwoch-Seminare“. Auch hier habe ich über so viele Felder des Wissens erfahren, wie ich mir nicht vorstellen kann, dass es woanders möglich wäre. Und das alles wurde uns in unserem eigenen Haus geliefert! Als ich nach Ulm kam, wusste ich so wenig über Politik, über die deutsche Geschichte und Gegenwart, über Wirtschaft, Gesellschaft, in Deutschland und anderswo. In Ulm wurde ich allgemein gebildet.

Welche Studienarbeiten für mich wichtig waren

Ich glaube, die Studienarbeit, die für mich am wichtigsten war, war meine Diplomarbeit. Da habe ich mich mit etwas beschäftigt das in die Richtung ging, die mich damals und später auch am meisten interessierte.

Ich habe eine Wohnungsbedarfsprognose für eine zukünftige neue Stadt gemacht bzw. einen neuen Stadtteil. In diese Prognose gingen die demographischen Daten bis zum letzten Detail ein und ich konnte daraus eine komplexe Verteilung von Wohnungsgrößen ableiten, die in dem zukünftigen Stadtteil, den ich als praktische Diplomarbeit zu entwerfen hatte, eingehen. Hier verband sich meine Liebe zur Mathematik mit meinem Wunsch etwas praktisches und zukunfts-trächtiges auf eine zeitgenössische Art und Weise zusammenzubringen. Ich denke sogar, dass die Arbeit ziemlich gut war.

Heute sehe ich das Ganze mit einiger Skepsis, weil wir in der Zwischenzeit gelernt haben, Prognosen, besonders wenn sie zu genau sind, zu misstrauen und ich in meiner beruflichen Arbeit erlebt habe, dass eine solche Genauigkeit die Chance

für viele Fehler birgt.

Umgekehrt, denke ich, wenn ich damals die Denkweise von Rittel noch besser verstanden hätte und mehr in dieser Richtung gedacht hätte, also systemischer, hätte ich die Problematik meiner Arbeit früher erkannt.

Wir waren aber damals am Anfang dieser Ära und konnten die Fallstricke noch nicht erkennen, zumindest war uns nicht so klar, dass es leicht ist, in einen Determinismus zu verfallen der bei der Arbeit mit der Zukunft nicht hilfreich ist.

Berufsweg nach der HfG

Als ich die HfG verließ, ging ich zur Stadt Darmstadt und habe im dortigen Stadtplanungsamt gearbeitet. Ich war zuständig für Planungsgrundlagen, besonders für die dort anvisierte zukünftige wirtschaftliche Entwicklung.

Nach einem Jahr habe ich geheiratet und bin in die Stadt Winterthur gezogen. Dort war ich im Bauamt als freie Mitarbeiterin angestellt. Ich hatte mich mit stadtplanerischen Fragen zu befassen. In Winterthur wurden meine zwei Kinder geboren.

Nach der Geburt des ersten Kindes habe ich in Teilzeit weiter gearbeitet. Danach wurde ich in den Stab des Stadtpräsidenten berufen und habe in der Organisationsabteilung strukturelle Aufgaben übernommen, z.B. den Aufbau eines Netzes von Stadtbüchereien, Ausstellungen, Tagungen, die Durchführung einer Volkszählung, usw.

Ende 1972 zog ich mit meiner Familie wieder nach Deutschland in die Stadt Kassel. Dort arbeitete ich zunächst im Stadtplanungsamt an der Erneuerung eines Stadtteiles im Osten der Stadt, jedoch wechselte ich nach einem Jahr zu einem anderen Aufgabengebiet: die Regionalplanung. In diesem Bereich war ich

dann den Rest meines Berufslebens tätig.

Ich begann 1974 in der Planungsgemeinschaft Nordhessen und befasste mich im wesentlichen mit landschaftsplanerischen Themen, für die ich mich zwischenzeitlich an Seminaren der Gesamthochschule Kassel qualifiziert hatte.

Bei der Übernahme der Regionalplanung durch das Regierungspräsidium Kassel 1981 habe ich das Dezernat Landschaftsplanung in der Regionalplanung übernommen. Von diesem Zeitpunkt an habe ich wieder Vollzeit gearbeitet.

1988 habe ich das Dezernat für Siedlungsplanung in der Regionalplanung übernommen und konnte wieder als Dezernatsleiterin in meinem ursprünglichem Fach bis zu meiner Pensionierung 2001 arbeiten.

Weitere Tätigkeiten

- 1978 - 1983 Gastdozentur im Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Universität Kassel zur Betreuung von Planungsprojekten.
- 1991 - 1999 Gastdozentur im Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Universität Kassel mit Seminaren zum Thema: „Rechtliche Grundlagen der Regional, Stadt- und Landschaftsplanung“.
- 1994 Beraterin der Architektenkammer Buenos Aires zu Themen der Regionalplanung
- Vorträge zur Praxis der Regionalplanung in Hessen an einer Tagung der Abteilung für wirtschaftliche Entwicklung der IHK in Belfast (Nord Irland)
- 1998 Organisation eines Seminars in der IHK Kassel zum planerischen Umgang mit den Problemen des

großflächigem Einzelhandels.

- 2002 Teilnahme an einer Tagung der Stadt Mauá im Staat Sao Paulo (Brasilien) mit einem Beitrag zur Planung des neuen Stadtteils Unterneustadt der Stadt Kassel.
- 1990-2003 Mitglied im Forum Unterneustadt zur fachlichen Begleitung der Errichtung dieses neuen Stadtteiles in Kassel..
- 2004 Tätigkeit als Senior Expertin zur Beratung der Stadt- und Provinz-Behörden der Stadt Yinchuan in der Autonomen Provinz Ningxia (China) zu Fragen der städtebaulichen Entwicklung
- 2005 Tätigkeit als Senior Expertin zur Beratung der Stadt Mineral de la Reforma in Mexico zu Fragen der städtebaulichen Entwicklung. Konkret ging es darum ein Briefing für die Aufstellung eines verbindlichen Stadtentwicklungsplanes zu konzipieren.

Wie beurteile ich die HfG und die Bauabteilung im Rückblick?

Die Ausbildung in Ulm hat mich qualifiziert, Aufgaben zu übernehmen, für die ich nicht ausdrücklich ausgebildet war. Das war eigentlich das Wesentliche was ich mitgenommen habe.

Sie hat mich mit einem Rüstzeug ausgestattet, mit dem ich fähig war, Aufgaben rational zu strukturieren und auf das Wesentliche jeder Aufgabe zu kommen. Ich habe gelernt, das Wissen das ich brauche, zu suchen und zu finden, vorheriges Wissen zu integrieren und verhältnismäßig schnell den Kern der Aufgaben zu finden. Das mag heute nicht so besonders klingen, weil es in der Zwischenzeit in allen Bereichen selbstverständlich wurde. Dies war damals aber nicht der Fall.

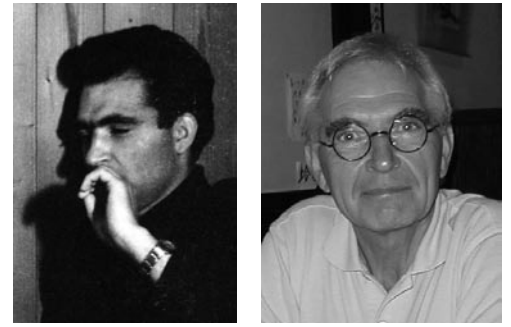
Die HfG Ulm war für mich ein Glücksfall. Mit dieser Aussage meine ich die HfG als Ganzes, nicht unbedingt die Bauabteilung selbst. Hier hätte ich mir eine wesentlich bessere Ausbildung gewünscht, sowohl fachlich wie auch pädagogisch.

r.pfromm@gmx.net

RENATE PFROMM
AM WASSERTURM 12
34128 KASSEL

Industrialisiertes Bauen?

Gerhard Curdes



Warum ich an die HFG und an die „Abteilung Industrialisiertes Bauen“ ging

Es war nicht meine ursprüngliche Absicht, an die HFG zu gehen. Zwar hatte ich die Gründung über einen Bericht in der Bauwelt mitbekommen und mir interessehalber die Unterlagen kommen lassen. Aber diese lagen vielleicht ein Jahr unbeachtet in meiner Ablage.

Als Teil jener Generation, deren Schulbildung durch den Krieg unterbrochen und verändert wurde, fehlten mir die Voraussetzungen für ein Studium an einer Universität. Geboren 1933, hatte ich zum Kriegsende knapp 1 1/2 Jahre das Gymnasium in Freiwaldau¹ im Ostsudetenland besucht, als wegen der herannahenden Front und der einströmenden Flüchtlinge gegen Jahresende 1944 jeglicher Unterricht entfiel. Im Mai 1945 erreichte unsere Mutter mit ihren fünf Kindern zwischen 4 und 12 Jahren nach einer vierwöchigen Odyssee den Heimatort ihrer Eltern im Westerwald (unser Vater war 1944 in russischer Kriegsgefangenschaft gestorben), wo es zunächst keinerlei Einkommen gab, so dass auch das Fahrgeld fehlte, um zum nächsten Gymnasium in Neuwied zu kommen. So schloss ich die dortige Volksschule ab und ging mit noch nicht 14 Jahren in die Lehre als Bau- und Möbelschreiner. Nach dem Abschluss der Lehre und drei Jahren Arbeit als Geselle begann ich 1953 ein Architekturstudium an der Staatlichen Kunstschule in Bremen. Eine Tante hatte mir dies durch das Angebot, bei ihr im Dachboden zu wohnen, ermöglicht. Nach dem Diplom 1956 habe ich als Architekt in verschiedenen Büros gearbeitet und zuletzt als verantwortlicher Projektleiter im Büro von Carsten Schröck den Bau des Gemeindezentrums in Bremen-Hastedt (Auferstehungskirche) von der Detaillierung über die Ausschreibungen und die Bauleitung und Abrechnung bearbeitet. Dabei wurde mir bewusst, wie wenig ich an theoretischen Grundlagen des Entwerfens und des Städtebaus gelernt hatte. Das Angebot, mich für einen

grossen Bürobau für weitere drei Jahre zu binden lehnte ich ab und wollte stattdessen 1959 an die TU Berlin um alles das nachzuholen, was mir fehlte. Prof. Eggeling, der spätere Erbauer der neuen Stadt Wulfen, wollte mich aufnehmen, aber die Zulassungsbedingungen liessen – trotz meines mit Auszeichnung erworbenen Bremer Abschlusses – keine Lücke für gebrochene Bildungsverläufe wie den meinen. „Nun holen Sie in drei Jahren das Abitur nach und dann schreibe ich Sie gerne als Studenten bei Herrn Eggeling ein“ sagte streng und zugleich väterlich fürsorglich der Mann mit den Ärmelschonern, der in der Quästur der TUB die Einschreibungen vorzunehmen hatte. Ich aber hatte Ersparnisse für ein Jahr und nach drei Jahren wäre ich mir mit dann 29 Jahren zu alt vorgekommen, nochmals von vorn anzufangen. So entsann ich mich der HFG, obwohl mich „Industrialisiertes Bauen“ eigentlich nicht interessierte.

Ich beschreibe dies hier so ausführlich, weil sich aus der jeweiligen Vorgeschichte der Studierenden an der HFG ein Teil ihrer Erwartungen und späteren Verhaltensweisen – und so auch meine – verstehen lassen.

Wie ich die HFG erlebt habe

Zunächst war ich verwundert, dass ich überhaupt aufgenommen wurde. Denn mir war klar, dass ich die Voraussetzungen, wie sie im anspruchsvollen Fragebogen gefordert wurden, nur teilweise erfüllen konnte. Warum aber wollte ich unbedingt noch einmal studieren? Grund war nicht nur der Mangel an theoretischen Kenntnissen aus meinem ersten Studium. Es war auch der Mangel an grundlegendem Wissen und Bildung, den eine Volksschule auf dem Dorf mit vier Klassen gemeinsam in einem Raum zwangsläufig hinterlassen musste. Ich wollte nicht nur meine fachlichen Lücken schliessen, sondern einen besseren Zugang zu Literatur, Wissenschaft und

„Weltverständnis“ bekommen.

Der Weg von der Endhaltestelle der Strassenbahn zum Kuhberg, entlang an Schrebergärten mit reifen Äpfeln war ein Annäherung an die württembergische Art. Dann sah ich das Schulgebäude zum ersten Mal real vor mir. Dass das Gebäude an einem Parkplatz begann irritierte mich. Frau Rösner, die Schulsekretärin, empfing mich freundlich und half bei der Zimmersuche. Ich kam in einem Privathaus in der Nähe der Endhaltestelle der Strassenbahn unter, in dem noch andere der neuen Studenten wohnten. Dort traf ich Karlheinz Allgayer aus Mannheim, mit dem ich mein ganzes Studium über eng zusammen arbeiten sollte und mit dem ich heute noch befreundet bin. Die Zeitungsecke in der HFG war der erste Zufluchtsort der Neuen, kritisch beäugt von den älteren Studierenden. Das Gebäude, das jeder zuvor vom Schulprospekt als Luftbild kannte, sah ich nun von innen: Der Boden aus Naturbitumenplatten und der als Teppich sich über die Treppen ziehende schwarz-weiße Terrazzobelag, die ungestrichenen Fenster, kein Produkt reiner Sparsamkeit, sondern Gestaltungsabsicht – um 1969 wuchsen dann erste Pilze zwischen den Doppelfenstern – die unbehandelten Deckenbretter, der rohe Beton drückten einen Willen zum Einfachen aus, dem sich niemand verschliessen konnte. Zugleich schien das Gebäude diszipliniert und meisterhaft in die Topographie eingefügt zu sein. Alles war auf eine unaufgeregte Weise selbstverständlich und doch von unerhörter Raffinesse, die sich erst mit der Zeit erschloss. Die Komposition aus Wohnturm, Ateliers, Mensa mit der geschwungenen Frühstücksbar – die ein „barockes“ Element der Lebensfreude in den ansonsten strengen Formenkanon brachte, Zeitungsecke, Bibliothek und Verwaltung, Arbeitsräume und Werkstätten waren um einem internen Weg organisiert, der für das Zusammenleben zahlreiche und häufig auch konstruktive Kontakte brachte. Kurz, ein Gebäude, von dem man viel über Architektur, Komposition, Ein-

fachheit und Haltung lernen konnte. Es hat uns alle, glaube ich, stark beeinflusst. Vor diesem Hintergrund war für mich der „ortlose“, auf den Entwurf von Bausystemen reduzierte Ansatz der Bauabteilung um so unverständlicher.

Grundlehre

Die Grundlehre war zunächst ein Wiedereinstieg in elementare Übungen. Am Anfang war ich wohl etwas überheblich und fand Aufgabenstellungen, wie z.B. die Übung „Schrift“ von Otl Aicher, als unter meiner „Würde“, weil ich solche Übungen schon sechs Jahre zuvor zu Beginn meines Studiums an der „*Staatlichen Kunstschule Bremen*“ gemacht hatte. Aber ich akzeptierte auch, dass dies nicht für alle Studierenden galt und die Grundlehre die unterschiedlichen Voraussetzungen ausgleichen sollte. Letztlich überwog das Interesse am grundlegenden Charakter vieler Übungen, deren Anliegen das Einüben in systematisches Denken und Erfinden war. Besonders beeindruckte mich, wie viele unterschiedliche Lösungen es für eine einzige Aufgabenstellung bei den Studierenden der Grundlehre gab. Dies war für mich eine überzeugende Demonstration gegen den in der Architektur – auch heute wieder, – vorherrschenden Glauben an die Kreativität als alleinige Lösungsmethode, die weniger auf einer soliden Analyse als auf der Vorstellung des genialischen Entwerfers beruht. Nachdem ich mich bei einer früheren Veröffentlichung zur Bauabteilung² mit der Didaktik an der HFG beschäftigt hatte, wurde mir noch deutlicher als zuvor, dass den Grundlehreübungen sorgfältige didaktische Überlegungen zu Grunde lagen, deren Anliegen es war, beim Prozess der Lösungssuche ganz unterschiedliche Fähigkeiten zu trainieren: Kombinatorik, Minimalisierung, Vereinfachung, logisches und elementares Denken. Es wurden je nach Übung zeichnerische, graphische, mathematische oder topologische Methoden eingeübt. Heute denke ich, dass für die Grundlehre eine uni-

versale Didaktik entwickelt worden war, die in ihrer formalen und thematischen Vielfalt immer noch vorbildlich erscheint und wohl an kaum einer Schule je wieder so erreicht wurde. Dies gilt zumindest für die Zeit von 1958–1961. Auch die grafisch-systematischen Übungen, die Thomas Maldonado und in seiner Folge William S. Huff anwandten, gehören in diese Kategorie. Kurz, trotz meiner Vorkenntnisse haben mich die Übungen auf die Probe gestellt und Fähigkeiten des voraussetzungslosen Denkens entwickelt, die ich auch heute noch nutze.

Ein unausgesprochenes Dogma wurde in der Grundlehre bald deutlich: Die HFG wollte nicht als eine andere Form von „Kunstschule“ missverstanden werden. Ich erinnere mich an Mitstudierende, denen die Ausblendung freier Formgebung, der formal und auch im Gebrauch von Farbe reduktionistische, ja klösterlich strenge Ansatz sehr missfielen und die dann nach der Grundlehre die HFG auch verließen. Es gab von Einzelnen Auflehnung gegen diese formale Strenge, wie den roten Avery-Punkt, den Karheinz Allgayer aus Protest gegen das „Farbverbot“ an ein Fenster geklebt hatte, – woraufhin er von Otl Aicher schriftlich! zu dessen Entfernung aufgefordert wurde. Wir haben die ästhetische Strenge, die zur Formung einer Identität ja wichtig war und für die es auch heute an vielen Schulen wieder gute Gründe gäbe, nicht konzeptionell erklärt bekommen. So habe ich dieses indirekte Tabu als Preis der Zugehörigkeit erlebt und akzeptiert – obwohl ich es zugleich als eine Verarmung empfand. Mit Staunen blicke ich jetzt auf diesen Anpassungsprozess, den meine Unterlagen dokumentieren: Kleinschrift, halbseitiges Spaltenlayout der Texte, Weiß und Grau als Farben, strenges geometrisches Formenvokabular. Heute denke ich, dass die Schule auch einen Preis für diesen Reduktionismus bezahlt hat: Sie verlor einen Teil der formal kreativen Studenten und sie hat das Feld der Auseinandersetzung zwischen einem systematisch wissenschaftlich

geprägten Entwurfsverständnis und dem auch die Intuition akzeptierenden künstlerischem Zugang – zumindest in meiner Zeit – nicht bearbeitet. Gerade in einer pädagogisch gepflegten Konkurrenz hätten die Stärken und Schwächen beider Methoden deutlich werden und damit kultiviert werden können. Nun trifft dieses Argument nicht für alle Abteilungen der HFG zu. In der „Abteilung Visuelle Kommunikation“ wurde durchaus von Bildern und Wirkungen und von einem modernen Verständnis vom Bild und dessen kultureller Assoziation und Wirkung ausgegangen. Hier konnte somit die vielgestaltige und ästhetisch undisziplinierte Wirklichkeit wenigstens bis zu einem gewissen Grad als Gegenstand der Auseinandersetzung in die Schule eindringen. Dies schien mir aber eher eine Ausnahme von der Regel zu sein.

Ganz gegen die Regel formaler und inhaltlicher Strenge verhielt sich Professor Hermann von Baravalle. Gekleidet im immer gleichen dunkelblauen Blazer mit Goldknöpfen, Schlips und weissem Hemd, waren alle seine Veranstaltungen von einer inneren Heiterkeit begleitet. Er gab in darstellender Geometrie Aufgaben, die es erlaubten, aus einer Grundformel geometrisch bestimmte Figuren zu entwickeln, wie Parabeln, Ellipsen, komplexe Kreisformen, die Spass an Formen erzeugten und die – exakt gemacht – fast „Kunstwerke“ wurden, die heute einen Handelswert hätten – oder haben. Es war unter dem Deckmantel der Geometrie so etwas wie die stille Einführung eines Ornamentersatzes in die Schule und auf Erwachsene angewandte Waldorfpädagogik³.

Schon an diesem Beispiel sieht man, dass die HFG in der Grundlehre eine Theorie der Gestalt benötigt hätte. Hilfsweise hätte es auch eine über den Zusammenhang von Form und Funktion sein können. Folgt die äußere Form zwingend aus der Funktion – oder der Konstruktion – oder handelt es sich um eine wenigstens zum Teil selbständige Ebene? Geht

das entwerfende Denken von Funktionen aus oder nutzt es auch spontane Ideen? Denn die äußere Form ist ja nicht nur Resultat sondern auch Botschaft! Sie ist Träger von Informationen zum Produkt, aber auch Produkt einer Kultur! Aber an Diskussionen, wie man zur Form kommt, wenn die Funktion sie nur wenig determiniert, kann ich mich nicht erinnern.

Als abschreckendes Beispiel stand uns natürlich Raymond Loewys⁴ Buch „Hässlichkeit verkauft sich schlecht“⁵ vor Augen, in dem die äußere Form vor allem ein Aspekt des Marketings war (Raymond Loewy gehörte zu den Begründern des amerikanischen Streamline-Stylings). Heute hat sich die äußere Form weitgehend dem Marketing untergeordnet – z.B. das gegenwärtig modische „Retrodiesign“ der Autos – und insofern hat sich scheinbar die von Loewy vertretene Richtung durchgesetzt⁶.

Trotz allem habe ich die Grundlehre in guter Erinnerung, weil sie methodisch ein Rüstzeug zur Einarbeitung in ganz unterschiedliche Aufgaben vermittelte.

Abteilung Industrialisiertes Bauen

Die Abteilung Stadtbau gab es nur im Schulprospekt – in meiner Zeit traf ich noch nicht einmal auf Spurenelemente dieser ursprünglichen Idee. Es gehört zu den für mich selbst ungeklärten Fragen, warum ich nach der Grundlehre nicht etwa in die Produktgestaltung wechselte, sondern in die „Abteilung Industrialisiertes Bauen“ ging, obwohl mich das Programm dieser Abteilung nicht anzog. In der Kopie meiner Bewerbung stand sogar zunächst Produktgestaltung! Es war wahrscheinlich die schon mit meinem ersten Studium und mit meiner Tätigkeit als Architekt getätigte „Investition“, die mich wohl letztlich dazu bewog, in diese Abteilung zu gehen. Die ersten zwei der uns gestellten Aufgaben machten noch etwas Spass, da es für mich ein neues Thema war, Bausysteme

zu entwickeln. Aber schon bei der dritten Aufgabe meuterten einige von uns. Wir verweigerten uns unserem Abteilungsdozenten Herbert Ohl (geb.1926) und setzten schließlich eigene Aufgabenstellungen und einen neuen Dozenten – Rudolf Doernach (geb.1929) – durch, den wir zwar nicht vorher kannten, der aber die Aufgabe bekam, diese unruhige Gruppe zu befrieden. So retteten wir uns mit Aufgaben um Herbert Ohl⁷ herum durch die Zeit. Interessant fand ich die Arbeit mit dem Soziologen Wolfgang Schütte, mit dem wir eine soziologische Untersuchung zur Struktur des Dreisamtales bei Freiburg machten, die uns zum ersten mal mit Kategorien der Raumerfassung (und mit dem Weinbau am Kaiserstuhl) in Verbindung brachte. Dennoch blieben ich und einige andere unzufrieden, was ich heute als intellektuelle Unterforderung und auch als geistige „Dürre“ im Ansatz der Bauabteilung deute.

Da das Studium ohne finanziellen Rückhalt nicht leicht zu finanzieren war, entstanden natürlich genau jene Ansprüche an ein effektives Lehrprogramm, die gegenwärtig als Auswirkung von Studiengebühren erwartet werden: Diejenigen von uns, die ein abgeschlossenes Ingenieur- oder Architekturstudium hatten, erwarteten spezifische Veranstaltungen, die das Vorwissen voraus setzten und nicht eine Wiederholung. Deshalb protestierten wir gegen Veranstaltungen wie Bauphysik oder Technischer Ausbau, wenn sie nicht auf die speziellen Fragen des industrialisierten Bauens eingingen. Dies besserte sich erst mit dem Lehrauftrag an Konrad Weller, der ein Fachbuch zum industriellen Bauen⁸ verfasst hatte und dementsprechend eine zielgenauere Lehre machen konnte.

Einen systematischen Überblick über die vorhandenen Bausysteme und die bis dahin ungelösten Fragen des industrialisierten Bauens musste man sich selbst erarbeiten oder aus Lehrbüchern entnehmen. Die damals schon entwickelten und in Frankreich und in der DDR und

in Russland angewandten Systeme der Großplattenbauweise (Camu u.a.) fanden wir abschreckend. An einer weiteren Verbreitung oder Optimierung jener gestaltungslosen, nur aus Reihung und Stapelung entstandenen Gebäude wollte ich nicht mitwirken. Auch Ohl hatte diesen Weg für sich abgelehnt und versuchte mit seinem Institut, gefördert von der Aluminium-Industrie, die Entwicklung eines „Universalen Bausystems“ aus Aluminium-Sandwichplatten. Die Nutzungsempfindlichkeit der auf Mattglanz gebürsteten Aluminiumplatten, ihre nicht vorhandene Wasserdampf-Aufnahmefähigkeit, ihre schwierige Verbindung untereinander durch ein Neoprenprofil führten bei den Praktikern von uns zu sehr kritischen Kommentaren, die sich dann bei der ersten Montage einer Raumzelle auch mehr als bewahrheiteten, als es nämlich nicht gelang, einen Vierecksknoten von Platten zu montieren, weil die Reibung des Neoprens und die Passungenauigkeiten einfach zu groß waren. Ein Reinfall für ein Konzept, dessen einziger realer Beitrag zum Thema „Industrielles Bauen“ am Ende bestechend schöne Fotos waren.

Einige Studierende aus unserem Jahrgang⁹ hatten anstelle einer Abteilungsaufgabe mit Zustimmung Ohls am Internationalen Wettbewerb des Tankstellenkonzerns „AVIA – International“ zur Ideenfindung für ein „Einheitliches Tankstellensystem“ teilgenommen. Unsere Gruppe erhielt den zweiten Preis, während das Team von Herbert Ohl leer ausging. Dies hat uns darin bestärkt, fortan unseren eigenen Weg zu suchen.

Spots

Fasching 1960

Die Neulinge müssen die Dekoration entwerfen und die Party organisieren. Natürlich muss es etwas Originelles sein. Ich schlage vor, fehlgepresste Büchsen an die Decke zu hängen. Das ist „ulmisch“. Wir bekommen hundert oder mehr grosse frische Büchsen, die unter schwarzem

Tuch bei blauen Spots metallisch reflektieren. Anerkennung von den „Alten“.

Weimar 1961

Der Brecht-Assistent Dr. Bunge (Ulmer Theater) kommt mit einer Offerte zur Teilnahme an den Ost-Jugendfestspielen 1961 in Weimar. Aufenthalt auf Kosten der DDR. Eine grössere Gruppe fuhr hin. Wir sahen Mutter Courage mit Helene Weigel, trafen sie abends – zusammen mit Arnold Zweig – im „Hotel Elephant“, und verliessen unter Protest den Saal des Jugendtreffens, als man uns als offizielle Delegation Westdeutschlands begrüßte. Auf dem Rückweg empfängt uns die Politische Kriminalpolizei an der Westgrenze.

Sommerakademie Salzburg 1962

Vier Wochen mit Karlheinz Allgayer an der Salzburger Sommerakademie. Wir wollten unbedingt Konrad Wachsmann erleben. Er betreute den Architekturkurs, Fred Hochstrasser war sein Assistent. Wir erlebten einen begnadeten Pädagogen, der uns bis in die Nacht in Gruppenkonkurrenzen gegeneinander antreten liess, während „Jedermann“ gegenüber auf der Freitreppe starb. Wir sahen Otto Kokoschka – der auf der Burg den Malkurs gab – abends, wenn wir hungrig und müde nach etwas Essbarem Ausschau hielten, mit seiner jungblonden Partnerin – auch Wachsmann hatte was Blondes um sich – im Edelrestaurant opulent speisten. Wachsmann versprach uns Kopien von unseren Entwürfen. Wir haben nie wieder etwas davon gesehen. Einzig das Modell der Diplomarbeit unserer Karlsruher Kollegen gibt eine Ahnung von unserem „universalen“ Aluminium-Bausystem aus Strangpressprofilen, die sich zu Trägern und Stützen beliebig addieren liessen (s. Seite 96).

Pfingsten zum Skifahren

„Auf dem Pizol liegt Neuschnee!“ Marcel Herbst animierte einige Studenten, den überraschenden Schneefall auf dem Pizol zu nutzen. Mit zwei Autos hin, mit der Seilbahn hinauf. Achim mit der Olivetti-

Kofferschreibmaschine versinkt auf dem Weg zur Hütte dauernd. Er muss noch ein Referat schreiben! Dann, die erste Tour, es zieht schon Nebel auf. Der Wirt: „Aber geht's bitte rechts von dem Hügel vorbei, links ist's gefährlich“. Wir folgen treulich dem selbstsicheren Marcel, der sich ja auskennen muss, links von dem Hügel. Bis wir zwischen unseren Beinen 200 Meter tiefer das Tal sehen. Zum Umkehren zu spät, helfen nur noch getrennte Spuren, damit das Schneebrett nicht losgeht. Mit uns ein blutiger Anfänger. Wir überleben! Der Wirt tobt. Am nächsten Tag vor dem Frühstück Aufstieg auf einen unberührten Berg, von dessen Flanke wir jubelnd abfahren. Als die ersten Touristen kommen, ist der Schnee schon weich.

Der „OUTPUT“

Neben den fachlichen Auseinandersetzungen wurden für mich und einige andere die fehlende innere Diskussion an der HFG zu einem Problem. Wir vermissten einen selbstkritischen, konstruktiven Dialog zwischen den Lernenden und Lehrenden über grundlegende Fragen der Ästhetik, der Moral des „Machens“, mit der sich Otl Aicher später sehr beschäftigt hat – oder auch über die inneren Fragen der HFG-Politik und Lehre. Wir stellten an uns selbst jene Anforderungen der „Zivilcourage“¹⁰, die John F. Kennedy und der progressive innerdeutsche Dialog der neuen Generation abforderte: Meinungen zu entwickeln und diese auch öffentlich zu vertreten. So kam es dazu, dass sich mehrere Studierende – am Ende blieben sechs¹¹ übrig – zusammenfanden, und als Plattform eines hochschulinternen Dialogs die Studentenzeitschrift „OUTPUT“ gründeten mit der ersten Nummer vom März 1961. René Spitz wertet diesen Schritt im Zusammenhang mit den anwachsenden internen Problemen an der HFG so: „Und schließlich hatte ein Teil der Studentenschaft gewißheit darüber erlangt, dass die Studienrealität den Anspruch der HFG-selbst-

darstellung (wie er z. B. in den Fragebögen an die Bewerber zum Ausdruck kam) nicht einlöste. Ihr Unbehagen schlug sich in der Gründung der Studentenzeitschrift *output* nieder“¹². Ich war von Anfang an dabei und im Rückblick muss ich sagen, dass ich dabei Entscheidendes gelernt habe: Mitstreiter suchen, sich selbst und andere motivieren, Texte verfassen, Buchrezensionen schreiben, Spenden besorgen, sich um ein Erscheinungsbild kümmern. Die äußere Form der ersten Nummern war mehr als bescheiden und strotzte von Fehlern. Es gelang uns nicht, eine unseren eigenen Ansprüchen genügende Drucktechnik zu finanzieren. So wurde die Auflage auf Vervielfältigungsmatrizen aus Wachs, die auch noch jede Korrektur optisch betonten, hergestellt. Klar, dass in einer Institution, die soviel auf die Ästhetik der äusseren Form gab, ein – trotz unserer Mühe – formal so liederliches Produkt von den letztlich Angesprochenen nur mit Schweigen kommentiert wurde. Dennoch hat der *Output* von 1961 bis 1964 fünfundzwanzig Ausgaben erlebt, dabei Redaktion und Form mehrmals gewechselt und sicher zur inneren Diskussion beigetragen. Heute ist der *OUTPUT* eine wichtige Quelle.

Gestalter versus Theoretiker

In den Jahren 1960–62 entstanden Streitigkeiten zwischen Rektorat und einzelnen Festdozenten, die einige von uns, auch mich, zu einer Positionierung zwangen. Als eine neue Rektoratsverfassung diskutiert wurde, die nur „Gestalter“ als Rektoratsmitglieder zulassen sollte, ergriffen die Studierenden und wir als Redaktion Partei für eine Beibehaltung der bisherigen Praxis. Wir widmeten eine Sondernummer des *OUTPUT* der Kritik an dem Verfassungsprojekt und veröffentlichten einen eigenen Verfassungsvorschlag der Studenten¹³. Natürlich hatten wir keinen Erfolg damit, aber wir bekamen Erfahrung, wie sich Beziehungen verändern, wenn man

öffentlich Einfluss nimmt und sich mit seinen Auffassungen exponiert. Letztlich vertiefte der Vorschlag die Krise anstatt sie lösen zu helfen. Als nämlich Karlheinz Allgayer und Klaus Pfromm als Studentenvertreter das Sonderheft zur Verfassungsänderung dem gerade tagenden Rektoratskollegium überreichten, lehnte der zufällig anwesende Stiftungsvorsitzende Thorwald Risler es ab, dieses auch nur zur Kenntnis zu nehmen¹⁴.

In der Schule war durch die nicht offen ausgetragene pädagogische Auseinandersetzung eine ungeheure Spannung entstanden. Eines Tages rief Hanno Kesting in sein Büro und befragte mich, was ich von den pädagogischen Konflikten und den Meinungen dazu unter den Studenten wisse. Ich war offenbar nicht gut informiert. Zum Schluss rief er, „*Curdes, Sie wissen ja gar nichts*“, schenkte mir spontan die gesammelten Werke von Heinrich Heine – für die er keine Verwendung mehr habe – und complimentierte mich hinaus. Es gab einige Zeit vor dieser Diskussion einen weiteren Vorgang, den ich nie vergessen werde: Um auf die Qualität der Lehre Einfluss zu nehmen, hatten wir als Redaktion die in Deutschland wohl erste Lehrbewertung organisiert. Jeder Studierende erhielt einen Fragebogen, in dem er die Lehrenden nach dem Inhalt und der Form seiner Lehre bewerten konnte. Als ich gerade dabei war, die Fragebogen für den nächsten OUTPUT auszuwerten, suchte mich der damalige Rektor, Dozent Gerd Kalow auf und fragte, ob wir denn mit unserer Publikation die Wahl des Rektorats beeinflussen wollten? Diese Absicht lag uns völlig fern, wir wollten damit keine aktuell anstehenden Wahlen beeinflussen. Wenn dies nicht unsere Absicht sei sagte er dann, wäre es doch sinnvoll, die Auswertung auf die Zeit nach der Wahl zu verschieben. Und damit zwischendurch nicht dem Rektorat schlecht Gesinnte aus den Fragebogen verzerrte Ergebnisse in Umlauf brächten, schlage er vor, die Fragebögen solange in einem

Safe des Rektorats zu verschliessen, und sie nach der Wahl auszuwerten. Nach einer kurzen internen Beratung stimmten wir zu. Bis zur Wahl vergingen einige Wochen und danach waren wir mit anderen aktuellen Problemen so beschäftigt, dass es nie zu einer Auswertung und Publikation der Ergebnisse gekommen ist. Sie hätten vielleicht Basis für eine gemeinsame Diskussion über Qualitätsvorstellungen der Studierenden an der HFG sein können.

Resümee

Profitiert habe ich von dem wachen, dem eher restaurativen Klima der Bundesrepublik an der Wende von den 50er zu den 60er Jahren, weit vorausseilenden fachlichen, geistigen und politischen Dialog. Wir konnten in den Mittwochseminaren bedeutende Persönlichkeiten kennen lernen: wortgewaltige Gesellschaftschirgen wie Walter Jens, grosse Namen aus Wissenschaft und Gesellschaft. Wir bekamen ganz nebenbei in den Mittwochseminaren Massstäbe geliefert! Die Zeitungsecke mit Tages-, Wochen- und Monatsblättern von rechts bis links, von der „FAZ“, der „Welt“, der „Zeit“ bis zum „Neuen Deutschland“ aus der DDR und dem jüdischen „Aufbau“ aus New York, lehrte uns vergleichendes Lesen, die Diskussion mit den Mitstudenten über aktuelle Vorgänge bildete Meinung, die enge Verzahnung mit dem Ulmer Theater, den Regisseuren und Schauspielern – z.B. dem Brecht-Zyklus von Peter Palitzsch, Hannelore Hoyer, dem Brecht-Assistenten Bunge – liessen uns an jenen kritischen Bewegungen teilnehmen, die später zu dem Kulturbruch von 1968 führen sollten. In Ulm wurde ich im besten Sinne des Wortes „politisiert“. Damit meine ich die selbstverständliche Anteilnahme an den politischen und gesellschaftlichen Prozessen und das Bewusstsein, dass man sich einmischen kann und einmischen soll.

Wichtige Studienarbeiten

Karlheinz Allgayer und ich hatten – weil unsere finanziellen Mittel aufgebraucht waren – ein Thema gesucht, für das es eine finanzielle Förderung gab. Unser Dozent Doernach knüpfte Kontakte zu den Chemischen Werken Hüls in Marl, die eine Diplomarbeit zum Einsatz von glasfaserverstärkten Kunststoffen im Bauen unterstützen wollten. Wir entwickelten einen Marktüberblick über den Einsatz von Kunststoffen beim präfabrizierten Bauen und den Prototyp eines Fassadensystems aus glasfaserverstärktem Polyester, dessen 1:1 Modell wir in der Holz- und Kunststoffwerkstatt bauten. Bei dieser Arbeit haben wir systematisch die insbesondere bei Rittel gelernten Methoden angewandt. Es war ein Prozess des forschenden Lernens, in dem wir von der Literaturanalyse, dem Produktvergleich, der breiten Suche nach unterschiedlichen Lösungsrichtungen schließlich zu der gewählten Konstruktion kamen. Ein grosses Lob in diesem Zusammenhang für die zwar kleine, aber aktuelle Bibliothek unter Leitung von Andrea Schmitz und Gertrud Bäumler. Auch der Besuch in Marl, die Präsentation von Zwischenergebnissen und die Abstimmung von Lösungsdetails mit einem der Direktoren waren wichtige Erfahrungen für uns. Es mag etwas erstaunen, dass ich, obwohl ich dem Industrialisierten Bauen doch kritisch gegenüberstand, letztlich ein solches Thema gewählt habe. Es war einfach ein pragmatischer Schritt, das Studium mit einem – wenn auch wenig geliebten Thema – endlich mit dem Diplom zu Ende zu bringen. Ich wusste, dass ich das Diplom brauchte und nur deshalb habe ich an der HFG vier Jahre durchgehalten. Danach habe ich nie mehr etwas mit industrialisiertem Bauen zu tun gehabt – und auch nicht zu tun haben wollen.

Einfluss von Dozenten, Themen, Veranstaltungen

Ich habe besonders von der Lehre Horst Rittels (1930–1990) profitiert, der ein zunächst anwendungsfernes Grundgerüst analytischen und handlungsorientierten Vorgehens vermittelte, welches sich aber universell einsetzen liess. Wir haben das am Anfang mehr geahnt als verstanden. Einmal holten wir Horst Rittel in unsere Arbeitsgruppe und wollten konkrete Entscheidungshilfen für einen strittigen Schritt. Als er uns dabei nicht helfen konnte, waren wir schon etwas enttäuscht. Später haben wir dann verstanden, dass er keine Rezepte, sondern Denkstrukturen vermitteln wollte. Wir haben ihn bewundert, wenn er manchmal nach einer langen Nacht der Vorbereitung – mit viel Rotwein – etwas schwankend vor uns stand, und nach einer kurzen Warmlaufphase brillante und witzige Vorlesungen hielt. Er war ein begnadeter Pädagoge.

Hanno Kesting's (1925–1975)¹⁵ Vorlesungen zur Geschichte der Industriegesellschaft öffneten uns den Blick für die Zeit des Umbruchs, in der wir lebten. Die Arbeiten der „Sozialforschungsstelle der Universität Münster“, an der ein Teil der späteren Ulmer Lehrer, wie Horst Rittel, Rainer Mackensen, Wolfgang Schütte und auch Lucius Burckhardt gearbeitet hatten, erschlossen uns die soziale Dimension der industriellen Arbeitswelt und der Städte.¹⁶ Die Buchbesprechungen im Output waren ein guter Anlass, Themenfelder genauer durchzuarbeiten. Von Rudolf Doernach – der eine Zeit lang bei Buckminster Fuller¹⁷ gearbeitet hatte – haben wir eine lustbetonte Herangehensweise gelernt, die auch für Spontaneität offen war. Er war einer der ersten der in ökologischen Zusammenhängen denkenden Lehrer – der z.B. sein aus Sandwichplatten in der Form eines hyperbolischen Paraboloids konstruiertes experimentelles Wohnhaus in Herrenberg mit einem kleinen Braun-Warmluftheizer heizte, um die aufwändige Installation

einer Heizung zu sparen – und später in einer Art autarkem „Gewächshaus“ bei Stuttgart lebte. Diesen Themen ist er bis heute treu geblieben.¹⁸ Ihm waren Funktion und Nachhaltigkeit wichtiger als die äussere Ästhetik eines Gebäudes. Er hat den Begriff „Biotektur“ geprägt, eine Verbindung von biologischem und architektonischem Denken und Sprüche dieser Art hinterlassen: „Wer eine Organisation gründet, sichert die Verhinderung ihres Zwecks“. „Je weniger intelligent ein Mensch, für um so dümmer hält er Tiere“.¹⁹

Von Wolfgang Schütte und Rainer Mackensen haben wir statistische Methoden, sozialräumliche Analytik und die Grundlagen der Demographie gelernt, mit denen wir eine Brücke zur Raum- und Stadtanalyse bekamen. In der Grundlehre waren es insbesondere Prof. Hermann von Baravalle, Anthony Frøshaug, Horst Rittel und Thomas Maldonado, von denen ich Anregungen durch die Art ihrer Aufgabenstellungen bekam. In den Werkstätten waren es Christian Staub und Wolfgang Siol, die uns das Einmaleins des Fotografierens und Entwickelns beibrachten.

So wichtig wie diejenigen Personen und Veranstaltungen, die mich positiv beeindruckten, waren sicher auch jene, die ich damals negativ bewertete. Denn mit der innerlichen Zustimmung oder Ablehnung bildeten sich subjektive Kriterien für den eigenen Lernweg heraus. Diese überaus vielgestaltige und bunte „Ulmer“ Realität wirkt im Rückblick auf mich wie ein Sauerteig. Sie brachte ein kreatives, von vielen Einflüssen durchwirktes Milieu zustande, von dem ich profitierte und in dem ich mich entwickeln konnte.

Prägungen die ich mitgenommen habe

Die stärkste Prägung bekam ich durch die Kultur des Abstrahierens und des grundlegenden Lösungsdenkens, das sich von der Grundlehre an durch alle Abteilungen der HFG zog. Dies war der

„Basso continuo“ der HFG. Aber um daraus etwas zu machen, brauchte es auch Methoden. Diese wurden – wie erwähnt – insbesondere durch Horst Rittel vermittelt – der nur drei Jahre älter war als ich. Er hat in seinen grundlegenden Vorlesungen²⁰ bei uns ein Verständnis für Prozesse, Regelkreise, Rückkopplungen, für die Komplexität von Zielfindungs- und Planungsprozessen angelegt.

Wir lernten eine Metasprache zur Strukturierung von Aufgaben und ihren Lösungswegen und zur Organisation der Teamarbeit. Dies waren begriffliche Werkzeuge, mit denen ich später in der Handelsforschung, in der Stadt-, Regional- und Landesplanung schnell diskussionsfähig wurde. Von Rittel habe ich gelernt, Phänomene auf ihren Wesenskern zu reduzieren, begriffliche Ordnungssysteme aufzubauen und mich an ganz verschiedene Sachgebiete heranzutrauen. Dies ist aus meiner Sicht die grösste Mitgift, die die damalige HFG ihren Studierenden mit auf den Weg gegeben hat. Ich hatte mich später innerhalb von weniger als einem Jahrzehnt, von 1964 – 1971, in nicht weniger als vier fachlich doch sehr verschiedene Berufsfelder einzuarbeiten: beim Institut für Gewerbebetriebe im Städtebau in Köln, beim Planungsstab des Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, als Dozent am Institut für Umweltplanung Ulm (IUP), der Nachfolgeinstitution der HFG, und schliesslich am Lehrstuhl und Institut für Städtebau und Landesplanung in Aachen.

Berufsweg nach der HFG

Als eine Auftragsarbeit nahm ich aus der HFG ein ursprünglich an Karlheinz Allgayer herangetragenem Forschungsthema mit: die Diskussion um Flächenkennzahlen zur Einplanung von Folgeeinrichtungen im Städtebau für den Flächennutzungsplan Freiburgs aufzuarbeiten. Bei den Recherchen in der Bibliothek des Instituts für Raumforschung und

Landeskunde²¹ in Bad Godesberg stiess ich auf ein neu gegründetes Institut, das sich dieser Aufgabe für den Handel widmete. Von dort erhielt ich ein Angebot zur Mitarbeit. Von 1964–1967 war ich dann Gruppenleiter Städtebau im Institut Gewerbebetriebe im Städtebau INGESTA in Köln, einem Tochterinstitut der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels. Dort habe ich den Bereich Stadt- und Regionalforschung aufgebaut und u.a. zwei große Untersuchungen zu den Kundenströmen und zur Zentrenstruktur des Ruhrgebietes durchgeführt und einige Beiträge zum Thema publiziert und kam dadurch mit der wissenschaftlichen Diskussion in Raumordnung, Regionalplanung, Stadtplanung und Regionalforschung in Kontakt. So wurde ich dann 1966 Gründungsmitglied der Gesellschaft für Regionalforschung (Deutsche Sektion der Regional Science Assoziation – GFR) und war von 1968–1970 deren wissenschaftlicher Sekretär. Von 1967–1969 war ich Mitglied im Planungstab des Ministerpräsidenten von Nordrhein– Westfalen. Wir haben dort das Entwicklungsprogramm Ruhr (1968) und das Nordrhein–Westfalen–Programm (1970) erarbeitet.

Von 1969–1971 war ich Dozent am Institut für Umweltplanung Ulm der Universität Stuttgart, der Nachfolgeinstitution der HFG, um den unbetreut gebliebenen Studenten einen Abschluss zu ermöglichen. Und von 1971–1998 schliesslich war ich ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für Städtebau und Landesplanung an der Rheinisch–Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. In dieser Rolle konnte ich aus der HFG nur die Fähigkeit zum strukturierten Herangehen an neue Aufgaben verwenden. Der Verzicht auf die „Geschichte“ wie in der HFG auf liess sich nun nicht mehr durchhalten. Städtebau ohne Kenntnis der örtlichen und überörtlichen Stadtbaugeschichte ist unmöglich. Ich musste daher die gesamte Stadtbaugeschichte nachholen und mich in die städtebauliche Profession fast völlig neu einarbeiten.

ten. Dazu gehörte auch die Kommunalpolitik.

Von 1972–1980 konnte ich als „Sachkundiger Bürger“ im Bau- und Planungsausschuss der Stadt Aachen Erfahrungen in der Praxis kommunaler Entscheidungsprozesse sammeln.

1976–1977 war ich Abteilungsleiter der Abteilung Architektur.

1979 erhielt ich einen Ruf auf den Lehrstuhl für Stadt- und Regionalplanung an der Technischen Universität Berlin (abgelehnt).

1980 Berufung in die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung.

1986–1990 1. Vorsitzender der Gesellschaft für Regionalforschung.

1986–1992 Mitglied des Senats der RWTH Aachen.

1992–1994 Dekan der Aachener Architekturakademie.

Seit 1998 emeritiert.

Zur Zeit baue ich ein Internetportal zur Stadtgeschichte Aachens auf (<http://stadtgeschichte.isl.rwth-aachen.de>) und bin Mitglied des Arbeitskreises Denkmalpflege bei der Stadt Aachen sowie „Sachkundiger Bürger für Denkmalpflege“ im Ausschuss für Stadtplanung der Stadt Aachen.

Wie beurteile ich die HFG und die Bauabteilung im Rückblick?

Industrielles Bauen als Ablösung des handwerklichen Bauens hat sich nicht auf breiter Front – so wie es damals beabsichtigt wurde – durchgesetzt. Verbreitet ist jedoch das Bauen mit Halbfertigteilen, insbesondere bei grösseren oder sich wiederholenden Bauten. Die Idee, die Konrad Wachsmann und in seiner Folge Herbert Ohl in Ulm vertrat, das Bauen durch die Entwicklung spezialisierter „high-tech-Systeme“ gänzlich von den schweren Massen des Steins zu lösen und zu einer leichten, hoch technisierten industriellen Vorfertigung zu kommen, liess sich nicht in der Breite realisieren. Anstelle des industriellen Bauens, das

immer von grossen Mengen gleichartiger Elemente ausging, hat sich aber für spezielle Bauaufgaben durchaus der Einsatz hoch technisierter Elemente entwickelt, wenn man etwa an Bauten von Norman Foster denkt. In der Regel handelt es sich dabei um Teile für spezielle Aufgaben, z.B. Tragwerke oder Fassadenelemente. Diese sind aber zumeist nicht selbst gestaltbildend, sondern Bestandteil einer übergeordneten Gestaltungsidee. Durch den Einsatz der CAD als Planungsmittel und CAD-gesteuerter Fertigungs- und Schnitttechniken lassen sich zudem heute Bauteile in individuellen Grössen und Abmessungen kostengünstig erstellen – eine Möglichkeit, die man damals nicht voraussehen konnte. So entstanden in den letzten Jahren Gebäude mit gekrümmten Außenformen, in denen nicht ein Element zweimal vorkam. Diese Technologie erlaubt es, die architektonische Idee des Gebäudes in das Zentrum zu stellen und nicht eine bestimmte Herstellungstechnik. Damit soll hier nicht der Architekturauffassung von Frank Gehry oder dem Denken in „Solitären“ und spektakulären Architekturformen das Wort geredet werden – Gehry's Bauten in Bilbao oder Düsseldorf sollen lediglich diesen anderen Pol der Entwicklung verdeutlichen.

Fertigteilbauten sind heute nur im formal anspruchlosen Gewerbebau die Regel. Im Wohnungsbau gibt es bei Einfamilienhäusern inzwischen auch formal anspruchsvolle Anbieter. Diese bieten aber keine Systeme, sondern Fertighäuser an. Im Schul- und Universitätsbau wurde die Vorfertigung nach enttäuschenden Ergebnissen bald wieder aufgegeben. Als markantes Ereignis für das Ende dieser Denkrichtung steht der Abriss der „Metastadt“ in Wulfen von Richard J. Dietrich und Bernd Steigerwald, ein Demonstrativbauvorhaben der Bundesrepublik mit 103 Sozialwohnungen, Läden und Kindergarten. Die Baustruktur musste aufgrund von Baumängeln 1986 nach nur zehn Jahren Nutzung abgerissen werden, u.a. weil der durch die Fugen laufende

Regen auch nach zahlreichen Nachbesserungen nicht beherrschbar war.

Das Lehrkonzept der „*Abteilung Industrialisiertes Bauen*“ stand ganz im Zeichen der fordistischen Vorstellung der Erzeugung eines Massenproduktes durch Großserien. Die Probleme dieser Denkrichtung waren aber nicht nur technischer und bauphysikalischer Art. Der Ansatz stieß auch bei den spezifischen räumlichen Situationen in den Städten auf jene Anpassungsprobleme, die auch beim Großplattenbau der früheren DDR auftraten: Die Einpassung in die spezifische Anschlussgeometrie von Strassen und vorhandenen Nachbarbauten gelang nicht oder nur mit teuren Sonderlösungen. Die Bauten verströmten in ihrer einfalllosen Reihung und Schichtung den Charme von Hinterhofarchitekturen. Der Ansatz missachtete auch das grundlegende menschliche Bedürfnis nach Identifikation mit seiner Umgebung. Großmaßstäblich normierte und gleichförmige Umgebungen bieten dafür keine günstigen Voraussetzungen, wie der Rückbau von vorfabrizierten Wohnanlagen in ganz Deutschland zeigt.

Die Fixierung des Abteilungsprogramms auf die Industrialisierung des Bauens war – zumindest mit dem Anspruch, das herkömmliche Bauen durch Vorfertigung zu ersetzen – eine Sackgasse. Ich habe dies damals nicht so deutlich gesehen, hatte aber von unseren eigenen Ergebnissen her und auch von dem, was ich im Institut von Herbert Ohl sah und damals in der Literatur an Ergebnisse kannte, ein großes Unbehagen gegen die Denkrichtung entwickelt. Bezeichnend ist auch, dass heute das Thema „*Industrialisiertes Bauen*“ eher bei den Bauingenieuren vorkommt und nach einer Internetrecherche nur an wenigen Hochschulen spezielle Veranstaltungen zu diesem Thema angeboten werden²². Die Doktrin der Abteilung war im Fertigungs-Funktionalismus erstarrt. Die Erkenntnis von Wilhelm Pabst – schon vor der Gründung der HFG ausgesprochen – blieb dort außen vor:

„*Wo der Funktionalismus aufhört, beginnt die Architektur*“.²³ Dass es neben der Logik der Funktion und der Fertigung auch noch den autonomen Bereich der Form gibt und eine gute Lösung immer eine Synthese aus Form und Funktion ist, war bestenfalls ein Nebenthema.

Unübersehbar ist, damals wie heute, meine kritische Einstellung zur Bauabteilung. Es wäre jedoch falsch, daraus zu schließen, das mir die HFG nichts gegeben hätte. Im Gegenteil. Trotz der für mich enttäuschenden Erfahrung in der Bauabteilung haben wir dort die Methoden angewandt und modifiziert, die wir in der Grundlehre und bei verschiedenen Dozenten gelernt haben. Die Bauabteilung war deshalb der zwar ungeliebte, aber doch nützliche Ort, allgemeine Begriffe und Methoden auf konkrete Aufgaben anzuwenden und damit in einem Anwendungsfeld praktische Erfahrungen mit dem systematischen Lösen von Aufgaben zu machen. Ich habe dem allgemeinen Ansatz der HFG jener Jahre und der dort erlangten Sprachfähigkeit in einer Metasprache strukturellen Denkens, die es erlaubte, sich schnell in unbekannte Gebiete einzuarbeiten, sehr viel zu verdanken.

gerhard@curdes.de

Ausgewählte Buchpublikationen

- Stahl, K.; Curdes, G.: Umweltplanung in der Industriegesellschaft. Lösungen und ihre Probleme, roro tele Nr. 30, Hamburg 1970
- Curdes, G.: Stadtteilentwicklungsplanung – Stadtteilentwicklungs- und Standortprogrammplanung als Instrument der kommunalen Entwicklungssteuerung. Deutscher Gemeindeverlag, Köln 1976 = Schriftenreihe Politik und Planung, Band 5.
- Curdes, G.; Fester, F.; Helmer, P.: Entwicklungszentren, Deutscher Gemeindeverlag, Köln 1980
- Curdes, G.: Teilräumliche Planung. Der Stand der Stadtteilplanung in der Bundesrepublik. Köln 1980. Deutscher Gemeindeverlag
- Curdes, G.: Teilräumliche Planung II. Der Stand der Stadtteilplanung in der Bundesrepublik. Deutscher Gemeindeverlag, Köln 1980 mit G. Piegsa und M. Schmitz
- Curdes, G., Oehmichen, R. (Hrsg.): Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende. Der Beitrag von Karl Henrici. Köln 1981.
- Curdes, G.: Bürgerbeteiligung, Stadtraum, Umwelt. Inhaltliche und methodische Schwachstellen der teilräumlichen Planung, Köln 1984
- Institut für Städtebau und Landesplanung, G. Curdes/Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (Hrsg.): Curdes, G.; Lossau, H.; Schütz, U.: Raumordnungskonzepte. Sonderheft 4, Thematische Literaturanalysen in der Reihe Referateblatt zur Raumentwicklung. Hrsg.: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Bonn 1985.
- Curdes, G.; Haase, A.; Rodriguez-Lores, J.: Stadtstruktur: Stabilität und Wandel. Beiträge zur stadtmorphologischen Diskussion. Deutscher Gemeindeverlag, Köln 1989
- Montanari, A.; Curdes, G.; Forsyth, L. (Edit.): Urban Landscape Dynamics. A Multi-Level Innovation Process. Aldershot (UK) 1993
- Curdes, G.: Stadtstruktur und Stadtgestaltung. Kohlhammer. Stuttgart 1993. 2. Auflage 1996
- Curdes, G.: Stadtstrukturelles Entwerfen. Kohlhammer. Stuttgart 1995
- Curdes, G. (Hrsg.): Zukunftsfähige Entwicklung des Aachener Raumes. Nachhaltigkeit und Regionalorganisation. Auf der Suche nach einem regionalen Leitbild. Institut für Städtebau und Landesplanung, Aachen, 1999
- Curdes, G. (Hrsg.): Reihe Stadt – Raum – Innovation
- Curdes, G.; Ulrich, M.: Die Entwicklung des Kölner Stadtraumes. Der Einfluss von Leitbildern und Innovationen auf die Form der Stadt. Dortmund

1997

Haase, A.: Die Entwicklung des Duisburger Stadtraumes. Der Einfluss von Innovationen auf Räume und Funktionen. Dortmund 1999

Curdes, G.: Die Entwicklung des Aachener Stadtraumes. Der Einfluss von Leitbildern und Innovationen auf die Form der Stadt. Dortmund 1999

Curdes, G.: Die Abteilung Bauen an der HFG Ulm. Schriftenreihe club off ulm e.v. 2001,

Ausgewählte Forschungs- und Entwicklungsarbeiten, Planungen, Beratungstätigkeit

Curdes, G.: Analyse der Kundeneinzugsbereiche von 45 Stadtzentren im Ruhrgebiet mittels Kundenbefragungen. 3 Bände Institut Gewerbebetriebe im Städtebau, Köln 1966

Curdes, G.; Müller-Trudung, J.: Untersuchung zur Förderung von Nebenzentren im Ruhrgebiet. 3 Bände, Institut Gewerbebetriebe im Städtebau, Köln 1967.

Landesregierung Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Entwicklungsprogramm Ruhr 1968-1973. Düsseldorf 1968 (Verantwortlich für Kapitel 4: Ausbau von Verkehrsnetzen und Stadtzentren; 8: Pflege der Stadtlandschaft)

Landesregierung Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Nordrhein-Westfalen-Programm 1975. Düsseldorf 1970 (Verantwortlich für Kapitel 5: Planung, Bau und Verkehr)

Curdes, G.; Haase, A.: Bebauungsplan Stadtmitte Herzogenrath. Aachen 1986

Curdes, G.; Borghoff, B.; Classen, A.: Platzgestaltung Herzogenrath-Mitte. Aachen 1987

Curdes, G.; Bruchhaus, G.; Grönhagen, M.: Planungskonzept für die Verkehrsberuhigung und Innenstadtentwicklung der Bergbaustadt Hückelhoven. Aachen 1988

Curdes, G.; Helmer P.: Städtebauliches Entwicklungskonzept zur Erneuerung des Aachener Raumes. Pilotstudie. Arbeitsgemeinschaft Institut für Städtebau und Landesplanung der Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen, HMS, (Helmer, Meier, Seiler), mit Kranefeld, A., Kummer, H., Westerheide, R.; unter Mitarbeit von S. Demmer, C. Drescher, M. Jung: Aachen 1989.

Curdes, G.; Grönhagen, M.: Platzgestaltung Bergbauort Herzogenrath-Kohlscheid. Aachen 1989-90

Curdes, G.; Hensel, H.: Entwicklung und Verbesse-

rung des öffentlichen Nahverkehrs in Bremen-Nord. In Zusammenarbeit mit dem Büro Harloff/Hensel Aachen. Im Auftrage der Stadt Bremen. Aachen 1991. Bearbeiter: Curdes, Hensel, Forsyth, Pechan-Fillah, Migenda, v. Byern

Curdes, G.: Vier Bebauungspläne mit Gestaltungssatzung für die Kernbereiche des Kurortes Rengsdorf/Westerwald (Mitarbeit cand.arch. Moijisch) 1989-1993

Curdes, G.; Wildschütz, U.: Städtebaulicher Rahmenplan für Krefeld-Oppum (in Arbeitsgemeinschaft mit Büro RaumPlan, Aachen) Aachen 1993

Curdes, G. u. A.: GRÜN-RAUM-STRUKTUR: Zur Komplementarität von Bebauungs- und Grünsystem im Innenbereich der Stadt Aachen. Untersuchung des Instituts für Städtebau und Landesplanung im Auftrag des Umweltamtes der Stadt Aachen. Aachen 1997

Curdes/Westerheide: Moderation zur Bildung eines Städtetetzes für den Nordkreis (Iserlohn, Hemer, Menden, Balve). Beratung zum Aufbau eines (inzwischen gegründeten) Städtetetzes 1998-2001

Curdes/Bistum Aachen/Evangelische Kirche Rheinland: Städtetetz Bördenpark. Beratung zum Aufbau eines Städtetetzes von 11 Städten im Raum zwischen Aachen, Köln und Grevenbroich. (Das Netz wurde im März 2002 gegründet)

Curdes/Westerheide/Wildschütz: Alsdorf 2015. Aachen, 2004. Durchführung eines gesamtstädtischen Dialoges zur Stadtentwicklung. Entwicklung von Leitbildern, Zielen, Planungen, Aktionen und Initiativen mit der Bevölkerung zur mittelfristigen Entwicklung der Stadt.

Ab 2005: Aufbau eines Portals zur Aachener Stadtgeschichte und Denkmalpflege: <http://stadtgeschichte.isl.rwth-aachen.de/wiki/Hauptseite>

1992-1999
Vortragsreisen in 5 arabische Länder, Korea, Japan

Anmerkungen

¹ Heute Jesenik, im Altvatergebirge

² Gerhard Curdes: Die Abteilung Bauen an der HFG Ulm. Schriftenreihe club off ulm e.v. 2001, S. 6ff

³ Baravalle war schon früh in der Waldorf-Pädagogik engagiert und hat eine anschauliche Wissensvermittlung verfolgt: Hermann von Baravalle: Das Reich der geometrischen Formen. Verlag freie waldorfschule stuttgart 1935; Ders.: Zahlen für

jedermann insbesondere aus Physik und Technik, Stuttgart. Franckh, 1939; Ders.: Methodische Gesichtspunkte für den Aufbau des Rechenunterrichts in der Volksschule. Troxler 1952; Ders.: Rechenunterricht und der Waldorfschulplan; Ders.: Physik als reine Phänomenologie – Mechanik, Wärme und Kälte Bd.1.1993; Ders.: Physik als reine Phänomenologie. Magnetismus und Elektrizität, Akustik, Optik und Astrophysik. Hrsg. v. Georg Kniebe. Überarb. Aufl. 1996

⁴ lebte von 1893-1986. Auf der Website der Raymond Loewy Foundation <http://www.raymondloewy.com> wird er heute noch als „Father of Industrial Design“ bezeichnet.

⁵ Econ Verl. 1953, 1958, 1992

⁶ Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass bald ein Umschwung einsetzen wird.

⁷ Näheres zu den Gründen habe ich in dem Heft „Gerhard Curdes: Die Abteilung Bauen an der HFG Ulm – eine Reflexion zur Entwicklung, Lehre und Programmatik, club off ulm e.v. 2001“ S. 21 dargestellt.

⁸ Konrad Weller: Industrielles Bauen, Stuttgart, Kohlhammer

⁹ Karlheinz Allgayer, Gerhard Curdes, Rudi Dahmann, Renate Grünwald, Ernst Muchenberger

¹⁰ Auch heute wieder ein wichtiges Stichwort in der öffentlichen Diskussion. Siehe dazu <http://de.wikipedia.org/wiki/Zivilcourage>

¹¹ Gerhard Curdes, Susanne Eppinger, Renate Grünwald, Liselotte Kappler, Klaus Pfromm, Ute von Seydlitz

¹² rene'spitz: hfg ulm – der blick hinter den vordergrund. stuttgart/london 2002, S. 256

¹³ OUTPUT Nr. 9 vom Februar 1962

¹⁴ rene spitz, op.cit. S.262 ff hat die Dramatik der Abläufe in seiner Recherche eingehend dargestellt

¹⁵ „Hanno Kesting (1925-1975), o. Prof. für Soziologie an der Universität Bochum, suchte durch ein „Orientierungsstudium“ bei Alfred Weber in Heidelberg mittels einer „Ortsbestimmung der Gegenwart“ im geschichtsphilosophischen Rahmen wieder geistigen Boden unter die Füße zu bekommen (Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt, Heidelberg 1959). Nach einigen Umwegen über die empirische Sozialforschung und den Journalismus (Frankfurter Rundschau) fand er zurück zur Geistesgeschichte und zu Arnold Gehlen, der ihn mit der vorliegenden Schrift habilitierte. 1968 nach Bochum berufen, wurde er zu einem der Opfer der Studentenrevolte von 1968 und

starb vorzeitig. Weitere Veröffentlichungen: Herrschaft und Knechtschaft. Die „soziale Frage“ und ihre Lösungen, Freiburg 1973; Technik und Industriearbeit sowie Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, beides zusammen mit Heinrich Popitz, Ernst A. Jüres und Hans P. Barth, Tübingen 1957“. (Quelle: http://www.brienna.de/san_casciano_1.htm#Kesting)

¹⁶ z.B. Elisabeth Pfeil: Die Wohnwünsche der Arbeiter, Tübingen 1954; Rainer Mackensen, Johannes Chr. Papalekas, Elisabeth Pfeil, Wolfgang Schütte, Lucius Burckhardt: Daseinsformen der Grosstadt, Tübingen 1959; Heinrich Popitz, Hans-Paul Bahrdt, Ernst August Jüres, Hanno Kesting: Gesellschaftsbild des Arbeiters. Tübingen 1961

¹⁷ sein Buch „The Dymaxion World of Buckminster Fuller“ (1960, Reinhold Publishing Corporation) hat mich sehr beeindruckt

¹⁸ R. Doernach; W. Krüger: Das Naturhaus – Wege zur Naturstadt; R. Doernach: Biosophie und Arch(a)itektur, C. F. Müller Verlag; 1986. Mehr unter www.archinform.net/arch/7177.htm

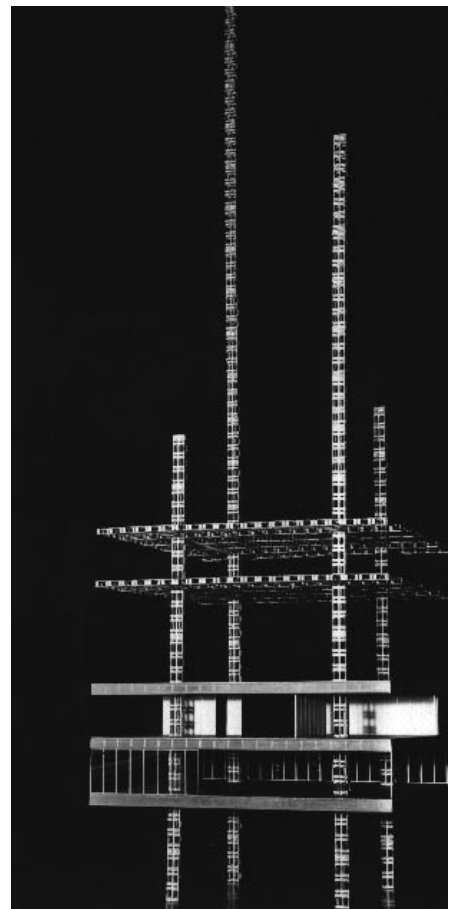
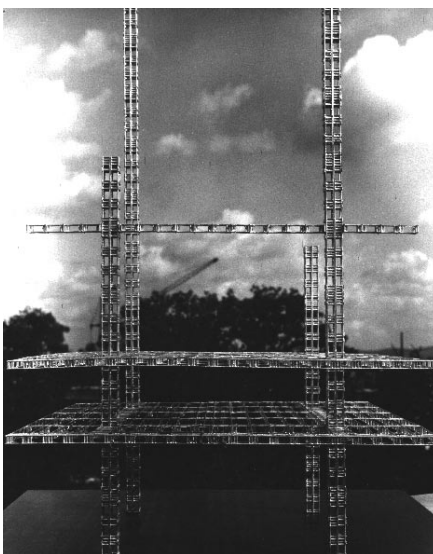
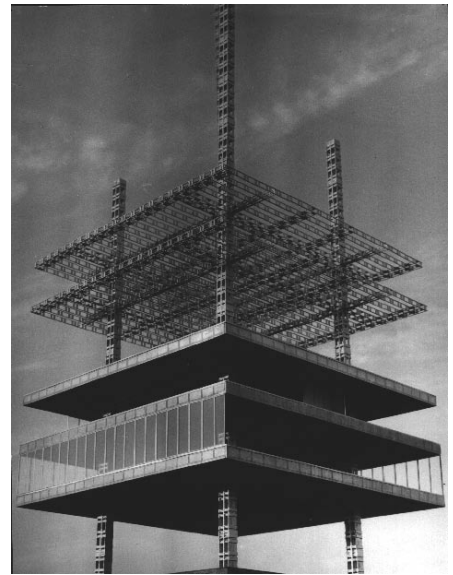
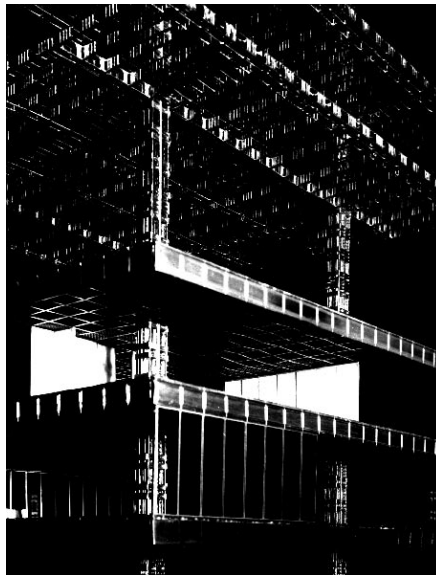
¹⁹ Quelle: <http://www.philosoph.abotech.de/txt/all.php#geld>

²⁰ Ausgewählte Schriften hat sein Mitarbeiter Reuter posthum publiziert: Horst W. Rittel: Planen, Entwerfen, Design. Ausgewählte Schriften zur Theorie und Methodik. Hrsg. Wolf D. Reuter. Kohlhammer, Berlin, 1992, Schriftenreihe „Facility Management 5“

²¹ Heute Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung

²² z.B. TU Berlin, Darmstadt, FHS Kaiserslautern

²³ zitiert nach Bauwelt 47, 2005 S. 3 .



Universelle Baukonstruktion

Entwurf eines Bausystems aus addierbaren Alu-Strangpressprofilen. Teamarbeit Sommerakademie 1962 Salzburg bei Prof. Wachsmann.

Entwurf des Konstruktionssystems:
Hans Bleiker, CH

Gerhard Curdes, Ulm

Bernhard Leitner, Wien

Alfred Kohlbacher, Wien

Die Systeme für Aussen-, Innenwände und Installationen wurden von anderen Teams entworfen.

Modellfotos der in einer Diplomarbeit an der Universität Karlsruhe dokumentierten Konzeption

(Fotos: Erika Kleinemeyer)

Bauen in der Überfluss-Gesellschaft und in der Dritten Welt

Niklaus Hufenus



Warum ich an die hfg und an die bau- abteilung ging

Nach der lehre als hochbauzeichner in der Schweiz war ich im begriff, mich mit einem fernkurs auf die aufnahmeprüfung für das architekturstudium an der ETH in Zürich vorzubereiten. Ein jugendfreund und student an der hfg (Willi Ramstein) hat mich während seinen semesterferien auf die studienmöglichkeit in Ulm aufmerksam gemacht. Er konnte mich davon überzeugen, dass eine industrialisierung des bauens notwendig wäre, damit die global vorhandenen probleme (wohnungsnot, infrastrukturprobleme, gesundheitsvorsorge) gelöst werden können.

Ich startete mein studium im herbst 1963, und schloss es gleichzeitig mit folgenden sieben mitstudenten mit dem diplom im Jahre 1967 ab: Michael Kopf, Werner Niederaastroth, Pietro Rusconi, Miriam Schoemann, Odo Stocker, Fritz Stuber, Horst Stumpp und Robert Zirker.

Wie ich die hfg erlebt habe

Als gestalter kann man sich im weitesten sinne als „problemlöser“ verstehen. Von öffentlichen oder privaten auftraggebern werden die probleme unterbreitet und mit dem ihm zur verfügung stehenden „werkzeugen“ hat er die aufgabe zu lösen. Je genauer die probleme definiert und je tauglicher die werkzeuge sind, umso besser wird die lösung oder das produkt ausfallen.

Oft erscheint das lösen der probleme sehr schwierig, ja sogar unmöglich zu sein. Aber hier gilt ein leitsatz, den ich vom amerikanischen gastdozenten William S. Huff in der grundlehre der hfg gehört habe: *„unwahrscheinlich ist nicht unmöglich“*. Diesen satz habe ich oft zitiert, wenn ich oder einer meiner mitarbeiter vor einer schwierigen, unlösbar scheinenden aufgabe stand.

Was sind nun die werkzeuge, welche in den rucksack eines architekten gehören

und welche konnte man in Ulm erhalten? Die antwort dürfte je nach beruflichem werdegang verschieden ausfallen. Oft scheint es mir, dass zuoberst im rucksack das schwarze architektenhemd liegen sollte, weil manche kollegen glauben, dass sie schon zur elite gehören würden, nur weil sie im entsprechenden outfit auftreten. Andere scheinen mehr zeit für das studium der rhetorik als für das entwerfen aufgewendet zu haben. Für mich ist es aber die lust und die leidenschaft nach kreativität, vergleichbar mit jener nach sexualität (und möglicherweise gekoppelt mit ihr), und die hartnäckigkeit, die man braucht um ein schwieriges rätsel zu lösen und welche uns dazu zwingt, nächtelang wach zu liegen und die lösung zu suchen oder zu verbessern. Jeden tag eine neue idee zu haben und einen teil davon sogar realisieren zu können. Verantwortungsbe-
wusst gehandhabt kann diese kreativität uns zum mitarbeiter am schöpfungsauftrag werden lassen, eine gratwanderung, welche aber auch zum *„bauen als umweltzerstörung“* (Rolf Keller) führen kann, wenn diese verantwortung nicht wahrgenommen wird. All dies gehört für mich zum alltag des architekten und kann von dozenten mehr oder weniger umfassend auf die studierenden übertragen werden.

In der grundlehre wurde vor allem der ‚erfindergeist‘ geschult. Einfache aufgaben mit einem oder ein paar wenigen, überschaubaren problemen konnten mit einfachen antworten bewältigt werden. Die farbübungen von Albers, solche mit räumlichen fachwerkkonstruktionen und geometrischen strukturen, verbindungen von bauteilen usw. dienten dazu, vorgehensweisen und methoden zu schulen und das räumliche vorstellungsvermögen zu trainieren. Das anschliessende fachstudium konnte qualitativ nicht an das niveau der grundlehre anschliessen. Es fehlte der bezug zur praxis, weil das zur abteilung gehörende Institut den studenten nur wenig einblick in die wirklichkeit gewährte. Ich kann mich nicht erinnern, dass je einmal von bau-

kosten oder ähnlichen „nebensächlichkeiten“ gesprochen wurde. Ich vermisste auch die auseinandersetzung mit künstlerischen elementen, wie aktzeichnen und modellieren. Für mich selber waren diese mängel leicht zu verkraften, hatte ich doch vor und nach dem studium genügend gelegenheit, praktische erfahrungen durch „learning by doing“ zu erwerben und mit versierten architekten zusammenzuarbeiten. In den oberen studienjahren wurde auch die fähigkeit zur zusammenarbeit im team geübt. Je nach vorbildung und vorhandenen talenten der einzelnen kandidaten wurden die hoffnungen mehr oder weniger erfüllt und konnte den erwartungen mehr oder weniger entsprochen werden. Merke: es sind sehr verschiedenen antworten auf eine gegebene problemstellungen möglich, rezepte können von keiner schule verteilt werden und nur selten ist eine lösung hervorragend oder gar genial.

Es gibt die – möglicherweise erfundene – geschichte über einen in den ruhestand tretenden professor, welcher in seiner abschiedsvorlesung zu seinen studenten sagte: *„Ich habe euch und euren vorgängern vieles erzählt. Heute muss ich euch gestehen, dass die hälfte davon wahr ist, die andere hälfte aber falsch. Leider kann ich euch nicht helfen, das wahre vom falschen zu unterscheiden“*.

Ob tatsächlich geschehen oder frei erfunden, diese geschichte weist darauf hin, dass jeder student wissen muss, dass er sich kritisch mit dem an der schule angebotenen stoff auseinander zu setzen hat. Ich möchte nicht behaupten, dass die 50/50% formel für die hfg zutrifft, auf jeden fall wurde die trefferwahrscheinlichkeit durch die gastdozenten spürbar verbessert. Ich saugte die theoretischen fächer begierig auf, wie zb. soziologie (Lutz), konstruktive geometrie und mathematik (Emde) und kybernetik (Moles). Auch die mittwochseminare stiessen nicht nur bei mir auf grosses interesse. Für mich war die intellektuelle atmos-

phäre an der hfg das zentrale erlebnis, die gelegenheit, von den erfahrungen anderer zu profitieren, den persönlichen horizont zu erweitern, die einrichtungen der schule zu benützen, die eigenen vorurteile an den argumenten andersdenkender zu messen. In den werkstätten für metall, holz, gips, fotografie und druckerei mit den versierten werkstatteleitern Schlecker, Hildebrand, Fürst u.a. konnten die praktischen fähigkeiten geschult und die vorgeschlagenen lösungen in der realität überprüft werden. Gerade diese erfahrungen kommen mir heute, bei der anleitung von absolut unerfahrenen mitarbeitern in der Dritten Welt, sehr zugute.

Trotz meiner teilweise recht kritischen haltung gegenüber einer zu technokratisch orientierten lehrmeinung fühlte ich mich von dozenten und studenten akzeptiert, was der ganzen institution und ihren vertretern ein gutes zeugnis ausstellt. Ich erinnere mich, dass Thomas Maldonado seinem dozenten-kollegen Herbert Lindinger in der diskussion – ich glaube nach einem vortrag von Jona Friedmann – nahegelegt hat, im zusammenhang mit der hfg nicht leichtfertig das wort „wir“ zu verwenden, sie sei nämlich keine klösterliche gemeinschaft mit einer einheitlichen gestalterideologie. Ich wurde auch einmal von einem mitstudenten (Michael Kopf) freundlich als „antidesigner“ bezeichnet, was ich eigentlich nicht als beleidigung oder negative wertung empfand.

Da ich im dritten studienjahr als studen-tenvertreter der bauabteilung neben den sitzungen des studentenrates auch an jenen des lehrerkonventes teilnehmen konnte, (die mitwirkung der studen-tenvertreter im lehrerkonvent war ein beachtliches novum in der deutschen hochschulszene) hatte ich auch einblick in die schulpolitik und die politischen verflechtungen, an welchen ich mich al-lerdings nicht beteiligen wollte.

Trotz den erwähnten mängeln habe ich – vor allem in den letzten fünfzehn jahren, während meiner tätigkeit in der

dritten welt – von der an der bauabtei-lung trainierten kreativität und anderen fähigkeiten profitiert und kann behaup-ten, dass ich diese zugunsten der einhei-mischen bevölkerung mit einer gewissen nachhaltigkeit umsetzen konnte.

Welche dozenten, themen und veran-staltungen für mich wichtig waren

In der grundlehre mit den dozenten und assistenten Herbert Ohl, Claude Schnaidt, Günther Schmitz, Bernd Meurer und dem gastdozenten William S. Huff habe ich die wesentlichen impulse für meine spä-tere berufspraxis erhalten. Eine durch die hfg anlässlich einer architektenkonferenz (mit dem thema „monotonie im städte-bau“) organisierte studienreise nach Prag brachte interessante erkenntnisse, an einer anderen nach Moskau konnte ich leider nicht teilnehmen, weil ich wäh-rend den ferien zum geldverdienen in einem st.galler architekturbüro arbeiten musste. Immerhin konnte ich bei dieser gelegenheit für jenes büro an einem architekturwettbewerb zwei erste preise erreichen.

Die schulfeste und -parties mit der ge-legenheit, dozenten, studenten (und stu-dentinnen) sowie gästen in ungezwun-gener atmosphäre begegnen zu können, waren auch wichtig. Immer wenn die anstelle einer falthebeschiebesenkwand verschraubten holzplatten zwischen der mensa und der aula wegmontiert wurden, kam leben in die bude. Auch die freitägli-chen filmvorführungen in der aula boten eine willkommene abwechslungs-zur manchmal etwas belastenden abgeschie-denheit auf dem Kuhberg.

Welche studienarbeiten für mich wich-tig waren.

Hier erinnere ich mich vor allem einer selbst gestellten aufgabe zur entwick-lung einer notbehausung für katastro-phengebiete. Später gab diese arbeit den

anstoß zur teilnahme an einem wett-bewerb der Schweizerischen Katastro-phenhilfe, wobei die zusammen mit zwei kollegen entwickelte lösung mit einem anerkennungspreis ausgezeichnet wurde. Eine andere arbeit, diesmal im team mit drei anderen studenten, befasste sich mit dem entwurf für eine grössere siedlung in Ulm. Ausserdem hatten wir, ebenfalls im team, eine erweiterung der bestehen-den hfg-gebäude auf dem Kuhberg zu planen.

Die zusammenarbeit mit dem statiker und gastreferenten J.M.Yokoyama endete mit einer spielerischen lösung einer sta-tikaufgabe, welche ich hier – nach mehr als 35 jahren – aus dem masstab 1:20 in den masstab 1:1 als vorschlag für eine dachkonstruktion umgesetzt habe.

Projekte in Papua New Guinea, welche ihre entstehung wenigstens teilweise den impulsen von Ulm verdanken.

Vorbemerkung: wenn ich im folgenden den begriff „wir“ verwende, kommt dies einerseits daher, dass mich meine gattin, nach Papua New Guinea begleitet und – wie schon zuvor bei meiner beruflichen tätigkeit in der Schweiz – in allen be-langen tatkräftig unterstützt hat. Ande-rerseits, und dies scheint mir besonders wichtig, wurde ich in meiner aufgabe von meinen Partner-Direktoren Miriam und Steve Layton, sowie auch von vielen einheimischen mitarbeitern beraten, kor-rigiert und vor grösseren fehlern bewahrt. Miriam Layton als einheimische frau mit tiefgreifenden erfahrungen und einbli-cken in die vielschichtige kultur, und Ste-ve Layton, ihr ehepartner als Engländer mit mehr als 25 jähriger tätigkeit in der entwicklungszusammenarbeit, standen mir mit rat und tat zur seite und haben so einen gewichtigen anteil an den ge-meinsam erarbeiteten resultaten. Ohne die anteile messen zu können, relativiert dies auf jeden fall alle aussagen, welche sich auf den einfluss von weit zurücklie-genden impulsen berufen.

Bausystem für schulbauten

Die partnerfirma hatte die absicht, gebäude für unterschiedliche nutzungen in der region, aber auch auf dem firmeneigenen grundstück zu erstellen. Wir haben dafür ein bausystem entwickelt, bestehend aus auf holzstützen aufgelagerten fachwerkträgern, welche die überbrückung von grösseren spannweiten und weitausragende dachvorsprünge erlauben. In der folge wurden bis heute sieben gebäude, genutzt als wohnhäuser, werkstätten und ein studentenheim, erstellt. die konstruktion ermöglicht die verwendung von lokal vorhandenen baumaterialien und die mitwirkung von angelernten dorfbewohnern. Importierte baumaterialien werden nur verwendet, wenn deren einsatz unumgänglich notwendig ist.

VIP-Toilette

Unsere partnerfirma in Goroka hat mich beauftragt, zur verbesserung der hygienischen verhältnisse in den schulen, eine neue toiletteneinrichtung zu entwerfen. Die nachfolgend beschriebene lösung wurde realisiert und bis heute in etwa 200-facher ausführung, je sechs in über 30 schulen, gebaut: Über einem etwa vier meter tiefen erdloch werden eine 1.4 x 1,4 m grosse betongrundplatte und ein betonsitz mittels GFK-formen gegossen. Darüber wird eine holzlattenkonstruktion montiert und mit geflochtenen matten und einem grasdach verkleidet. Die anlage ist vandalismus- und diebstahlresistent und kann später, bei gefülltem erdloch, als ganze einheit über ein neu gegrabenes loch verschoben werden.

Holzbrücke

Zur erschliessung des obgenannten firmengrundstückes war es notwendig, ein bachbett mit einer brücke von fünfzehn metern spannweite zu überwinden. Anstelle der ursprünglich vorgesehenen, mit importierten stahlträgern zu bauenden

variante, haben wir eine aus baumstämmen zusammengesetzte, überdachte holzbrücke vorgeschlagen. Interessantes detail: zur materialeinsparung wurden die fahrbahnträger leicht schräg zur fahrbahnrichtung eingebaut, sodass jeweils nur ein rad eines fahrzeuges auf dem gleichen balken lastet. Die tragfähigkeit wurde in einem modellversuch 1:1 getestet.

Hilfsmittel für die krankenflege

Eine aufgabe, welche eher in richtung produktgestaltung tendiert, war die entwicklung von hilfsmitteln für die pflege von AIDS-patienten. Unter dem titel „living with dignity“ wurde ein aus kübeldusche, kübeltoilette, wäscheeimer, wäschestössel und handwaschbecken bestehendes kit entwickelt, welches bis heute in 500-facher ausführung erstellt und an AIDS-patienten verteilt wurde. Es liegt ein auftrag für weitere 2000 einheiten vor.

Berufsweg nach der hfg

In der zeit nach dem diplomabschluss suchte ich vergeblich, das gelernte in der praxis anzuwenden. Die mitarbeit an einer von einem dänischen grossbüro ursprünglich in vorfabrikation geplanten wohnsiedlung in der Schweiz war ein flop, die bauten wurden schliesslich mit damals noch weniger bekannten stahlschalungen ausgeführt und ein gleichzeitig entwickeltes typenhaus fand nur wenig interessenten. Es wurde nur dreimal und erst noch mit vielen sonderwünschen realisiert. Die stadt St.Gallen wollte für zwei gleichzeitig zu realisierende schulanlagen in einem architekturwettbewerb das gleiche baukonzept anwenden, das preisgericht hat aber zwei projekte von verschiedenen architekten ausgewählt. Ich kam langsam zur überzeugung, dass in der umgebung, welche ich für mein berufliches und privates umfeld gewählt habe, im bauwesen wenig bis kein bedarf an normierung und

typisierung vorhanden war. Die gesellschaft kann es sich offensichtlich leisten, geld für unrationelle und kostenintensive vorgehensweisen zu verschleudern. So konnte ich kürzlich in einer PNG-zeitung lesen, dass in der stadt Genf 35 öffentliche toiletten erstellt werden, jede von einem anderen architekten entworfen, zum stückpreis von 370'000 CHF (ca. 240.000 Euro). Der zeitungsartikel erwähnt, dass für das gleiche geld eine einzimmerwohnung in der city gekauft werden könnte. Mit den in Genf aufgewendeten 13 millionen CHF könnten hier in PNG etwa 76'000 toiletten gebaut werden, also je eine für 60 einwohner im ganzen land.

Aus verschiedenen gründen eher privater natur war es mir und meiner gattin nicht möglich, nach dem studium unseren beruf im ausland auszuüben, wo das an der hfg gelernte besser hätte angewendet und eingesetzt werden können. Erst vor einigen jahren eröffnete sich uns die möglichkeit, unsere zelte in meiner heimatstadt abubrechen und für die entwicklungshilfe in der Dritten Welt aktiv zu werden.

Während im weitgehend übersättigten umfeld in der Schweiz wenig bis kein bedarf an den in Ulm zu recht propagierten methoden bestand und besteht, wäre für berufsleute mit dieser ausbildung, ergänzt mit den so oder so notwendigen grundkenntnissen und der lebenslangen weiterbildung, ein reiches tätigkeitsgebiet in der Dritten Welt vorhanden. Ich jedenfalls konnte namentlich mit der in der grundlehre geweckten erfindungsgabe eine nachhaltige unterstützung der einheimischen bevölkerung erwirken.

Aus den oben erwähnten gründen habe ich dann, zuerst angestellt bei privaten architekten, später im eigenem büro, aufträge für die öffentliche hand und für private bauherren im traditionellen sinn bearbeitet. Immer mehr beschäftigte ich mich auch mit der frage, wie ich als architekt mit fachleuten anderer disziplinen zusammenarbeiten konnte und wie

die späteren benutzer ihn den planungsprozess einbezogen werden könnten. Studienreisen wie jene nach Frankreich (le Corbusier), Oesterreich, Ungarn, Schottland und Italien sowie der gedankenaustausch als mitglied und vorstand im Schweizerischen Werkbund trugen wesentlich zu meiner weiterbildung bei. Leider konnte ich erst in den letzten Jahren – während meiner tätigkeit in der Dritten Welt – zusammen mit meiner gattin auch Australien, die USA, England, Irland, Spanien, Ägypten, Mexiko, Indonesien und Neuseeland wenigstens mit kurzen besuchen kennen lernen.

Mit einer von mir initiierten, gegen den widerstand der verwaltung von der regierung durchgeführten „offenen planung“, wurde in St.Gallen ein versuch gestartet, ein brisantes städtebauliches vorhaben mit bürgerbeteiligung zu bearbeiten. Ein historisch wertvolles stadtquartier lief gefahr, durch den bau einer umfahrungsstrasse zerstört zu werden. Nach einem zwei jahre dauernden prozess unter mitwirkung aller interessierten parteien, verbände und organisationen, ist es schliesslich gelungen, das strassenprojekt so zu gestalten, dass die wertvolle baubsubstanz erhalten und renoviert werden konnte. Nach abschluss des versuches konnten wir unsere vorgehensweise an einer tagung des Europarates mit dem thema bürgerbeteiligung vorstellen.

Die von mir geleitete planung und erstellung einer Rudolf Steiner Schule in St.Gallen mit der intensiven vorarbeit mit dem lehrerkollegium, der zusammenarbeit mit einem plastiker und einem farbgestalter und der mitarbeit der eltern bei der bauausführung hat mich und mein büro während mehr als 10 Jahren stark beansprucht. Wir konnten auf dem gleichen areal ein altersheim in einem bestehenden, denkmalgeschützten gebäude einrichten und eine reihenhaussiedlung erstellen.

Nicht zuletzt wegen unseren erfahrungen mit den immer mehr bürokratisch

agierenden behörden und der schlechter werdenden wirtschaftslage habe ich mich zusammen mit meiner gattin entschlossen, unser büro in St.Gallen zu schliessen und nochmals einen neustart zu wagen, diesmal in einem gänzlich anderen umfeld. Hier konnten wir erfahren, dass zu den oben erwähnten „werkzeugen“ noch eine andere komponente, nämlich die berücksichtigung und das eingehen auf die tradition und die überlieferten gebräuche zum rüstzeug eines planers und architekten gehören.

Wie beurteile ich die hfg und die bauabteilung im rückblick?

Die hfg verdankt ihren guten ruf vor allem den abteilungen produktgestaltung und visuelle kommunikation. Auf diesen gebieten hat sie marksteine gesetzt und entwicklungen eingeleitet. In der bauabteilung wurde eine art nachdiplomstudium für architekten angeboten, welches allerdings wegen der 4-jährigen dauer und des staatlich nicht anerkannten diplomcharakters wenig anklang bei fachleuten mit abgeschlossenem studium fand. An ihrer stelle sind dann studenten mit verschiedenstem ausbildungsstand aufgenommen worden, nicht zuletzt weil man mit schweizerstudenten mit ausbildung als hochbauzeichner gute erfahrungen gemacht hatte. Zu dieser art studenten gehörte auch ich. Wie eingangs erwähnt, interessierte mich die idee, die fähigkeiten zu gewinnen, um den global vorhandenen misständen entgegenzusteuern.

Wenn ich über den einfluss und die ausstrahlung der hfg nachdenke, dann fällt mir auf, dass die meisten ehemaligen studenten, welche ich heute noch kenne, als lehrer tätig sind. Diese tatsache verspricht einen grossen multiplikationseffekt. Die fortschrittliche und pionierhafte grundhaltung der an der hfg tätigen dozenten wird bis heute an verschiedensten schulen durch die ehemaligen studenten weitergetragen. Ob auch der einfluss der

in der praktischen arbeit tätigen absolventen der bauabteilung durch ihre tätigkeit als „architekten für industrialisiertes bauen“ zum tragen kommt, entzieht sich meiner kenntnis.

Ich will den bericht nicht schliessen, ohne zu erwähnen, dass ich es zu keiner zeit bereut habe, an der hfg studiert zu haben. Ich möchte an dieser stelle den dozenten und allen menschen, welche für den aufbau und den betrieb der hochschule für gestaltung verantwortlich waren, meinen verbindlichen dank dafür auszusprechen, dass ich als junger Schweizer an dieser institution studieren konnte. Dieser dank geht auch an die mitstudenten aus den verschiedensten ländern, mit welchen ich die schul- aber auch die freizeit verbringen konnte und schliesslich auch an den ‚geneigten leser‘, welcher sich bis zu diesem letzten satz dieses sehr persönlich gefärbten berichtes durchgelesen hat.

(64), student an der abteilung bauen von 1963 bis 1967

nihufenus@gmx.net



Dachkonstruktion für traditionelle grasbedachung



Drei Häuser in Papua Neuguinea

Am ende des ersten jahres fand die dozentenschaft mich noch zu unreif

Myriam Schoemann



Warum ich an die hfg und an die bauabteilung ging

Nach meinem abitur ging ich zu der architekturense in Frankreich (Bordeaux), nämlich die Beaux-Arts schule. Ich hatte noch gezweifelt ob ich zur Ecole Spéciale gehen würde (das war eine schule die gegründet worden war als reaktion gegen die traditionalistische pädagogik. Bei meiner wahl war ich nicht frei. Damals musste man 21 sein um als erwachsene person selbständig zu werden. Ich war 17. Die Ecole Spéciale war in Paris. Bordeaux war näher und die kontrolle meiner eltern dadurch einfacher. Die Beaux Arts schule war damals noch nicht integriert in der Universität. Das ist später nach den ereignissen von 1968 passiert. Das erste jahr war ein jahr der einweihung und endete mit einem wettbewerb wobei im ganzen land nur 300 bewerber angenommen wurden für den hauptkurs.

Meine idee von der architektur war von der moderne geprägt. Das erste Beaux Arts jahr gab keine einzige möglichkeit mich damit zu beschäftigen. Die theorie war dass man erst die klassische architektur üben musste um je eine kontemporäre praxis zu entwickeln. Alles war im zeichen von akzeptanz von traditionen. Das ging soweit dass man sogar keine modernen zeichentechniken ausüben mochte. Aquarell mit selbst erzeugter tinte, dickes aquarellpapier selbst feucht aufziehen und trocknen lassen, einfache zeichenwerkzeuge, mit 6H zeichnen, konventionen lernen, texte aus dem neunzehnten jahrhundert als richtschnur.

Es war alles für mich unglaublich, dass man nicht von vornherein technik und wissenschaft des 20sten jahrhunderts als grundlage nehmen würde. Niemand erzählte mir von der entwicklung der moderne. Das probierte ich selbst zu studieren. In der bibliothek des kulturellen zentrums des amerikanischen konsulats in Bordeaux fand ich bücher über die moderne architektur, während ich

bei der Beaux Arts schule erst die klassischen ordnungen Vitruvius und Palladio studieren musste. Nur nach der neoklassizistischen ausbildung war der eintritt in die kontemporäre praxis erlaubt. Ich rebellierte. Für mich war architektur die synthese von kunst und wissenschaft. Darum hatte ich ja die schwierigste abiturform gewählt, mit allen möglichen disziplinen. Im ersten jahr wurde ich nicht als eine von 300 zugelassen.

Ich hatte schon einiges über die hfg gelesen. Ich denke, dass meine mutter etwas darüber gelesen hatte und dachte das wäre vielleicht etwas für mich. Zugleich war ein studium ihrer tochter in Deutschland noch nicht einfach zu akzeptieren. Meine eltern waren immerhin aus Deutschland emigriert und hatten den krieg im besetzten Frankreich nur überleben können, weil sie sich als bauer selbst ernähren konnten. Sie waren in gefangenschaft gewesen, zwei meiner großeltern waren in Auschwitz umgebracht worden. Dass die hfg die schule der geschwister Scholl war, machte die idee für sie erträglich. Für mich war das wichtige, dass die hfg genau die synthese von wissenschaft, technik und kunst sein würde die ich suchte. In dem zweiten jahr an der Beaux Arts schule war ich also zugleich beschäftigt mit einem platz an der hfg und in der Beaux Arts architekturabteilung.

Am ende des jahrs hatte ich erfolg mit dem wettbewerbsexamen und zugleich war ich angenommen an der hfg. Ich hatte mir selbst und andern bewiesen, dass ich in der lage war ein klassisches architekturstudium mit erfolg zu folgen, aber die hfg war in meinen augen eine schule, die viel besser mit meinen eigenen ideen von modernität korrespondierte.

Ich habe kürzlich eine kopie der damaligen antworten zu dem bewerbungsfragebogen zurückgefunden und gescannt. Hier sind meine antworten.

*“1.a) ich bin der auffassung, dass die methoden der école des Beaux-Arts mit der wirklichen ausübung des modernen architektenberufes nicht vereinbar sind.
1.b) ich suche eine direktere fühlungnahme mit der praktischen seite der berufsausübung
1.c) die hfg scheint meinem ideal zu entsprechen weil ihre lehrweise den bauhausmethoden entspricht, die mir zusagen.*

5. ich suche eine architektur die den bedürfnissen des modernen menschen angepasst ist, d.h. eine architektur die gleichzeitig bei rascher konstruktion einen gewissen standard durch adäquate methoden sichert. (normalisation, präfabrikation, moderne materialien: eisenbeton, glas und kunststoffe) weil man eine eingehende kenntnis der technischen probleme erwirbt, die eine von allem überflüssigen befreite architektur - alles überflüssige kann nur verhasst sein - erlaubt.“

Wie ich die hfg erlebt habe

Für mich war das erste jahr eine neue erfahrung nach der traditionalistischen schule in Frankreich. Ich hatte aber mühe mit der deutschen gründlichkeit. Ich war und bin immer noch schlampig. Das passte nicht in dem hfg habitus. Statt der klassischen dogmatik bekam ich es nun mit der modernen dogmatik zu tun. Die war mir aber viel lieber. Es war schon eine enttäuschung, dass die synthese von wissenschaft, kunst und technik auch an der hfg unvollkommen war. Das hatte wahrscheinlich mit meiner naivität zu tun. Im ersten jahr musste ich merken, wie sehr mir die baufachausbildung fehlte. Meine französische ausbildung war immerhin unglaublich akademisch gewesen. Meine erste erfahrung mit den gebäuden war hauptsächlich das suchen nach einem eingang und die isolierte lage. Die haupttreppe erfuhr ich als steil und lang. Ich war an der französischen architekturense ziemlich

schmutzige räumen voll graffiti gewöhnt, mit unglaublich primitiven sanitären umständen. Die hfg war also für mich luxus und sauberkeit, hell und schlicht. Die anpassung der gebäude an das gelände fand ich sehr gelungen, die lage der schule in der landschaft erfuhr ich als ein tägliches erlebnis. Erst musste ich in der stadt auf einem zimmer verbleiben. Das war nicht recht angenehm und so wurde der wohnturm zu einem walhalla. Als ich zugelassen wurde, musste ich im keller anfangen in der einstigen dozentenwohnung, die zu einer studentenwohnung umgewandelt war.

Zum ersten mal in meinem leben musste ich mein wohnreal mit drei anderen mädchen teilen. Es war schon etwas fremd, als einziges mädchen in meiner jahrguppe auf der bauabteilung zu sein. Das war in Frankreich anders gewesen. Trotz der finanziellen abhängigkeit von meinen eltern (ich hatte im ersten jahr noch kein stipendium) fühlte ich mich schon freier denn je. Der umgang mit dozenten war auch anders. Es war für mich neu, auch ausserhalb der studienzeit mit dozenten privat umzugehen. Auch fremd war für mich die institutsstruktur, wodurch dozenten durch studenten aufträge ausarbeiten liessen und sich damit einen Porschewagen leisten konnten. Das schockierte mich schon. Der umgang mit studenten und dozentan aus allerlei ländern war für mich so wie es an jeder universität oder hochschule sein sollte. Ich habe mich schon mein ganzes leben als eine europäerin gefühlt.

Mit der schulpolitik habe ich erst noch wenig zu tun gehabt. Privat war die hfg auch eine andere erfahrung. In Bordeaux hatte ich einen freund, aber die beziehung war so gut als zerbrochen als ich nach Ulm kam. Im ersten jahr hatte ich also wechselnde kontakte. Wenig kontakte hatte ich mit der ulmer bevölkerung, eigentlich hauptsächlich einkaufen, ein bisschen kneipen besuchen und einige kulturelle ereignisse. Mein erstes jahr war eigentlich ein probejahr. Am ende

des ersten jahres fand die dozentenschaft mich noch zu unreif und ich musste ein jahr architekturpraxis in büros machen. Das tat ich in Frankreich. Nach einem jahr kam ich zurück. Ausser in büros zu arbeiten, war ich auch studentin an der uni von Toulouse gewesen. Im zweiten jahr an der bauabteilung war ich wieder das einzige mädchen in der neuen gruppe. In den späteren jahren entwickelte ich mein politisches bewusstsein, obwohl der Algerienkrieg mich schon beeinflusst hatte. Es war auch die periode des neonazismus und der Baden-Württembergischen CDU herrschaft, die periode des Vietnamkrieges und der freundschaft von Deutschland mit dem shah von Iran. In dieser periode wurde ich mir bewusst, dass amerikaner Europa nicht aus grosszügigkeit befreit haben. Damals waren wir als hfg studenten in einer schwierigen lage: nach aussen mussten wir die schule zusammen mit den dozenten verteidigen, nach innen mussten wir kämpfen um das curriculum zu erneuern. So wurden wir also schnell von dozenten als verräter gesehen.

Welche dozenten, themen, veranstaltungen für mich wichtig waren

Im ersten jahr hat Bill Huff eindruck gemacht, der als gastdozent farbenlehre dozierte. Weiter war Claude Schnaidt einer der wenigen der seine politische stellungnahme und seine berufstätigkeit mit einander verknüpfen wollte, der eigentlich eine solche synthese suchte. Das tat er manchmal dogmatisch, manchmal gerade undogmatisch. Er leitete damals eine reise durch die Sowjet-Union. Das hat bei mir viele zweifel entstehen lassen über die plattenbauweise – und die Sowjetunion. Wie enthusiastisch Schnaidt auch war, das nahm die wirklichkeit des industrialisierten sowjetbaus nicht weg. Günther Schmitz war immer da, wenn man ihn nötig hatte. Horst Rittel hätte ich gerne als dozent gehabt, er war aber schon weg beim anfang meines studiums. Gastdozenten gaben immer wieder

neue impulse. Es war zum beispiel an der hfg, dass ich zum ersten mal die zukunfts visionen von Nicholas Negroponte zum computer hörte. Von ihm bekam ich den eindruck, dass computer eine neue ära einleiteten, und die möglichkeit gaben für neuartige entwicklungen. Die Beiträge von gastdozenten waren nicht immer eindeutig positiv. Zum beispiel war die vorlesung von Victor Papanek über bionik für mich schockierend, weil es den designer im dienst der vernichtung (Vietnamkrieg) zeigte. Abraham Moles war einer der vielseitigen geister, der naturwissenschaft mit geisteswissenschaft zu verbinden wußte. Für mich war die tagung von englischen entwurfstheoretikern wichtig (1966), weil ich damit die möglichkeit für eine entwicklung in der forschung sah. Im anschluss daran habe ich mich als post graduate studentin bei John Christopher Jones an der TU Manchester eingeschrieben.

Auch der Archigramkongreß in Brighton, den eine kleine gruppe besuchte, war eine einzigartige erfahrung. Ich war mir völlig bewusst, dass die meisten projekte die präsentiert wurden nur utopien waren, aber ich sehe heute noch immer utopien als die möglichkeit perspektiven zu öffnen. Utopie ist in der heutigen neokonservativen welt ein schmutziges wort, für mich aber nicht.

Die veranstaltungen der filmabteilung waren das fenster zu einer andersartigen visuellen kultur, am meisten die alten filme. Es war das talent des zu früh gestorbenen Oimel Mai, um sehen zu lassen welcher kulturelle reichum sich auch in filmen befinden kann. Als das überleben der hfg kritisch wurde, waren natürlich alle aktionen zur rettung wichtig. Die konfrontation mit der Bauhauslegende Walter Gropius war dabei ein besonderes ereignis.

Welche studienarbeiten für mich wichtig waren

Die aufgaben im ersten studienjahr waren für mich einerseits wichtig als an-

tithesis für die architektur-erziehung, die ich bis zur hfg genossen hatte, zugleich waren sie mir zu praxis-entfernt. Vielleicht ist das die ursache gewesen, dass ich bei den späteren aufgaben viel zu analytisch alle aspekte in ihrer tiefe auseinander nehmen wollte, um auf diese weise die kenntnisse zu erwerben, die das erste jahr mir nicht gebracht hatte. Wichtig waren für mich die arbeiten die etwas mit wohnen als lebensbedürfnis zu tun hatten. Das schien mir die zentrale frage zu sein, und die aufgabe, die am besten mit hilfe der industrialisierung zu lösen war.

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Was ich mitgenommen habe, ist die rationalisierung meiner kritischen einstellung und die überzeugung, dass die bedürfnisse der endgebraucher die entwürfe prägen sollten. Ich bin mir bewusst, dass gerade bei serienmässig produziertem bauen diese bedürfnisse in einer marktwirtschaft eher als marketingpunkte denn als wissenschaftlich gegründetes fundament aufgefasst werden. Wo das wohnen entsozialisiert wird und zur reinen verkaufware gemacht wird, ist für solche prägungen kein platz. Als ich damals an der hfg studierte, schien systemhaftes entwerfen ein begriff mit zukunft zu sein. Für systemhaftes entwerfen war forschung nötig und das war die richtung, der ich folgen wollte. Den wunsch, mich eher mit forschung als mit entwurfspraxis zu befassen, hatte ich schon vor meinem hfg studium, er wurde aber dadurch stärker.

Berufsweg nach der hfg

1969-1973 Bouwcentrum te Rotterdam (abteilung Prototypen).

1973-1985 part-time und free-lance arbeit u.a Stiftung ACCIS (informatik für architektur), arbeit für die Stiftung Bouwresearch, übersetzerung, publizistin.

1985 Diplom an der Erasmus universität Rotterdam-Gesellschaftsgeschichte.

1985-2001 Historische forschung. Beraterin.

2001: Ernsthafte gesundheitsprobleme. Danach nur freiwillige arbeit.

Wie beurteile ich die hfg und die bau-abteilung im rückblick ?

Der begriff industrialisiertes bauen war historisch geprägt durch den zweiten weltkrieg und als lösung für die probleme, die dadurch entstanden waren. Das bauen wurde aber zu stark viel als eine art industrial design aufgefaßt, wodurch bauaufgaben zu formalistisch formuliert und gelöst wurden. Die basis blieb eigentlich eine ideologie von fortschritt und modernität, manchmal mit einem hauch dogmatismus. Aber in 4 jahren ist es geradezu unmöglich, die komplexität der bauwelt zu erfassen. Das gilt eigentlich für alle kurzen bauerziehungen. Im augenblick, wo sich das umweltbewußtsein entwickelte, wäre es logisch gewesen, daß die hfg ihr gesellschaftliches bewußtsein in dieser richtung weiter entwickelt hätten, aber die dozenten hatten diese perspektive nicht. Die hfg war eigentlich eine insel, aber schon eine insel mit brücken zum kontinent. Die brücken mußten die absolventen oft selbst bauen. Die konfrontation mit "der echten welt" war dadurch manchmal hart. Trotzdem habe ich die progressivität der hfg positiv erfahren, wobei das experiment ein wichtiges element der progressivität ist. Experiment heißt auch risiko, und das risiko ist schlussendlich in verlust umgewandelt worden. In ihrem internationalismus war die hfg aber ihrer zeit weit voraus.

Daß ich mich selbst nicht als entwerferin weiter entwickelt habe, ist nicht die schuld der hfg. Ich war ja schon immer mehr theoretisch eingestellt.

Geb. 11 .5. 1944. Diplom 1968

Myriam Darau „daru@planet.nl“

Publikationen

Bemerkungen zu einer Semiotik der Architektur, Hochschule für Gestaltung, Ulm, 1968, 87 pages.

A search for meaning in architecture considered as a non-verbal communication medium, Universiteit van Manchester, Manchester, 1969, 33 pages, plus appendix, thesis for the diploma in Technical/ Science.

OP nieuws, Rotterdam, 1970-73, editor of a news bulletin on environmental psychology.

CAAD, Bouwcentrum, Rotterdam, 1971, editor of the proceedings of the first Dutch seminar on CAAD Computer Aided Architectural Design (supported by BNA, the Dutch association of architects).

Stad in beeld. Review of methods of visual urban analysis, Bouwcentrum, Rotterdam, 1972, Report to the ministry of Housing, co-author R. Daru, 258 pages.

Tien stappen methode, Wonen, 1971, 10, 931, participatory method, co-author R. Daru.

Stadschrift. Methode voor het beschrijven van stadsbeelden, Bouwcentrum, Rotterdam, 1972, Report to the Ministry of Housing.

Design and linguistics, Design Activity International Conference, Londen, 1973.

Mobiele architectuur, Plan, 1973, 4, 37-59.

Morfologische tabel voor mobiele architectuur, Plan, 1973, 6, 17-49.

Mediatheek: kostbare onzin of zinvolle vernieuwing?, Plan, 1974, 8, 35-37.

Kennismaking met methodisch ontwerpen: exploratory research on design methods, report c 4-1 stichting Bouwresearch, 1975, 50 pages, research and primary text; eeditors E. Bourdrez & S. Mesman.

De architect: handelaar in tekens, Plan, 1977, 1, 7-16.

't probleem van het succes (van Beaubourg), Plan, 1977, 12, 12-38.

Het functionalisme is niet dood, want het heeft nog tegenstanders, Plan, 1977, 4, 931

Beaubourg: supermarkt van de cultuur, Plan, 1977, 5, 13-33.

Groot - tegen kleinschaligheid: de discussie gaat door. Konrad Wachsmann en Walter Segal, Plan, 1978, 6, 47-53.

Schematiseren, THE, 1978, syllabus for a course on diagramming

De fotografische kijk op de gebouwde omgeving, lectures at THE, 1978-126/7/8.

Bastides als machtsinstrumenten, Futura, 1979, 7/8, 16-21.

Natuur-natuurlijkheid. Ideeëngeschiedenis van het begrip natuur, 1980, manuscript.

Leve de redel, Plan, 1980, 1, 26.

Steden op bestelling. Bastides van Aquitanië en Languedoc. Stadsstichtingen rond de 13e eeuw, THE faculty of Architecture, Eindhoven, 1981, 31 pages., with R. Daru and a paper by van J. Kapteyns. exhibition and seminar.

Dudok- architect van de openbare ruimte, Het Financieele Dagblad, 1981-05-15, 11.

Erasmusprijs voor homme d'usine Jean Prouvé, Het Financieele Dagblad, 1981-1009, 11.

Joods feminisme in Duitsland tussen eind 19e eeuw en 1938 EUR Maatschappijgeschiedenis, Rotterdam, 1982, 26 pages, thesis social history.

Sociétés d'Agriculture in Frankrijk en Commissies van Landbouw in Nederland als vroege bestuursinstrumenten voor landbouwinnovatie en - beleid in de 18 en 19e eeuw, EUR Maatschappijgeschiedenis, Rotterdam, 1982, 54 pages plus appendix, thesis social and economical history.

Verkenning omtrent de geschiedenis van de materiële cultuur, technologie en cultuur, aanzet tot een ideeëngeschiedenis op milieugebied, 1982, thesis theory of the history of societies.

De Stijl en de architectuur, Het Financieele Dagblad, 1982-09-17, 13.

Het Nieuwe Bouwen en wat onzichtbaar blijft, Het Financieele Dagblad, 1982-12-17, 13

Geschiedenis van de materiële cultuur en Nouvelle Histoire, Skript, 5, 1983, nr. 4, 227-237.

Hongersnoden en graanhandelaren in Frankrijk, Engeland en Ierland in de 17e en 18e eeuw. Aanzet tot comparatieve analyse van hongersnoden (vergelijking met de Derde Wereld in de 20e eeuw), EUR Maatschappijgeschiedenis, Rotterdam, 1983, 37 pages., thesis history of agrarian-metropolitan societies.

Op zoek naar de geschiedenis van de materiële cultuur. Een vergelijking tussen de heemkunde en de

'histoire de la culture matérielle', EUR, Rotterdam, 1983, 21 pages., thesis history of societies.

Het Algemeen Uitbreidingsplan van Amsterdam als zelfstandige bijdrage aan het Nieuwe Bouwen, Het Financieele Dagblad, 1983-04-09/11, 17.

CIAM: de legendes, de oplossingen en de problemen in het gebied tussen architectuur en stedenbouw, Het Financieele Dagblad, 1983-05-07/09, 16.

De stad als idee en de werkelijkheid, Het Financieele Dagblad, 1983-06-04/06, 15.

Broodzetting en kwaliteit van het brood in de negentiende eeuw. Opkomst en neergang van een ge-centraliseerde bestuursmaatregel voor de controle op het brood in Nederland tussen 1811 en 1854, EUR Maatschappijgeschiedenis Rotterdam, 1984, 42 pages plus appendix, thesis history of mentalities De Gironijnse bastides: nieuwe centra uit de Middeleeuwen in de omgeving van Bordeaux, en hun ontwikkeling (tot de 20e eeuw), EUR Maatschappijgeschiedenis, Rotterdam, 1984, 55 pages., bijlagen, thesis retrospective geography.

Fragmentation or integration: the role of international classification in R & D for the built environment, Open House International Housing and the built environment, 9, 1984, 1, 45-51, with Roel Daru.

Bauausstellung Berlin 1984, Het Financieele Dagblad, 1984-04-24, 15.

Wonen in de droom van een ander, Het Financieele Dagblad, 1984-05-05/07, 15.

De kwestie der faecaliën. De afvoer van menselijke uitwerpselen als stadshygiënisch probleem in Nederlandse steden tussen het einde van de achttiende eeuw en het laatste kwart van de negentiende eeuw, EUR, Rotterdam, 1985, 182 pages plus appendix. Master thesis history of societies

Historisch Technology Assessment. Retrospective Technology Assessment en Retrogressive Retrospective Technology Assessment, EUR, Rotterdam, 1985, 98 pages., thesis theory of history of societies and techniques

Erasmusprijs voor een cultuurambtenaar, Het Financieele Dagblad, 1985-11-23/25, 14. Creator and editor of Net Werk, news bulletin van g Net Werk foundation for the history of hygiene and of the environment voor de geschiedenis van hygiëne en milieu, 6 issues per year. Seminars.

Men wil allerwegen licht en lucht laten circuleren, in 'Krachtens de Bouwverordening, 1861-1986 Bouw- en Woningtoezicht Rotterdam', Gijs Wallis de Vries, editor (Donker, Rotterdam, 1986) 31-51.

Report and inventory of objects in the archives of Nationale Kruisvereniging (Bunnik) for Nederlands

Openluchtmuseum (Dutch Open Air Museum, 1986).

Natuur als veranderend denkbeeld in tuin, park en landschap, Plan, 1986, 6, 9-29.

De kwestie der faecaliën, techniek en maatschappijgeschiedenis, Concept, 3, 1986, 1, 39-59.

The culture of quantitative graphics, paper for the Information Design Conference, Warwick University, december 1986; Information Design Journal. 1989.

Afval en milieu in de negentiende eeuw, De Ingenieur, 99, 1987, 55-61, with Henk van Zon.

Report- Inventory of industrial archeology Limburg for the Mine Museum foundation and provincial authority Limburg, december 1987.

Broodzetting en broodkwaliteit, De Negentiende Eeuw, 11, 1987, 3/4 december, 157- 168.

Het verleden van de toekomst: nu en morgen, over ontwerp- en vormgevingsmethoden en technieken uit de jaren zestig, die nu pas toepasbaar worden door de inzet van grafische microcomputers zoals de Apple Macintosh. With R. Daru. 1987. (On the renewed application of design methods thanks to new computers).

Reports for Monumenten Inventarisatie Projekt (MIP) Noord Brabant . 1988-1990.

Report on cultural heritage for Helmond (Helmond and province Noord-Brabant).

Een verdwijnend industrieland (Helmond, 1989).

Het ijzeren tijdperk in de architectuur in: 'Ijzersterk mensenwerk. Ijzer en staal in industrie en kunst' catalogus van de gelijknamige tentoonstelling, Museum Helmond, 1989, 145-181.

Industrieel erfgoed in Limburg with J. Starmans (Eisma, Leeuwarden / Maastricht, 1990).

Paper on the industrial cultural heritage of Helmond, Federatie Industrieel Erfgoed Nederland, 29-1-91.

Literatuuroverzicht milieugeschiedenis in: Kleio, 32, 1991, 9 (november), katern 1-8 (review article on environmental history).

Overzicht Nederlands en Nederlandstalig onderzoek op het gebied van de geschiedenis voor hygiëne en milieu. Inquiry and report on Dutch environmental research Stichting Net Werk, 1991.

Paper for national congress on the industrial cultural heritage, Mulhouse, France, 19-21 march 1992; Deux cultures: la culture des industriels est-elle à même de contribuer à la sauvegarde de la culture industrielle? le cas des Pays-Bas in: Le Patrimoine

Technique de l'Industrie, Bulletin de la Société Industrielle de Mulhouse, 1992, 11, 241-246.

Consulting for the conservation of de Bergoss factory in Oss march 1991. Seminar for Procter and Gambler on the cultural history of the laundry, Brugge 14 february 1992. Paper on the social construction of household technology, in particular the laundry.

Lecture on the conservation Philips factory on Emmasingel in Eindhoven, 6 april 1992, Plaza Futura, Eindhoven. (Witte Dame).

Geschiedenis van hygiëne en milieu, Gewina, Tijdschrift voor de Geschiedenis der Geneeskunde, Natuurwetenschappen, Wiskunde en Techniek, 15, 1992, nr. 2, 125-128.

Risky business: piped drinking water in Dutch towns 1880-1920. Paper and lectures at the first conference of the European Association of Urban Historians, 4-7 september 1992, Amsterdam.

Personal working styles in the CAAD studio paper with R. Daru, ECAADE conference on CAAD, Barcelona november 1992.

De min gegoede klasse is tot onreinheid geneigd in: 'En dat al voor de arbeidende klasse' 75 jaar Volkshuisvesting Rotterdam, Len de Klerk en Herman Moscoviter, editor (010, Rotterdam, 1992) 57-77.

Een verborgen eiland. Een historiografische verkenning van de geschiedenis van huishoudelijke arbeid in: Tijdschrift voor Sociale Geschiedenis, 19, 1993, nr. 4 (november) 381-431. With H. Lakmaker.

Symposium for the 100th after the death of Charles T. Liernur, inventor of the vacuum toilet en the dual sewage system. Liernur als autodidact, uitvinder en ontwerper 10 pages (Eindhoven, 1993).

Translations (into french) of 2 books on the architecture and town design of Djenné in the republic of Mali.

Paper for the VIII International Association for History and Computing conference in Graz, august 1993, Historical graphicacy. About the art of translating historical data into revealing, attractive and correct graphics and the ability to interpret them in: The Art of Communication. Grazer Grundwissenschaftliche Forschungen, G. Jaritz, I.H. Kropac, P. Treibenbacher, editors, (Graz, 1995) 271-287.

Graphic explorative modelling of historical data in: Structures and contingencies in computerized historical research. Proceedings of the IXth International Conference of the Association for History and Computing Nijmegen 1994. O. Boonstra, G. Collenteur, B. van Elteren, editors, Cahier VGI 9 (1995) 55-66.

Het temmen van de beer. De stad als eco-historisch

vraagstuk in: 's-Hertogenbosch 3, 1995, nr.1, 1-10.

Wonen in 't Hool in 1995 in: 25 jaar't Hool. een bijzondere wijk in Eindhoven, Hans Schippers, editor (Eindhoven, 1995) 44-56.

Water and women in Dutch towns 1850-1914: conflicting logics, European Social Sciences History Conference, Noordwijkerhout 1996.

De gezonde stad in: 'Op de groei gemaakt. Gerieflijkheden voor een wel-ingerigte stad. Anderhalve eeuw Gemeentewerken Rotterdam' Herman Moscoviter, editor. (Gemeentewerken Rotterdam, 1996) 83-103.

Van taarten en balken Christmas special issue Grafisch Nederland december 1996 on statistical graphics and infographics. Original idea and text of two chapters: Geschiedenis, 6-36. Achtergronden (with Karel van der Waarde) 37-74. Bibliography.

Paedagogica Historica. Guest editor and introduction of special issue on Purity, 23, 1997, nr. 3. - Introduction 761-764.

Technologie aan tafel. De opkomst van de gezelligheidstechnologie in: Schoon genoeg, Carolien Bouw and Ruth Oldenziel red. (SUN, Nijmegen, 1998) 175-196.

Het beeld van de vrouw in de hygiënistische propaganda 1900-1940 in Gezond en wel. Vrouwen en de zorg voor gezondheid in de twintigste eeuw, Marijke Gijswijt-Hofstra and Rineke van Daalen, editors (AUP, Amsterdam, 1998); Short article on the same subject in magazine Savante.

'Ozonation, an invention which had to wait', paper for the European Social Sciences History Conference, Amsterdam 1998, chair for a session on the history of water

'Waterwerk', lecture for Centrum Vrouwen en Exacte Vakken 'Techniques in the household'. Utrecht, 24 september 1998.

De parelketting van Van Ettinger paper for the conference 'De maakbaarheid van Nederland' 2000.

Jacques Bertin and the graphic essence of data, Information Design Journal, 10, 2000/01, 20-25) Translation of article by Jacques Bertin, a trix theory of graphics, Information Design Journal, 10, 2000/01, 5-19).

Editorial work for Net Werk (newsletter on the history of the environment and of hygiene) (continuing).

Translation of Visual Display of Quantitative Information by Edward Tufte into French.

Paper on 'The construction of waste', International

round table conference for environmental history, Clermont Ferrand, 1-3 may 2000.

The dialectics of dirt in: Le démon moderne/The modern demon. Pollution in urban and industrial european societies, Christoph Bernhardt and Geneviève Massard-Guilbaud editors (Presses Universitaires Blaise Pascal, Clermont-Ferrand, 2002) 57-74.

Und ist es wahnsinn, so hat es doch methode!

(Shakespeare's HAMLET, abseits, akt II : auftritt II, 1600/02)

Roel Daru



Entwerfen ist ein versuch, ordnung aus notwendigen und freiem willen zu schaffen, wo es sonst nur zufall und chaos gibt. Ich habe die hfg und meinen lebenslauf in diesem spannungsfeld erlebt. Das zitat drückt das ganz gut aus und ist deshalb auch geeignet, als titel verwendet zu werden. Es gibt noch eine andere formulierung, die das problem trifft:

'Logic amounts to a sequence of rational moments, always immersed in the infinity of the irrational! (Jacques Bertin: graphics and graphic information processing, de gruyter, berlin, 1981, seite 179)

Klassisches entwerfen ist eine von oben (top-down) anfangende tätigkeit zur schaffung einer ordnung. Aber im chaos der aufgabenbewältigung, der lagerbildung und schliessung der hfg (wobei vieles lernen durch lehren stattfand) und später im leben habe ich auch von unten beginnende (bottom-up) prozesse der selbstorganisation und emergenz miterlebt, ihre rolle schätzen können und versucht, das in dementsprechende entwurfs-, forschungs- und verfahrensverfahren umzusetzen.

An der hfg habe ich dazu die konzeptionellen grundlagen bekommen in fächern und schlüsselwörtern wie synergetik, systemtheorie, kybernetik und topologie (vernetzung). Auch ausserhalb der vorlesungen habe ich in ulm über die grundlagen der selbstorganisation und emergenz schon manches erfahren können. Bedeutungsvoll war zum beispiel Jane Jacobs buch: the death and life of great american cities aus 1961, worin sie die vorherrschende stadterneuerungsverfahren kritisierte, weil sie gemeinschaften zerstörten und unnatürliche städtische räume schafften, statt dichtbesiedelte, funktionsgemischte und funktionsfähige nachbarschaften zu entwickeln. Jane Jacobs zitierte dazu ausführlich Warren Weaver's intern erstatteten bericht für de Rockefeller Fou-

dation über unordnung und organisierte komplexität als grundlage für selbstorganisation und emergenz. In ganz anderen wörtern hat auch Christopher Alexander sich damit befasst in seinem aufklärenden essay über 'a city is not a tree' aus 1965, dass ich viel später mit (mir auch in ulm schon begegneten) Bertin-techniken ('semiologie grafique', 1967) als software verarbeitet habe.

Insbesondere die ulmer grundlehre, aber auch das restliche lernen und lehren innerhalb der isolation des hfg-campus auf dem oberen kuhberg in ulm, hat für mich etwas ergeben, wie es im titel formuliert ist.

Warum ich an die hfg und an die bauabteilung ging

Ich studierte am anfang der sechziger jahren bauen auf einer ingenieurschule in den Niederlanden. Während eines einjährigen architekturpraktikums im krankenhausbau war ich involviert in funktionelle komplexe der sich damals schnell entwickelnden (teil)entwurfsprobleme wie z.B. Röntgenabteilungen. Im letzten jahr meiner hochschul ausbildung berichtete die baupresse über die gründung einer 'stichting architecten research' ("SAR"). Ihr erster direktor war John Habraken, mit originalen gedanken und buchveröffentlichung auf dem gebiet des industrialisierten bauens. Es gab wohnungsnot, der wohnungsbau wurde mit allen zur verfügung stehenden mitteln gefördert und bauunternehmer akzeptierten nur noch bauströme mit mehr als 1500 wohnungen. In erwartung auf meine wehrpflicht durfte ich nach meinem diplom bei "SAR" an ihrer ersten veröffentlichung ("SAR"65) mitarbeiten, womit die beendigung der anonymen massenbauweise gefördert wurde. Es gab methodische und geometrische regeln zur spaltung und reintegration der produktion in träger (wie autobahnen anzufertigen) und ausbau (wie autos

hochtechnologisch industrialisiert zu produzieren). Während eines bewerbungsgesprächs und präsentation beim "SAR" in 1962/63 erklärte Thijs Bax, absolvent der Technischen Universität (TU) Delft, abteilung bauen, dass es dort keine möglichkeit mehr gab, industrialisiertes bauen zu studieren. Er hatte – mit einer gruppe von sieben Studenten – seine diplomarbeit in rahmen des industrialisierten bauens gestellt und ausgearbeitet. Die architekturprofessoren hatten die entwurfe widerwillig und als nicht ganz sinnig akzeptiert und zugleich gesagt, dass es das letzte mal gewesen sei. Im gegensatz dazu hat sich die bauabteilung der hfg dem industrialisierten bauen vollständig zugewendet. Es wurde mir deshalb klar, wohin ich nach meiner wehrpflicht gehen sollte.

Wie ich die hfg erlebt habe

Die Grundlehre habe ich leider unvollständig miterlebt, weil ich nur kurz vor weihnachten zeitweilig aus meiner wehrpflicht entlassen war. Die grundlehre war damals abteilungspezifisch organisiert und aufgespalten in werkstattübungen und entwurfsübungen in den abteilungs-räumen. Die einführungen in die werkstätten haben wir als baustudenten des ersten jahres zusammen absolviert. Es gab werklehre-übungen zur handwerklichen kenntnisnahme der möglichkeiten der werkstätten für spätere entwurfsarbeiten. Als arbeitsanleitungen benützten wir dort standardmodelle, entlehnt aus den äusserst elementar gehaltenen formenvokabular und grammatik der ulmer und der bauhauslehre. Es war für mich auch die entdeckung von deutschen werkstattmeistern mit ihren unerschütterlichen auffassungen über gründlichkeit, sauberkeit, reinheit, präzision und ihrem spitzengefühl für fehlerverschleierung. Die eigentlichen entwurfsübungen wurden 'einführung in die gestaltung' oder 'grundlagen der gestaltung' genannt. Sie waren systematisch und methodisch innerhalb eines zyklus' von

kurzübungen organisiert und mussten immer auf schoellerhammer karton diszipliniert absolviert werden, mit tintenzeichnungen, schemata, erläuterungen und dreidimensionalen modellen. Jeder zeichenfehler war auf schoellerhammer karton fatal, korrektoren waren nicht unsichtbar zu beheben und deshalb anlass zu frustration und neuanfang.

Später habe ich bei Broadbent (1973) erfahren dass es sich bei solchen grundkursübungen um 'kanonisches entwerfen' handelte. Broadbent war der ansicht dass es mindestens 4 aufeinander aufbauende ansätze zum entwerfen gab:

1. 'pragmatisch' (erfahrungsgemäss entwerfen mit dem material, was zum bauen zur verfügung steht),
2. 'ikonisch' (kopieren von erfolgreichen, pragmatischen lösungen als fester typus und vorstellungsbild wie zum beispiel ein krankenhauseabschnitt in der "Neufertschen Bauentwurfslehre" aussieht und funktionieren sollte),
3. 'analogisch' (wie man realisierte oder gezeichnete fremdmuster und -körper mit der aufgabe assoziieren und hinein projizieren kann um als ergebnis zu unerwarteten, aber trotzdem anwendbaren, kreativen lösungen zu kommen),
4. 'kanonisch' (mit einer menge von teilobjekten, zum beispiel als proportions-, netz- oder gitterregeln, als analoge fremdmuster eine grundriss oder fassadelösung anzuvisieren).

Der grundkurs fing also am ende an, beim ansatz 4 'kanonisch'. Die aufgabe war rational 'kanonisch' (4) mit universellen, mathematisch begründeten gestaltungsregeln zu lösen statt pragmatisch (1) zu bewältigen und sollte auch ohne historischen, ikonischen (2) kopier- und lösungsballast stattfinden. Auch das 'analogische' (3) entwerfen wurde nicht gelehrt aber trotzdem stillschweigend für die komplexere aufgaben der späteren jahren praktiziert.

Einer der nachdrücklich gestellten ziele der grundlehreaufgaben war auch, die entwurfsphantasie anzuregen. Aber offensichtlich nicht (wie üblich) durch intuitive und 'analogisch/metaphorische' kreativitätstechniken, die uns für problemempfindlichkeit, problemfindung, ideenbildung oder zur erhöhung der vielfalt, flexibilität und originalität der hervorzubringenden lösungen konditionierte. Wir sollten im gegenteil kreative lösungen finden, indem wir unser denken disziplinierten und ihm methodische beschränkungen auferlegten. Statt ausserhalb des konventionellen bereiches zu denken und deshalb alle möglichkeiten zu untersuchen, wurden wir dazu gebracht, innerhalb der moralisch gestellten grenzen der aufgaben unserer (auf strukturellen prinzipien gestützten) lösungen zu erarbeiten. In wirklichkeit sollten wir selbstverständlich beides tun: innerhalb (ansatz 4) und ausserhalb (ansatz 3) der vorhergesehenen problemgrenzen nach geeigneter lösungen suchen.

Es gab aufgaben mit vorzufertigenden 2D flächen mit raster, netz- und gitterstrukturen und aus den flächen zu transformierenden 3D körpern als strukturelle und geometrische ordnungsmittel und als methodische anreger der kanonischen phantasie. Kräfte, funktionen und ablaufverfahren sollten gelöst werden mit bestimmten anordnungen, verbindungen und verteilungen. Zu den zu erwägenden stichwörtern gehörten ordnung, klarheit, einfachheit, systematik, rationalität, symmetrie, struktur, topologie, methodischer aufbau, modularität, leichtbau, vorfertigung, und soweit.

Die grundausbildung sollte laut Maldonado allmählich in den nachfolgenden jahren in angewandtes entwerfen übergehen. Bei uns gab es jedoch einen abrupten bruch zwischen den aufgaben des ersten und des zweiten jahres. So beschäftigten wir uns am ende des ersten jahres mit einer ziemlich einfachen, aber prinzipiell und strukturell zu lösenden aufgabe mit 'netztransformationen',

weil es im nächsten jahr weiterging mit der viel komplexeren aufgabe über 'ausbau- und produktsysteme für städtischer freiräume'. Eine bessere übergangsaufgabe wäre zum beispiel gewesen, ein innenwand- oder bushaltesystem zu entwerfen. Damit hätten wir die im ersten jahr geübten strukturellen grundlagen anwenden können auf das hightech bauen des zweiten studienjahres (mit glas, metall und kunststoff- baumaterialien). Aber ein wirksames, didaktisch institutionalisiertes rückkoppelungsverfahren gab es damals nicht, trotz vorlesungen in der kybernetik, die die nötigen anlässe dazu hätte geben können.

Die abteilung war klein und übersichtlich und im ersten stockwerk des westlichen lehrtrakts angesiedelt. Jedes studienjahr hatte seinen eigenen gruppenraum, die dozenten ihren eigenen büroraum und auch das angegliederte 'institut für industrialisiertes bauen' hatte ebenfalls seine eigenen räume. Vorlesungen gab es nebenan im hörsaal. Die wichtigste und langwierigste kommunikation gab es mit dem eigenen studienjahr, weniger mit den anderen jahrgängen und noch weniger mit studenten anderer abteilungen. Gesamtseminare für die ganze abteilung mit gastdozenten gab es kaum, gastvorlesungen für die ganze schule desto mehr. Die möglichkeiten einer synergiebildung existierte, wegen der grossen variation von studenten und dozenten unterschiedlicher herkunft, bildung, hintergründen und erfahrungen.

Die gebäude haben mich offensichtlich beeindruckt, weil ich viel später noch davon geträumt habe. Ich war vom ärger wach geworden, weil man im traum das gebäude abreissen wollte wegen faulenden holzfenstern die deshalb für zuviel geld erneuert werden müssten (faulerscheinungen gab es schon 1964-68). Jahre später habe ich erfahren, dass es tatsächlich mal die rede davon war das ganze gebäude abzureissen wegen seiner lausigen holzfenster.

Räumlich hatte die hfg mich sofort beeindruckt. Viel später aber habe ich als student beim herumführen von besuchern bemerkt, wie unterschiedlich man das gebäude erfahren und interpretieren konnte. Die klare einfachheit der räume und wände/fassaden, fussböden und decken haben manche besucher nur als ärmlich empfunden, genauso wie man die grosszügig angelegten flure, treppen und die individuell gestalteten anchlussräume zwischen den bautrakten – mit der möglichkeit zur additionellen verwendung wie für feste und ausstellungen – oft nur als reine raumverschwendung betrachtet hat. Auch die schrägperspektiven entlang der flure und anchlussräume hat man oft nicht spontan bemerkt, geschweige denn das man es schätzen konnte. Die eingliederung in die landschaft und die aussicht über die Bayerische hochebene allerdings hat man schon ganz gut bewertet.

Langwierig hat der hfg grundriss mich auch als entwurfsaufgabe beeinflusst. Es gab topologie-unterricht mit in graphen und matrizen darzustellenden zusammenhängen. Damit haben wir die theorie von Kevin Lynch verarbeitet über 'the image of the city' aus 1960. Dazu kam der essay 'a city is not a tree' von Christopher Alexander von 1965, der auf einmal klar machte, wie man topologie, mengenlehre und graphentheorie aus dem hfg unterricht in architektur und städtebau verhaltensgerecht auslegen und anwenden konnte. Übertragen auf die hfg war der räumlich gelungene grundriss jedoch topologisch betrachtet monofunktional und zentralistisch-hierarchisch wie ein baum ausgelegt, mit nur als sekundär erscheinung innerhalb der letzten verzweigungsenden einer durch querverbindungen hergestellten halbbaumstruktur – durch mit türen verschlossene halb private räume. Vom herumirren und jemanden spontan treffen war deshalb nicht die rede. Dazu gab es zuviel soziale kontrolle beim vorbei- oder hindurch laufen. Ohne einladung bin ich deshalb nie in die andere hfg

abteilungen geraten. Freundschaften machte man ausserhalb der bauabteilung überwiegend in den zentralen gemeinschaftsräumen und als einwohner im wohnturm.

Zur graphen- und matrizen bearbeitung mittels graphisch-visueller, statt der herkömmlichen algebraisch-mathematischen techniken hat sich für meine spätere forschungsarbeit das (in 1967) in der hfg bibliothek erschienene buch 'sémiologie graphique' von Jacques Bertin als ganz wichtig erwiesen. Damit war es möglich, räumlich-visuell daten umzugruppieren und in visualisierten daten versteckte muster heraus zu bilden (mit bei designern gut entwickelten musterrentdeckungsvermögen). Dazu benötigte man entweder neu zu ordnende karteikarten oder ein 'domino' gerät womit man ebenfalls im stande war, matrizen- und netzdaten zu bedeutungsvollen klassifikationen, oder zu entwurfen umzugruppieren und entscheidungen daraus abzuleiten. Das graphisch-visuelle umgruppieren konnte man damals entweder mit dem erwähnten 'domino' handgerät oder einem minicomputer, ausgestattet mit einem runden, phosphorgrünem bildschirm zur visualisation, durchführen. Das handgerät erforderte bearbeitungszeiten von stunden bis tagen, während die minicomputer die gleichen manipulationen zu minuten bis stunden reduzierte (und wir später auf unserem Macs es in bruchteilen von sekunden bis minuten schaffen konnten).

Die gemeinschaft

Die gemeinschaft wurde am arbeitsplatz gepflegt, in den pausen, beim mittagesen, bei der bar während der nachmittagspause und am abend. Es gab informelle ausflüge am wochenende mit kleinen gruppen aus unterschiedlichen abteilungen zusammengesetzt. Damit wurde es möglich, einander kennen zu lernen (mit allen unterschiedlichen hintergründen und erfahrungen aus der ganzen welt).

Organisierte ausflüge gab es selten. Ich erinnere mich, dass wir einmal selbst ein fest organisiert haben, womit wir soviel geld verdienten, dass wir damit zu einer internationalen architektagung in Prag fahren konnten. Eine 'archigram' konferenz in England habe ich verpasst, wegen geldmangel. Freizeitanlagen für sport gab es nicht und war auch bei den meisten gar nicht gefragt. Musik wurde schon gehört auf dem eigenen zimmer, aber studentische theater- oder musikaufführungen in der aula gab es damals nicht. Auch wurde der bundeswehr nicht nachgefolgt, wenn sie am kuhberg skifahren ging. Kulinarischen austausch gab es jedoch im wohnturm beim essenbereiten mit rezepten aus der ganzen welt. Die campusatmosphäre unterstützte übrigens nicht jede geistliche gesundheit. Bei festen tobte ein kommilitone aus unserem studienjahr der bauabteilung so intensiv, dass er schlussendlich nach einer irrenanstalt abtransportiert wurde. Er nannte mitstudenten proleten und war deshalb auch nicht beliebt und gefragt bei festen im wohnturm und reagierte dementsprechend wieder mit getobe. Und selbstmord hat es auch gegeben.

Die feste wirkten als erholung nach der disziplin der aufgabenabwicklung. Die routine wurde durchbrochen, freundschaften wieder hergestellt. Am meisten beeindruckt war ich in 1964 von einem multimedialen fest mit film- und diaprojektionen auf – frei in den räumen gehängten – zweiseitig wahrnehmbaren leinwänden. Das selbst organisierte fest war das grösste, erforderte die meiste vorbereitungszeit und die grösste mannschaft, aber es lohnte sich sehr zur finanzierung unser Prag-Exkursion. Die wohnturm- und atelierwohnungsfeeste waren am intimsten, die (gast)dozenten wohnungsfeeste waren eine gelegenheit, um dozenten kennenzulernen. Die feste im freien auf der terrasse bei der mensa waren schon wegen der aussicht schön. Auch unter den bäumen hinter den atelierwohnungen war es angenehm zu feiern.

Lagerbildung

Die Lagerbildung zwischen 'theoretikern' und 'gestaltern' war bei meinem eintritt 1964 schon völlig zum vorteil der gestalter entschieden. Ich berichte also ganz klar aus der perspektive der letzten 'rückkehr- und stabilisierungsphase' (etwa '63-'68), wo wieder gestalter in der führung waren und die übrig gebliebenen theoretiker mit ihren fächern zurückgestellt waren. Sie hatten weniger vorlesungen und wurden allmählich mit neu ernannten dozenten in sozialwissenschaftlicher richtung umgelenkt. Bei der bewerbung und dem eintritt jedoch war ich schon motiviert durch die prospekt-darstellung aus dem vorhergehenden, mathematisch und physisch inspirierten, methodisch ausgearbeiteten lehrprogramm der verwissenschaftlichten phase (zirka '57-'62). Gerade die logi-sche, methodische vorgehensweise beim entwerfen hatte mich – mit meiner krankenhaus entwurfserfahrung und "SAR"-hintergrund als ergänzung zur herkömmlichen intuitiven, künstlerische arbeitsweise – angezogen. Im grundkurs kam – wie gesagt – das systematische und methodische vorgehen gut zum tragen, aber es verwässerte wieder danach. Schnaidt sagte auf die entsprechende frage, dass man in dem vorhergehenden jahren viel zu viel programmierte, und kaum sich noch mit dem eigentlichen entwerfen beschäftigt habe. Das hätte sich deshalb als fehler ausgewiesen.

Die schule war – wie erwartet – funktional ausgerichtet und setzte sich entschieden ab gegen die gewerbliche tradition. Künstlerische emotionale und spontane tätigkeiten sollten wir so weit wie möglich und sinnvoll ersetzen durch logisches und überlegtes soziales denken und tun, mit dem erklärten ziel der humanisierung des alltags. Deshalb sollten unsere entwürfe ästhetisch-äusserlich ganz einfach, ehrlich und puritanisch (minimalistisch) aufgebaut sein, ohne 'verbrecherische' – zeit, energie und geld verschlingende – ornamente (Loos). Die

klare – einfach zu fertigende und zu bedienende – form sollte sich nie durch leeres, falsches, nutzloses oder überflüssiges überdecken lassen – wie wir es uns ganz nah im (glänzenden!) Wiblinger Barockkloster und –bibliothek ansehen konnten. Dort gab es zum beispiel holzsäulen mit (ausgezeichnet!) imitierter marmorbemalung. Die parole von Mies van der Rohe 'weniger ist mehr' (less is more) wurde deshalb vorgezogen auf Venturi's parodie aus 1966: 'weniger ist dumm/langweilig' (less is a bore) und deswegen wir die hfg gebäude besser schätzen lernen sollten, als den überschwänglichen Wiblinger barockstils.

Aber als ornament wirkende muster durften wir schon hervorbringen, wenn es mathematisch und funktional zu motivieren war. So beschäftigte ich mich mit symmetrie operationen und matrizen transformationen, um damit ornamente ohne ornament zu erzeugen.

Die errungenschaften der modernen informationstheorie, kybernetik und wahrnehmungspsychologie sollten wir als leitgedanken beim entwerfen aufnehmen. Die gängige einzelarbeit und gemeinsame auswertung der ergebnisse im atelier sollten ersetzt werden durch die arbeit in entwicklungsgruppen wie sie in der modernen industriegesellschaft üblich ist. Statt einzelprodukte zu entwerfen sollten wir – mit industriellen massenproduktionsmitteln hergestellte – ganzheitliche systeme bevorzugen. Herkömmliche und schmutzig zu verarbeitende baumaterialien sollten wir ersetzen durch moderne, saubere materialien und verfertungsverfahren mit wiederverwertbares abfall.

Die bis hierher erwähnte lagerbildung war mehr nach aussen gerichtet, weil wir untereinander darüber schon ziemlich einig waren. Die interne auseinandersetzung war mehr darauf gezielt, wie man das alles in der erziehung verwirklichen sollte. Entweder mit wissenschaftlern in der führungsspitze und begabten entwerfern an zweiter stelle (verwissens-

chaftlichung), oder das herkömmliche, umgekehrte prinzip der professionalisierung. Als studenten jedoch befürworteten wir beides innerhalb einer drittelparität. Wissenschaftler und entwerfer sollten sich zusammen mit studenten in gleicher parität beteiligen bei der zielsetzung und ausarbeitung der lehrinhalte und aufgabenstellungen. Die frage der drittelparität in unterschiedlicher formen war damals eine aktuelle forderung der studenten überall in der BRD (und anderswo). Diese auseinandersetzung wurde zur seite geschoben durch die haushaltsprobleme und schlussendlich durch das schliessen der schule. Das alles hat auch mit der allgemeinen politischen lagerbildung zu tun wegen des Vietnamkrieges und dem studentenaufstand in Paris – von dort aus strahlten die unruhen überall in die welt und insbesondere in die BRD aus.

Meine mir in der bauabteilung begegnete lebensgefährtin Myriam hat die lagerbildung auch ganz persönlich verspürt, weil sie durch Ohl als damaligen rektor durch "sofortdekret" aus der schule entlassen wurde. Grund waren ihre äusserungen und die ablehnung, die hfg ohne weiteres nach Paris umzusiedeln. Weil sie französische war, hatte Ohl sie eingeladen mit vertretern der Französischen regierung mitzureden, um die von der schliessung bedrohte hfg nach Paris/Versailles (in den pferdestallkomplex) umzupflanzen. Mann beabsichte damit die unzufriedenheit der beaux arts studenten mit ihrem verkalkten erziehungssystem zu dämpfen. Die hfg als international anerkannte, fortschrittliche schule sollte die geste sein, womit die regierung zeigen konnte, dass es ihr ernst war, ihre versprochenen, radikalen erziehungsreformen durchzusetzen. Myriam war der ansicht dass man etwas fortschrittlicheres braucht als die hfg und deshalb ganz neu anfangen sollte. Ohl's entlassungsreaktion war unverzüglich. Aber sein entlassungsdekret hat Myriam sofort öffentlich gemacht. Das löste unmittelbar eine reaktion aus bei studenten der Abteilung Visuelle Kom-

munikation, die zur selben zeit in einer sitzung zusammen waren. Sie erklärten gemeinsam dasselbe wie Myriam und damit verbreitete, beziehungsweise entschärfte der entlassungsgrund sich durch die ganze studentenschaft. Ohl zog sein dekret nach heftiger diskussion mit der studentenschaft im hösaal zurück, aber weigerte sich später, seine formale unterschift als rektor der hfg in unsere diplomhefte zu setzen. Ein oder zwei jahre später haben wir sie trotzdem nachträglich von der Geschwister Scholl Stiftung bekommen.

Welche dozenten, themen, veranstaltungen für mich wichtig waren

Wichtig für mich waren dozenten wie Claude Schnaidt und Werner Wirsing als hauptbetreuer, auch ausserhalb der schule, entweder am wochenende oder in abendzusammenkünften. Ich kann mich an anregende vorlesungen von Helmut Emde, Abraham Moles, Thomas Maldonado und den assistenten am 'institut grundlagen moderner architektur' (igma) von Jürgen Joedicke an der TU-Stuttgart: Lutz Kandel, Gernot Minke und Manfred Speidel erinnern. Herbert Ohl hatte immer für seine übungen seine assistenten Bernd Meurer und Günther Schmitz geschickt. An vorlesungen von ihm kann ich mich nicht erinnern. Günther Schmitz hielt vorlesungen über modulare koordination.

Wichtig für mich waren themen die in direktem zusammenhang mit dem industrialisierten bauen gesetzt werden konnten. Weiter waren gesellschaftliche und kulturelle themen wichtig über alltägliches, menschliches design und gestaltung; mit neuen formen des zusammenlebens und den daraus folgenden entwurfskonsequenzen für partizipation und selbstverwirklichung beim entwerfen und bauen und der dazu gehörigen nutzerbezogenen organisation des entwurfs- und bauprozess. Weil wir das kanonische und funktionale entwerfen eingeübt bekamen, waren auch formales entwer-

fen und funktionsbezogene bedeutungstheorie als themen für meine entwurfsarbeit wichtig. Im zusammenhang mit meiner selbstgestellten aufgabe über verdichtungs- und wachstumsfragen in der architektur und im städtebau war ich auch interessiert an beispielhaften biologischen evolutionsprozessen und an der bionik – der anwendung und technischen übersetzung biologischer lösungsprinzipien – wie wir sie von Victor Papanek erklärt bekommen haben.

Wichtig für mich waren veranstaltungen wie die gastvorlesungen am mitwoch, beziehungsweise seminare und demonstrationen/praktika, geleitet durch gastdozenten und/oder eigene dozenten. Die mittwoch vorlesungen waren für mich wichtig, weil sie die möglichkeiten boten, ausserhalb des eigenen einfalls- und gedankenspektrum zu treten und zu bemerken, wie man anderswo über bestimmte sachen ganz andere ansichten entwickelt hatte. Es gab dann die möglichkeit zur auseinandersetzung und zur abwägung gegensätzlicher meinungen. Wichtig für die allgemeine bildung waren auch die von Oimel May thematisch organisierten, eingeleiteten und zur diskussion gestellten filmvorführungen. Auch die klein oder gross angelegten feste waren von bedeutung. Was vielleicht bedauerlich gefehlt hat, waren selbst organisierte schauspiele und (freiluft)konzerte, aber was wir sicher nicht entbehrt haben waren sportveranstaltungen und einweihungsfeiern.

Welche studienarbeiten für mich wichtig waren

Die grundlehreübungen haben mir gezeigt, wie man auch mit ganz grossen beschränkungen gute lösungen hervorbringen kann, wenn man prinzipiengetreu und methodisch im stande ist, das dann notwendigerweise genau abgegrenzte problemgebiet zu erkunden. Die grundrissentwürfe für den massenwohnungsbau waren für mich wichtig,

weil es zugleich ein wohnkulturelles und funktionelles problembereich darstellte, das anschluss gab an die "SAR" – forschung woran ich mich beteiligt hatte und einen anschluss gab an die aufgaben des industrialisierten bauens. Als problembereich war es ausserdem relevant zur lösung des damaligen wohnungsmangels.

Die frei zu wählen projekte – wie über verdichtung – und die damit zusammenhängende computerarbeit an der TU-Stuttgart waren ebenfalls für mich von bedeutung weil es mir erlaubte, meinen eigenen interessen zu folgen. Das war auch der fall mit der theoretischen und praktischen diplomarbeit über städtische gewebe und über leichtbauteile für additive strukturen.

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Sie stammen aus der ersten, breit und tief ausgearbeiteten aufgabe des zweiten studienjahres. Es hat mich durch schaden klug gemacht, dass man nie wieder starr und systematisch aufeinander folgend entwerfen sollte. Das heisst mit jeweils getrennten phasen zum analysieren, entwerfen und bewerten. Das hat sich katastrophal ausgewirkt für die spontane ideenfindung. Die belehrung war, dass wir immer parallel arbeiten sollten und uns dabei lenken lassen sollten durch spontane und plötzliche einfälle, weil man solche assoziationen sonst sofort vergisst. Deshalb sollten wir die phasen zufallsgesteuert anwenden. Die rolle und bedeutung des zufalls hat mich allmählich weiter geprägt. Pläne zu machen zum beispiel ist gut, um sich eine momentane übersicht zu verschaffen und um sich zu aktivieren, aber man sollte sich nie der illusion hingeben, dass alles ablaufen wird wie geplant. Ich war dann auch immer misstrauisch wenn mitstudenten ihre ausgeführte entwurfsarbeiten mit ganz regelmässige planungstabellen dargestellt hatten, ohne zufallsereignisse einzubeziehen. Die rolle des zufalls in der evolu-

tion als treibende kraft der entwicklung neuer lebensformen und den späteren aufstieg von chaos- und komplexitäts-theorie hat mir immer mehr anlässe und erkenntnisse gegeben. Eine andere – verstärkte – prägung gipfelte in dem leitsatz 'form folgt funktion' statt das umgekehrte, wie bei manchem 'echten' ulmer. Am liebsten kaufe ich etwas was zugleich schön und praktisch ist, aber wenn ich nur die wahl habe zwischen praktikabilität und ästhetik, bevorzuge ich die gute funktion auf der guten form.

Berufsweg nach der hfg

Berufliche stationen und arbeiten brachten mich erst in das 'bouwcentrum' und später an die 'tu/eindhoven'. Bei der stiftung 'bouwcentrum' habe ich mich bei der abteilung 'prototypen' beworben, dort wurde ich aber wegen politischen finanzverschiebungen bei vorbereitung, entwurf und ausführung von ausstellungen über wohnungs- und wohnumgebungs-partizipation, beziehungsweise -repräsentation und -simulation eingesetzt. Ich habe dabei mit Myriam (zurück aus England mit einem postgraduate diplom 'design research') unter anderem einen ganz billigen 'urbanoscoop' entwickelt, als redesign (um mit einem sehrohr und videokamera in einer baumaquette auf augenhöhe schwebend und elektro-mechanisch gesteuert rund zu fahren und aufnahmen zu machen). Statt viele millionen wie beim original, haben wir dort eine 50.000 gulden kostende lösung entwickelt.

Als wissenschaftliche mitarbeiter haben wir weiter forschungsaufträge ausgeführt für das ministerium für wohnungsbau und raumordnung. Wir verwendeten dazu auch – später unterstützt durch ein psychonom-psycholabor geräte und versuchspersonen zur simulationserforschung der umwelt. Dazu habe ich auch den ersten forschungsbericht über das leistungskonzept für die bauwelt als vorschlag für das ministerium geschrieben. Weiter habe ich damals Myriam

unterstützt bei der vorbereitung und ausführung eines ersten (3x2 tage und abende dauernden) seminars über computer aided architectural design in den Niederlanden, das für juniormitglieder grosser architekturbüros und für die drei niederländischen technischen universitäten durchgeführt wurde.

Am abend waren wir auch mit freude als dozenten beschäftigt an den akademien für baukunst in Rotterdam und Tilburg mit vorlesungen und studentenbegleitung.

1974 bin ich – unter anderem wegen spass am unterrichten und wegen eines forschungsversprechens – bei der TU-Eindhoven als wissenschaftlicher mitarbeiter formenlehre, abteilung bauen tätig gewesen. Erst war ich mit entwurfsbegleitung und übungen in formenlehre und visualisationstechniken beschäftigt und nachher mit vorlesungen über formenlehre, gestaltung und visuell-graphischer informationsbearbeitung. In zusammenarbeit mit der abteilung bauen der TU-Delft habe ich auch jahrelang absolventen beider abteilungen in meiner forschungsgruppe betreut mit ihrer nachdiplomarbeit innerhalb eines zweijährigen kurs 'opb', 'ontwerp-, planning- sen beheertechnieken van bouwen en de gebouwde omgeving'. Nach abschluss des 'opb' war ich als abteilungsabgeordneter dozent beteiligt in einem zweijährigen universitätskurs adms, 'architectural design management systems'. Der unikurs ist für absolventen mehrere abteilungen der TU's Delft, Eindhoven und Twente zugänglich und beschäftigt sich mit prozessentwerfen in der bauwelt. Nach dem abschluss hat man einen 'master in technology design' (mtd) erzielt und es ist möglich schneller zu promovieren. Das war noch vor der allgemeinen einföhrung von master kursen.

In der forschung bin ich in drei "finanzierungsströmen" tätig gewesen. In dem ersten universitätseigenen geldstrom habe ich mich betätigt zuerst mit der effizienz und effektivität visuel graphischer simu-

lations- und informationsbearbeitungssysteme projektiver, beziehungsweise analoger art und später mit ihrer anwendung auf Bastiden und andere architekturgegenstände.

In dem zweiten, im wettbewerb zu erwerbenden grundlagengeldstrom habe ich vorarbeit geleistet zur erwerbung von stipendien für den einsatz von psychonomie promovenden. Erst zur wissenschaftlichen bestätigung der verwendeten wahrnehmungs- und visualisierungsregeln in das graphisch-visuelle informationsbearbeitungssystem "Bertin" und die proportionslehre von Dom van der Laan ('plastisch getal') und nachher zur erklärüng der zuständigen cognitiven denkoperationen. Weil für die entwurfs- und lehrpraxis nicht das wissen darüber, wie architekten und andere gestalter denken und entwerfen entscheidend ist, sondern wie man mit den unterschiedlichen arbeitsstilen (strategien) und persönlichkeitsneigungen (taktiken) bestimmter "entwerferntypen" umgehen sollte, ist ein solcher forschungsantrag geschrieben, bewilligt und ausgeführt worden. Die ergebnisse kann man bei der entwurfsplanung, der begleitung und teambildung, in der ausbildung und der praxis verwenden. Eine nachfolgende forschungsaufgabe zielte auf die synthetisierung und operationalisierung der seit je her analytisch ausgerichteten gestaltungslehre mittels des einsatzes von genetischen algorithmen als exemplarisches anwendungsfeld zur "züchtung" optimierter grundrisse.

In der dritten geldstromforschung habe ich mit mehreren mitarbeitern auf kosten des wirtschaftsministerium ('economische zaken') und des bau-, planungs- und umweltministeriums ('volkshuisvesting, ruimtelijke ordening en milieu') entwicklungsarbeiten für das Niederländische normierungsinstitut (nni: 'nederlands normalisatie instituut', heutzutage "nen") geleistet und vorlagen hergestellt zur normierung von klassifikationen und darstellungen. Auch sind innerhalb meiner forschungsgruppe für die 'rijksge-

bouwendienst' (zuständig für die beherbergung staatlicher dienste und ministerien) computerprogramme entwickelt und innerhalb von übungseminaren zur optimierten verbindung von organisationen gebäudegrundrissen herausgebracht worden. Weiter habe ich an einem 'EU Comett' programm teilgenommen zur entwicklung und förderung von integrierten (pc/mac) rechen- und darstellungsprogrammen für in die bauwelt, zusammen mit entwicklungsgruppen anderer universitäten und unternehmen aus Frankreich und den Niederlanden.

In der abteilungsverwaltung bin ich tätig gewesen in mehreren verwaltungskommissionen, wie z.b. über audiovisuelle dienste und für die aufnahmeprüfung wissenschaftlicher publikationen. Weiter war ich mehrere perioden mitglied und vorsitzender der feste kommission für wissenschaftsprüfungen (vcw). Auch bin ich vorstandsmitglied der bauabteilung gewesen mit dem geschäftsbereich forschung und rechnerverwaltung und war dazu auch mitglied der uni-rechnerverwaltung. In dieser funktion war ich auch involviert in die durch die regierung eingeleitete erste grosse aufgabenverteilungs- und konzentrationsoperation zwischen den techischen universitäten und ihren abteilungen und fachgruppen.

Eine liste der bauten ist nicht auf meinem berufsweg anwendbar. Ich habe nur von der regierung beauftragte ausstellungen über partizipation, repräsentation und simulation der wohnung und der wohnumgebung vorbereitet, entworfen und in auftrag gegeben, beziehungsweise einen urbanoskop wieder entworfen und in auftrag gegeben. Auch habe ich ausstellungen über haptikerfahrung, industrialisiertes bauen im selbstbau und die forschungsergebnisse von 360 mittelalterlichen Bastiden betreut. Eine liste der publikationen erforderte hier zuviel platz. Schon in 1986 gab es 6 ordner voll text, wenn ich es zusammengefasst habe zur überprüfung meiner berufung als 'universitair hoofddocent

vormleer / senior lecturer / associate professor design morphology'.

Wie ich die hfg und die bauabteilung im rückblick beurteile?

In rückblick war es schon ganz positiv, weil ich dort meiner lebensgefährtin Myriam begegnet bin. Weiter haben die grundlehre übungen mich gelehrt, dass es möglich ist, probleme auf eine minimalistischen weise zu vereinfachen, bis das gesellschaftlich unzumutbare überschritten wird. Die aufgaben in späteren jahren hingegen haben mir mit ihrem systemhaften vorgehensweise gezeigt, wie man durch die klärung der übergeordneten systeme probleme in ihrer realen kontextuellen komplexität betrachten und lösen kann – bis auf die gefahr hin – dass man in der komplexität stecken bleibt. Diese einsichten haben mir später oft genützt beim problemfinden und problemlösen und in der betreuung von studenten und absolventen. Eine vereinfachte ordnung am anfang eines prozesses – wie in der grundlehre – ruft (oft) chaos am ende (in der wirklichkeit) hervor. Lieber chaos am anfang und ordnung am ende statt umgekehrt. Zum beispiel, wenn man am anfang zu wenig beteiligte und betroffene in eine planung hineinzieht und damit den prozess scheinbar vereinfacht, verursacht so etwas am ende (oft unerwartet) chaos und komplexität, weil alle nicht beteiligten und trotzdem betroffenen zu spät im ausführungsprozess versuchen werden, die pläne trotzdem zu stoppen und alle eingesetzten prozesse lahmzulegen (juristisierung statt einigung). Wenn man das umgekehrt macht, weiss man am anfang schon bei wem es welche probleme gibt und man kann das innerhalb der lösungen berücksichtigen. Das systemhafte entwerfen hat mich gelehrt, wie man an probleme 'pragmatisch-kanonisch' herangehen sollte, so wie

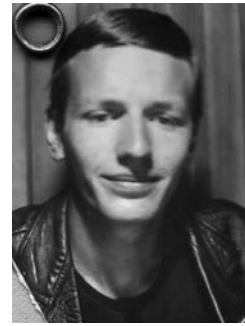
Buckminster Fuller es gemacht hat bei seinen 'dymaxion' projekten ab 1927. Von funktion, finanzierung und technik her waren seine 'dymaxion' projekte viel fortgeschrittener als die semantisch-ästhetischen bauten der moderne, wie es etwa dargestellt wurde durch Lutz Kandel, Gernot Minke und Manfred Speidel vom 'institut grundlagen moderner architektur' Joedicke's (igma an der TU-Stuttgart). Bei den modernen gab es erneuerungen wie ein waschbecken, mitten in den raum gestellt, anstatt entlang einer mauer. In Fuller's dymaxion projekten hingegen gab es zum beispiel wasch- und abwaschmaschinen mit automatischem auflagerungssystem. Während die modernen expressive (urheberrechtlich schützable) bedeutungsverschiebungen im kulturellen bereich anvisierten, war Fuller tätig (patentierbare) technische lösungen hervorzubringen. Das semantisch-ästhetische der modernen wurde schon immer in der architektur als kunst bevorzugt, während dem pragmatisch-kanonischen ansatz der bauabteilung der hfg hingegen eher den vorrang gegeben wurde. Damit hat die hfg leuten wie mich ein schutzgebiet verschafft gegen den selektionsdruck semantisch-ästhetisch ausgerichteter entwurfsschulen. Für mich war die hfg deshalb auch eine art brutstätte für pragmatisch-kanonisch geneigte entwerfer. Eine brutstätte zur ideenreplikation mittels ihrer entworfenen ergebnisse, publikationen und absolventen, beziehungsweise eine brutstätte zur ideenvariation durch paaren und mutieren der erzeugten ideen und ideenselektion gemäss pragmatischer-kanonischer kriterien.

Für mich war im rückblick die möglichkeit um anders, also pragmatisch-kanonisch zu entwerfen, das meist prägnante an der hfg und der bauabteilung.

roeldaru@planet.nl

Von der Methodologie des Entwerfens (hfg) zum Grundwissen (Epistemologie) der Konzeption und ihrer Didaktik

Jean-Claude Ludi



Warum ich an die hfg und an die Bauabteilung ging

Für meine Weiterbildung kamen nur zwei mögliche Wege in Frage: Bauabteilung (BA) der HfG und Facoltà di Architettura di Bologna (bei B. Zevi). Nach meinem HfG Besuch und zweiten Treffen mit Claude Schnaidt, stand meine Entscheidung fest.

Wie ich die hfg erlebt habe

Die HfG war für mich in gewisser Weise eine Fortsetzung meiner Lehre in Genf 1960–64 (Architekturbüro mit vielen Angestellten sehr verschiedener Abstammung und Erfahrungen), d. h. eine freie Gelegenheit für Studium und mit den Vorteilen, gleichzeitig eine eigene Sozialverantwortung zu entwickeln. Das alles in einem intensiven Austauschmilieu.

Welche Dozenten, Themen, Veranstaltungen für mich wichtig waren

Die Bauabteilung hatte keine Stardozenten. Jedoch ihr Niveau und Lehrsinn waren stimulierend für Neugierweckung und permanente Suche nach Problemstellung und Problemlösung. Teamarbeiten innerhalb der BA und häufige innere wie äusseren Interaktionen zwischen aller Arten von HfGlern, hatten positive erzieherische Auswirkungen. Das 'Fenster' der Mittwochseminare war auch eine wichtige Quelle für unsere Überraschung und geistige Bereicherung.

Welche Studienarbeiten für mich wichtig waren

Gleichgewicht und Organizität waren die unsichtbaren Leitfaden der Strukturierung der verschiedenen didaktischen Ereignisse wie Theorie-Unterrichte, handwerkliche Arbeit und Entwurfslehre-Übungen. Ich hatte persönlich grosses Interesse an Kurzübungen mit sofortiger

Kenntnis der Ergebnisse, welche gleich untereinander diskutiert wurden. Dies in den zwei ersten Studienjahren. Die zwei letzten Studienjahre waren eher wie ein Berufsbüro strukturiert, mit weniger Verpflichtungen und Anforderungen von Seiten der Dozenten.

Es fehlte generell an Inhalt und Intensität in der Lehre der Abteilungsarbeit. Forschungsneugier war damals so gut wie unbekannt. Die Angewandte Forschung der Institute war Privat- und Geheimgebiet!

Das Beispiel meiner praktischen Diplomarbeit bleibt für mich symptomatisch für meine HfG Ausbildung. Der organisierte Wettbewerb für neue Baukastensysteme wie Bushaltestellen, Urbangegenständen, usw., unter der Leitung vom Rat für Formgebung war eine einmalige und gezielte Gelegenheit, mehrere unserer erworbenen Kompetenzen zu verwirklichen¹. Wie z. B. Gruppenarbeit, interdisziplinäre Zusammenarbeit, Anwendungen von neuen und systematisierten Industrietechnologien. Dieses Bauprogramm war absolut zu vereinbaren mit den gelehrteten Methoden und Inhalten. (Abb. 1–2)

Die Ergebnisse wurden sogar mit Erfolg erreicht. Denn, gleich nach meinem Auszug nach Genf im Jahr 1968, hatte ich nie wieder die selben günstigen Arbeitsbedingungen. Einerseits wegen starken kulturellen Kontextunterschieden und andererseits wegen tiefen sozialen und ökonomischen Restrukturierungen des Berufs (Baukrise, Absturz der Produktion des Wohnungsbaus, Industriesturz im Gebiet der Bauvorfabrikation, usw.).

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Prägend waren für mich mehr das Interesse für eine Theorie des Entwerfens (und danach für ihre Pädagogik) als das Hauptfach der BA: Methodologie für das Entwerfen im Rahm der Bauindustrie.

Berufsweg nach der hfg

Laut dieser Anforderungen, konnte ich nur teilweise eine Architekturpraxis führen, und, überraschend für mich, da ich dafür nicht ausgebildet war, teilweise auch eine Lehr + Forschungstätigkeit entwickeln.

Als Lehrbeauftragter war ich im Grunde als HfG-Modell-Importator gewünscht und geplant. Eine Initiative, die ausging von Kollegen, welche stark für eine Reform des Beaux-Artssystems engagiert waren. Ein Beaux-Artssystem, dass in fast allen Architekturschulen der Welt noch voll in Kraft war. Dieses Ulmer Modell war aber für mich nicht direkt zu importieren. Erstens wegen unterschiedlicher Universitätsstrukturen und auf Grund der Kritiken, die wir schon als Studenten im Jahr 1967 in Ulm geäußert hatten.

Als Architekt waren es für mich die allerletzten Jahre des ökonomischen Wachstums im Baugebiet, d.h. die letzte Möglichkeit meine Kenntnissen im Entwurf des Industrialisierten Bauens anzuwenden. (Abb. 3)

Planung, Städtebau und hauptsächlich Renovierung von Wohnungsbauten der 50er Jahre sind bis heute meine gelegentlichen Praxisaktivitäten. (Abb. 4+5)

Die Lehrtätigkeit hatte ich angenommen, da ich dachte, man könne bei der Entwurfslehre das neue pädagogische Wissen besser nutzen, als dies in der Ulmer Schule der Fall war. Und zum Glück befand ich mich in einer sehr günstigen Universitätsumgebung. So einerseits die Nachbarschaft der von Jean Piaget gegründeten pädagogischen Wissenschaften, und andererseits die Nachbarschaft von Ferdinand de Saussure, Arbeit die weiterentwickelt wurde dank der Kompetenz von Luis Prieto im Feld der Sinnproduktion, spezifisch im Gebiet der Konzeption. Es war auch während dieser Periode, dass ich dem neuen Wissen der Architekturologie² anhing und

zwar gleich nach dessen Gründung im Jahr 1971 mit den Arbeiten von Philippe Boudon.

Sodann folgten die Einladungen nach Genf von ehemaligen Ulmern, Martin Krampen zur Verstärkung im Gebiet einer potentiellen Semiotik der Architektur, Dominique Gilliard + Jean-Marie Yokoyama im Gebiet ihrer Erfahrungen im Industrialisierten Wohnungsbau in der Westschweiz, und etwas später Diego Peverelli für sein historisches Wissen über die Modernität der schweizerischen Architektur.

Das Architekturberufslobby, einigermaßen erschüttert während den Ereignissen von 1968 und der beginnenden Baukrise, hat alles unternommen, um den verlorenen Boden wiederzuerlangen, insbesondere mit dem universitären Lehrwerkzeug im Gebiet der Ausbildung. Es hat gleich die Debatte wieder zentriert, das heisst in seiner politischen Dimension die Ziele der Bauproduktion betreffend. Und dies mit Priorität zu den Doktrinen, welche die beste Garantie für ein know-how³ darstellten. Offensichtlich zum Nachteil einer legitimen universitären Reflexion, welche im Dienst eines Grundwissens im Verfahren einer Architekturkonzeption sein konnte.

Anstatt dieses Grundwissen zu fördern, waren die sogenannten progressiven Kräfte, welche zu den Unireformen von 68 beitrugen, mit dieser erneuten Konzentration zu dem know-how gleich einverstanden. Anschliessend befand man sich wieder in einem sterilen Doktrinenkampf. Von nun an ist es die neue goldene Zeit für den verbalen Streit der verschiedenen Doktrinströmungen: Modernisten vs Postmodernisten, Neokonstruktivisten vs Dekonstruktivisten, Minimalisten vs Neobarockisten, usw. Die Politik des Fortschritts vergass dann die komplementäre und die unausweichbare Notwendigkeit einer Rede über die Grundzüge des Wissens der Architekturkonzeption. Was zu erwarten war im

Rahmen einer Universität, welche nicht nur Berufsschule sein sollte. Deshalb hat die Architektur seitdem nur wenige Kräfte für eine autonome Architekturepistemologie investiert, ebenso wie im Gebiet einer Didaktik der Konzeption.

Aus diesen Gründen war ich in der Architekturschule von Genf mit meinen Grundforschungen in Architekturologie und in meinen angewandten Forschungen im Gebiete der Entwurfslehre und der Architekturdarstellung relativ isoliert. Einige Früchte sind davon trotzdem gewachsen⁴, und dies nur dank äusserer Kontakte und konstruktiver Austausche. Früchte einer bitteren Zeit, dennoch umgänglich aber weit entfernt von den ehrgeizigen Zielen, die ich mir am Anfang meiner Uni-Aktivität gesetzt hatte.

Wie beurteile ich die hfg und die Bauabteilung im Rückblick?

Im Lauf ihrer kurzen Existenz blieb auch die HfG nicht von relativ unfruchtbaren Doktrinen und Konflikten verschont. Und dies trotz der bemerkenswerten Fortschritte, welche in ihren Lehrprogrammen beinhaltet waren (unter anderem kein Elitendesign). Zum Beispiel: Bill vs Maldonado und Aicher; Rittel und Frøshaug vs Maldonado, Aicher und Ohl; sowie Ohl vs Schnaidt, usw.

Es gab damals aber keine Wissenstheorie der Konzeption, weder im Produktdesign, noch in der Architektur, aber der Mangel an einer solchen war doch ab und zu spürbar, und dies in der Zeitschrift Ulm mit Texten von Tomas Maldonado und von Gui Bonsiepe. Dieser Mangel lag in der Schwäche der Argumente gegen die zu sehr gelobten Methodologie- und Theoriethorien, welche auch eine besondere Art von beruflichen Doktrinen dargestellt haben. Es war die Suche nach einem wissenschaftlichen Weg, unabhängig von diesen Doktrinen, im Dienst eines zu begründenden neuen Wissens im Gebiet der Konzeption, und ausserdem

sozial verantwortlich.

Trotz des wertvollen Austauschs im Rahmen der Mittwochseminare der HfG blieb die Schule entfernt von einer Dynamik, die neue Gesichtspunkte offenbart hätte, wie zum Beispiel eine Epistemologie der Konzeption. Es gab jedoch gewisse Anzeichen auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften diesen Mangel zu beheben. So ist es sicher kein Zufall, dass G. Bonsiepe⁵ auf die ersten Schriften über eine potentielle Wissenschaft der Konzeption von Herbert Simon⁶ aufmerksam gemacht hat.

Die Neugier, die Beschaffenheit dieser Mängel zu untersuchen, erklärt meine Motivation (auch noch heute) und das Ziel, ein Gleichgewicht zwischen Doktrinen und Grundwissen zu finden, nicht dominierend, sondern in einem konstruktiven und reflektierten Gleichgewichtsspiel.

Und dies in einem Doppelfeld, einerseits mit der Konzeptionstheorie, andererseits mit der Ausbildung in der Konzeption. Seit den letzten Jahren bin ich mit Fragen über die Ausbildung der Ausbilder in der Konzeption am meisten beschäftigt. Der Weg bleibt heute noch schwierig und lang. Es besteht dennoch kein Grund aufzugeben.

Produktdesign und Architektur sind Nachzügler verglichen mit der Geschichte der Wissenschaft der Medizin. Produktdesign wie Architektur sind Kenntnisfelder und keine wissenschaftlichen Disziplinen, obwohl sie von wissenschaftlichen Kriterien aus betrachtet und behandelt werden können.

Bis zur Hälfte des XIX. Jahrhunderts war auch die Medizin ein Schlachtfeld zwischen den Praktikern, mit eigenen Doktrinentheorien ebenso für Diagnose wie für Therapien, und den Anhängern der neuen Grundtheorien, wie die Disziplinen Anatomie und besonders Physiologie und die Humanbiologie. Die Doktrinen der

Praktiker nützen der ärztlichen Aktivität, heute mit relativer Übereinstimmung zu den Grundwissen, welche für eine permanente Erneuerung des Wissens beitragen.

Im Feld der Konzeption besteht auch heute eine solche Dynamik und Übereinstimmung zwischen Dogmen in der Art des Entwerfens und Invarianten, welche Ergebnisse von Grundforschung in Architekturologie sind, ebenso im Feld der Didaktik der Konzeption.

Das ist der Fall mit dem architektureologischen Konzept des Maßstabs (échelle). Dieses Konzept ist empirisch und direkt und nimmt seinen Ursprung aus den verbalen Doktrinen von Praktikern. Dieses Konzept ist vielfältig und wird als Konzeptreferent in der Grundtheorie behandelt, um diese Vielfältigkeit klarer zu machen und zu ordnen. Mit solchen Postulaten kann man dann zum Beispiel feststellen, wofür ein Designer zwei verschiedene Formen und Dimensionen (als Lösungen) in der gleichen Aufgabenstellung entscheiden kann. Eine Auswahl kann logischerweise einerseits durch eine globale Vorstellung begründet, und somit abhängig sein, andererseits kann die andere Wahl von mehr lokalwirkenden Einflüssen abhängen. In einem solchen Fall beschäftigt sich die Didaktik mit der Konzeption, was den Lernenden bei der Lehre solcher Konzepte behindern kann.

Ist es denkbar, dass sich das Ulmer Dozententeam nie die Frage der Hindernisse im Lernprozess gestellt hat?

Jean-Claude.Ludi@pse.unige.ch

Hauptveröffentlichungen :

Jean-Claude Ludi +alii, 1976-77, *Paysages et pertinence architecturale*, Edition du Centre de Recherche en Architecture et Architekturologie, Université de Genève.

Jean-Claude Ludi, 1986, 1999, 2002, *La perspective pas à pas, manuel de construction graphique de l'espace et de tracé des ombres*, Editions Dunod, Paris.

Jean-Claude Ludi, 2000, *Casquettes et étiquettes*, (Didaktik der Konzeption), in *Transactions on architectural education*, N° 09, Verlag: European Association for Architectural Education (EAAE), KU Leuven.

Jean-Claude Ludi, 2001, *Pour une formation de formateurs à la didactique de la conception en architecture*, in *Zeitschrift Trames*, Faculté de l'Aménagement de l'Université de Montréal.

Jean-Claude Ludi, 2002, *Pionniers de l'architecture moderne, une anthologie*, Verlag : Presses Polytechniques et Universitaires Romandes, Lausanne.

Jean-Claude Ludi, 2004, *La Hochschule für Gestaltung de Ulm et le Bauhaus, filiation, héritage et/ou simples références?*, in *Zeitschrift Cahiers thématiques Architecture, histoire / conception*, N° 4, Ecole d'Architecture de Lille.

Hauptlebenslauflinien

1968 HfG Diplom
1969 Assistent Ecole d'architecture, Université de Genève
1970-1994 Professor Ecole d'architecture, Université de Genève
1995-2003 Professor Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation, Université de Genève
1978-1979 Gastdozent Karadeniz

Teknikuniversitesi, Trabzon (Turkey)
2004 Gastdozent Facultad de Arquitectura y urbanismo, Universidad de Chile, Santiago

Endnoten

¹ Bushaltestelle, Arbeitsgruppe : J.-C. Ludi, Bauabteilung, R. Scherrer und M. Weiss, Produktgestaltungsabteilung und K. Gröbli, Abteilung Visuelle Kommunikation ; unter pädagogische Leitung von C. Schnaidt und H. Lindinger.

² Die Architekturologie ist ein Wissen, das ermöglicht, den Denkprozess während des Entwerfens zu verstehen, und nicht ein gezieltes Wissen im Dienst des Entwerfens. Das Studien-Objekt der Architekturologie ist die Gedankenfolge während des Entwurfsprozesses von Gebäuden, im Gegensatz zur Architekturgeschichte, welche sich hauptsächlich auf Bauten konzentriert:

Philippe Boudon, *Sur l'espace architectural, essai d'épistémologie de l'architecture*, 1971, Editions Dunod, Paris. Neue Auflage, 2003, Editions Parenthèses, Collection Eupalinos, Marseille.

³ In französisch : savoir faire

⁴ Philippe Boudon, Philippe Deshayes, Frédéric Pousin, Françoise Schatz, 1994, und neue Auflage 2001. *Enseigner la conception architecturale*, Les Editions de la Villette, Paris.

⁵ Gui Bonsiepe, Arabesken der Rationalität, *Zeitschrift ulm* 19/20, August 1967, S. 14-16.

⁶ Herbert A. Simon, 1962, *The Architecture of Complexity*, in *Proc. Amer. Phil. Soc.*, Vol. 106, N° 6. + 1969, *The Sciences of the Artificial*, franz. Übersetzung: *Sciences des systèmes, sciences de l'artificiel*, Edition Dunod, Paris 1991.

Abb. 1-2

1968, Bushaltestelle Ausstellung, 14.
Triennale Mailand
K. Gröbli, J.-C. Ludi, R. Scherrer und
M. Weiss

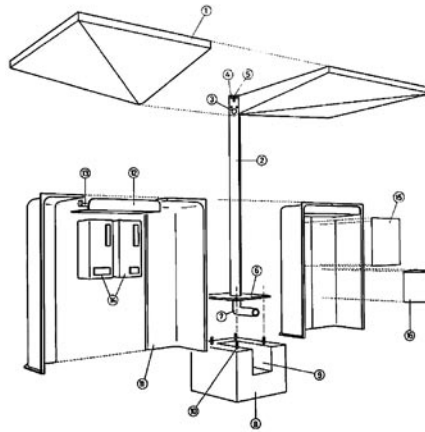


Abb. 3+4

1969, La Chaux-de-Fonds, les Arêtes
Planung von 1200 Wohnungen +
Infrastrukturen
A. Grazioli und J.-C. Ludi

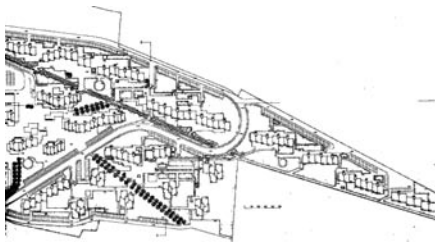


Abb. 5

1991, Genève
Vorstudie für einen neuen Bahnhof im
Eaux-Vives Viertel
J.-C. Ludi und B. Reichlin



Abb. 6

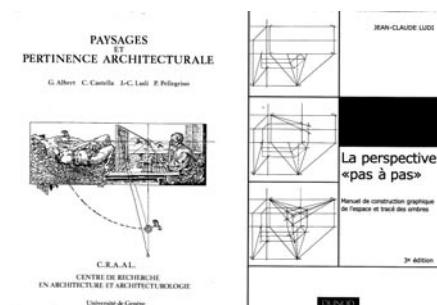
1996, Genève
Pâquis Viertel, Renovierung von 36
Wohnungen + Werkstätten von 1990
bis 1996, Renovierung von 156
Wohnungen aus den Baujahren
1950, J.-C. Ludi und T. Necker



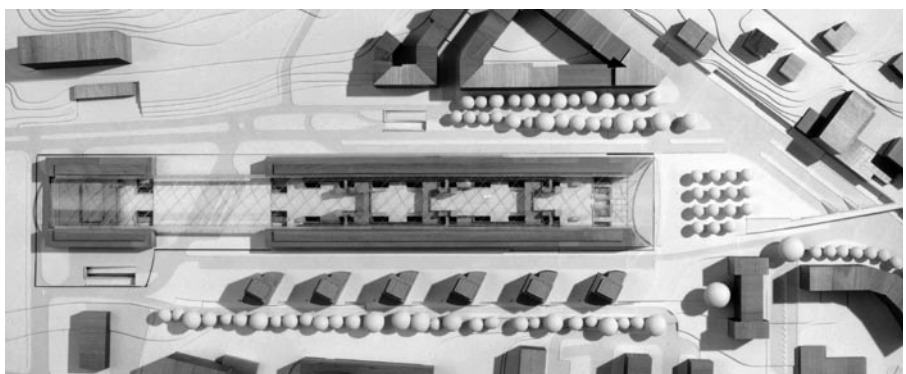
3+4

6

Abb7+8
Buchcover



5



Mein ganz persönliches Ulm – Eine Liebeserklärung

Fritz-Jürgen Böttcher



Zwischen Wahrheit und Schein – zwischen Tag und Nacht
Eine hfg – IUP Ulm Wort Collage

Februar 1966
Lichtstrahl einer anderen Dimension

Werkkunstschule Krefeld (WKS), siebtes Semester, Seminar bei Josef Ehren, ehemaliger Schüler des berühmten Berliner Architekten Pölzig, der dafür bekannt war, seine Architekturzeichnungen durch Bäume mit einer Vielzahl möglichst exakt gezeichneter Blätter dramaturgisch zu überhöhen. Oft schwärmte unser Dozent von seinem Lehrmeister. In jenem siebten Semester bot Ehren uns, seinen Architekturstudenten, dennoch ein Kontrastprogramm – Ausführungspläne für die technische Infrastruktur eines Hauses.

Auf dem Zeichentisch eines Kommilitonen tauchte plötzlich eine Zeitschrift auf,
– Ulm 8 / 9
– Zeitschrift der Hochschule für Gestaltung

Auf den aufgeschlagenen Seiten ging es nicht um simple Sanitärgegenstände und deren Anschlüsse, sondern um ganze Sanitäreinheiten und Zelleneinheiten in einer für mich bis dahin nicht gekannten Formensprache – interessant – spannend.

Aber viel wichtiger – was war das für ein Druckwerk? Diese Zeitschrift war für mich die allererste konkrete Berührung mit Ulm, der hfg, ein Blitzschlag, eine Offenbarung. Ich war fasziniert von einer mir bisher völlig unbekannten Welt der graphischen Darstellung, einem eigenen Gestaltungskanon aus Text, Bild und Zeichnung. Strukturiert bis zur Askese in grau-schwarz-weiß, eine überzeugende Umsetzung des Begriffs „weniger ist mehr“.

In einer langen Nacht des Suchens und Entdeckens wurde so zuerst meine bis dahin bestehende visuelle Bildwelt durcheinander gewirbelt, um dann durch den Artikel von

- Tomas Maldonado
 - Ist das Bauhaus aktuell?
 - und die gesammelten Kommentare am Ende der Zeitschrift
- endgültig in einer Auflösung des bislang entwickelten eigenen festen Gestaltungsbildes zu enden.

Alle meine bis dahin gewonnenen Erfahrungen, Eindrücke und auch persönliche Errungenschaften wie z. B.,

- eine dreistündige Vorlesung unseres Dozenten J. Ehren über die Stadt London, die dann aber zu einer faszinierenden Vorlesung über die Gaslaternen in der Innenstadt von London mutierte, und der Vortrag des Direktors der WKS, F.G. Winter, – was braucht ein beginnender Architekturstudent in seiner „Studentenbude“ – eine Vase – einen Blütenzweig – einen Flokati Hirtentepich – einige leere Obstkisten für seine Bücher – Papier, Papier – weiche Zeichenstifte – und nicht viel mehr. Nicht zu vergessen die Musikvorlesungen bei dem Dozenten Göbel. Da wurde die Aula mit ihrem Flügel oft zu einem kleinen Konzertsaal. Vor allem da der Dozent durch faszinierende Improvisationen, in denen er oft verschiedene Musikrichtungen kombinierte, und durch seinen ungemein lebendigen Vortrag dies zu einem echten Erlebnis machte,
- die Anregungen, die man erfuhr durch zwei Ausstellungen über herausragende Gestalter der damaligen Zeit, nämlich den Architekten Frank Lloyd Wright und über die Designer Ray und Charles Eames. Nicht zuletzt aber auch durch die Ausstellung selbst, wie diese ganz ausgezeichnet von der Dozentin und Innenarchitektin Birkelbach in den eigenen Räumen der WKS inszeniert war,
- dass ich es geschafft hatte in einer studentischen städtebaulichen Entwurfsarbeit endlich die Idee einer interdisziplinären Studienarbeit, die

schon lange durch unser Studium geisterte, dadurch zu konkretisieren eine Arbeitsgruppe von Innenarchitekten, Architekten, Fotografen, Graphikern, Plastikern und Musikern gegen den Willen des „Lehrestabliments“ zu bilden und in dieser Gruppe, als „primus inter pares“, zu arbeiten,

machten mich frei, ich war gelockert und geöffnet für etwas Neues, für einen Aufbruch. Und in jener Nacht mit der Zeitschrift aus Ulm in den Händen wusste ich, es gab eine andere Dimension – die „hfg ulm“.

14. April 1966 – Erste Eindrücke

Nach einer Übernachtung in dem über viele Generationen betriebenen kleinen schwäbischen Hotel Pflugmerzler direkt neben dem dominierenden Ulmer Münster, fuhr ich am nächsten Morgen in einem olivgrünen VW-Käfer – wenn schon kein 2-CV war filmisch dieses Vehikel ein Muss, – vollgestopft mit Zeichnungen, Modellen und theoretischen Arbeiten eines Architektenstudenten durch Ulm hinauf auf die Enklave – spätere Erkenntnis – des Kuhberges.

Nach der Busendhaltestelle ging es eine kleine, schmale und mit Schlaglöchern reich gesegnete Landstraße, teilweise gesäumt mit Obstbäumen, hinauf, schließlich an einer alten ehemaligen Festungsanlage vorbei und hinter Bäumen und Sträuchern tauchte nun – nicht das Ende der Welt – sondern die sichtbar werdende neue andere Dimension in Form des Gebäudekomplexes der Hochschule für Gestaltung Ulm, kurz – die hfg, auf.

Hier auf den kargen Flächen der auslaufenden schwäbischen Alb lagen die Gebäude wie eine Betonplastik – ohne eine Plastik zu sein. Trotz und doch auch in ihrer Bescheidenheit in Material und Form zurückgenommen, duckend und anschmiegend um einen Hügel gruppiert, aber auch gleichzeitig den Blick lenkend

weit über das Donautal hinaus manchmal bis zu den bayrischen Bergen von der kargen herben Landschaft geprägt und diese auch wiederum räumlich prägend. Ein mich sofort gefangen nehmender außerordentlicher Gebäudekomplex des Schweizer Architekten und Bildhauers Max Bill und seiner Mitstreiter. Ein Werk, welches später, noch zu Lebzeiten des Architekten, unter deutschen Denkmalschutz gestellt wurde. Ein Vorbild, an dem ich heute noch und wohl für immer in meiner Berufspraxis als Architekt weiter experimentiere. Durch eine einfache Eingangstür betrat ich eine Welt von eigener Ästhetik. Betonwände, Betonstützen, teilweise ausgefächert mit einfachstem weiß geschlammten Mauerwerk, weiß-grau-schwarz gesprenkeltem Gussboden, schlichte Fichten-Tannenholzdecken, die Elektroinstallation vor und nicht in den Wänden, Tageslicht von allen Seiten und ... und. Eine einfache, karge, freie, offene und doch ungemein prägende, alle Sinne ansprechende, Stimmung umfasste mich – und nahm mich in Bann. Ohne Max Bill je persönlich näher kennen gelernt zu haben glaube ich, dass sein Einfluss auf mich durch die Gebäude der Hochschule außerordentlich war.

Eine steile, lange Treppe, vor mir ein schlanker großer Mann, dunkelblauer Anzug mit Weste, durch das Oberlicht fällt mittags – nachmittags – auf die Treppeanlage und in den anschließend langen, kargen Flur etwas Sonnenlicht. Der Mann stolpert, fällt und im Fallen fängt er sich ohne den Boden zu berühren auf – beeindruckend – elegant.

Eine Frau kommt aus dem Sekretariat auf den Flur – „Guten Tag Herr Maldonado“, meine einzige bewusste Begegnung mit dieser Persönlichkeit. Ein Mosaik in meiner „Bildwelt Ulm“.

Bewerbungs- und Aufnahmegespräch bei dem damaligen Leiter der Bauabteilung Claude Schnaidt. Mit einem Espresso nach „Schnaidtscher Art“, ein Gemisch

türkischen Kaffeemehls mit einigen Tropfen Wasser, bei einem Schweizer, der durch seine Sprachfärbung zeigte, dass er zu gerne ein schweizer Franzose oder doch ein französischer Schweizer war. Aber eine spannende Unterhaltung und Diskussion, die damit endete, dass nach einer kurzen Abteilungskonferenz die mündliche Zusage kam als Student in die hfg aufgenommen zu werden.

Rückfahrt von Ulm, dem zukünftigen Studienort in schwebendem glückseligen Zustand. Rast am Rhein, in dem Traditionshotel der Künstler und Dichter – der Krone zu Assmannshausen. Ein besonderer Ort für einen Rhein-Liebhaber.

18. April 1966 – Die Entscheidung

Der erste Brief, den ich bekam aus der Welt der nur kleinen Buchstaben. „auf grund ihrer am 14.04. persönlich vorgelegten bewerbungsunterlagen erteile ich ihnen hiermit auf veranlassung des abteilungsleiters bauen, ausnahmsweise schon jetzt die zulassung zum studium mit freundlichen grüßen. tomas maldonado“

Rückblickend muss ich leider feststellen, dass ich nur drei unspektakuläre „Begegnungen“ mit dem damaligen Rektor der hfg hatte – einen Artikel – eine Episode – ein kurzer Brief, für mich dennoch entscheidend.

Kurz nach dem ich an der hfg mein Studium begonnen hatte verließ Maldonado die Hochschule. Erst Jahrzehnte später, im Rahmen der großen Ausstellung zum 50. Gründungsjahr der hfg, sah ich ein längeres Fernsehinterview mit ihm. Seine Gedanken, seine Ansichten, seine Ausstrahlung waren trotz des fortgeschrittenen hohen Alters immer noch faszinierend.

Herbst 1966 – Herbst 1968 Studieren oben auf dem Berg

Die ersten Studententage und Wochen in Ulm waren erdrückend erhaben. Alles war neu, anders, abgehoben – und irgendwie unwirklich. Dazu die Kargheit der Landschaft und die leere, brutale, langsam schleichend verändernde Gebäudehülle.

- Die Arbeitsräume hatten Licht, Sonne, Platz für jeden Studenten an einer großen Arbeitsplatte, Untergestell mit Schubladen, einfach, praktisch – der Gedanke des „Bill Hockers“.
- Die Werkstätten hell und großzügig.
- Der Hörsaal und die Aula spartanisch.
- Die Mensa durch die einladende Frühstückstheke und die großflächigen Holzschalungen fast anheimelnd.
- Der Studentenwohnturm oder die Ateliers, für den ersten Studienjahrgang bis auf Ausnahmen ein fremdes, nicht erreichbares, Land.

Wie Farbtupfer die Studenten aus vielen Ländern, obwohl in unserem ersten Studienjahr der Bauabteilung man damals den Eindruck gewinnen konnte wegen der vielen Schweizer Kommilitonen aus den verschiedenen Kantonen an einer Schweizer Hochschule zu sein. Sprach-Babylon auf Schweizer Art.

Nicht erreichbar oder doch – oft auch der Inhalt der Vorlesungen im ersten und zweiten Studienjahr. Psychologie, Soziologie, Ökonomie, Methodologie, Kulturgeschichte, Musik, Literatur, Produktgestaltung, Ergonomie, Kybernetik, Systemtheorie, Soziodynamik der Kulturen, politische Ökonomie und vieles mehr.

In sich scheinbar strukturierte und geordnete Geisteswelten öfter auch intellektuell überzogen und abgehoben, klar und unklar zugleich. Sicher anders als an meiner ersten Ausbildungsstätte der WKS – aber wirklich anders? Oft hatte ich das Gefühl, es würde, wie in meinem mehr künstlerisch ausgerichteten ersten Studium, jemand sagen, „siehst du es – das ist es – aber war es das“?

Wenn ich rückblickend an meine Dozenten in der hfg denke, dann teilen sie sich in zwei Gruppen. Da gab es einerseits die, die versuchten das Wissen der damaligen Zeit zu vermitteln, und andererseits jene, die ein wenig über der Zeit schwebend Fragen entwickelten, Denkanstöße auslösten und damit das Leben, die Welt und ihre Fragen und manchmal auch Antworten näher brachten. Damals waren für mich und viele meiner Kommilitonen die Vertreter der ersten Gruppe – die „Konkreten“ scheinbar die wichtigen – erst später merkte man wie wichtig die „Ideen“ waren, die die anderen vermittelten. Natürlich gab es zu unserer Zeit auch einige dieser eher seltenen Dozenten. Stellvertretend für manche anderen, möchte ich an Abraham Moles, Claude Schnaidt und Martin Krampen erinnern.

Der Schwerpunkt der inhaltlichen Arbeit im ersten Studienjahr der Bauabteilung waren Arbeiten in den „Grundlagen der Gestaltung im industrialisierten Bauen“, welche jeweils mehrere Wochen dauerten. Diese „Elemente“ der „alten“ hfg begeisterten uns.

Diese Abteilungsarbeiten, vor allem im ersten Studienquartal bei dem damaligen Assistenten der Bauabteilung und selbst ehemaliger Student der Abteilung, Günther Schmitz, waren in sich total strukturiert. Es spannte sich ein Netz von der Beschreibung der Aufgabe über die Grundlagenermittlung, über die Durchführung, bis zur Bewertung der Lösung der Aufgabe. Diese Bewertung war vollkommen transparent, öffentlich, angreifbar und gerade deshalb überzeugend. Die Disziplin, mit der die Abteilungsarbeiten durchgeführt werden mussten, auch die zeitliche Festschreibung von Aufgabenstellung bis Aufgabenlösung, war stringent.

Die Arbeiten mussten von uns, was den zeichnerischen Teil der Arbeit betraf, auf Zeichenkarton mit Tusche und Graphos ausgeführt werden. Dies bedurfte, da das Zeitalter des Zeichnens am Computer

noch vor uns lag, genauer und sauberster Arbeit. Ebenso wurden die Modelle, in denen wir die theoretischen Arbeiten versuchten praktisch umzusetzen, mit äußerster Genauigkeit erstellt. Trotzdem versuchte ich auch diesen Arbeiten, so weit es ging, etwas Spielerisches abzugewinnen. So habe ich mich in einer Reihe von Arbeiten bemüht Spielfelder zu beschreiben und herzustellen, um die gewählten Elemente in einer Vielzahl von Möglichkeiten zu kombinieren.

Wesentlicher Teil des ersten Studienjahres waren auch die Werkstattwochen. Diese Wochen in den Gips-, Holz-, Metall-, Foto- und Druckwerkstätten waren interessant und anregend. Besonders die Foto- und Druckwerkstatt war auch deswegen begehrt, weil wir als Studenten unsere Erfahrungen, auch durch die Großzügigkeit der Werkstattleiter, direkt ins praktische Leben umsetzen konnten.

Auch dies gab es schon an der hfg – oder waren dies schon erste Auflösungserscheinungen? Wir entwarfen und druckten Briefpapier, Filmplakate, Visitenkarten und am liebsten entwickelten und vergrößerten wir die Fotos unserer weiblichen Bewunderer. – Wie dekadent? – Ulm veränderte sich schleichend – schnell.

Rückblickend muss ich feststellen, dass ich die Bauabteilung als Ganzes am Anfang weniger wahrgenommen habe, schon eher die „Gesamtatmosphäre der hfg“ als mein unmittelbares Studiensemester, unsere eigene kleine Welt. Dies hatte sicher damit zu tun, dass die Studenten der älteren Studienjahre mit den neuen Unwissenden nicht recht etwas anfangen konnten oder wollten. Ein Phänomen, dass sich bei einem Teil der ehemaligen hfg Studenten leider bis in die heutige Zeit, bei den „Überlebenden“ sozusagen, gehalten hat. Denn wenn „man“ sich trifft zu Tagungen oder losen Zusammenkünften, so ist doch oft noch diese Art „Klassengesellschaft“ spürbar zwischen denen,

- die schon bei der Gründung dabei waren,
- die mit oder gegen Max Bill die Strömungskämpfe ausgefochten haben,
- die sich um Horst Rittel u.a. der Verwissenschaftlichung der Welt der Gestaltung bemühten,
- den „Letztgeborenen“, die vielleicht noch gerade im letzten Jahr des Bestehens der hfg ihr Diplom gemacht haben,
- und den „Allerletzten“, die einen Teil ihrer Ausbildung noch an der hfg absolvierten und erst am IUP ihren Abschluss erreichten.

Aber da bin ich der Meinung, dass doch Ulm, die hfg und ihre vielen Möglichkeiten und Anregungen missverstanden wurden. Denn es ging nicht alleine nur um Gestaltung der Formenwelt, sondern des ganzen Lebens und seiner Beziehungsgeflechte.

Herbst 1966 – Frühjahr 1968 Bunter Strauß der Erinnerungen

An dieser Stelle bekommt mein Film einer Zeitreise einen Riss, er läuft vor und zurück und vor allem immer schneller, es tauchen in harten Sequenzen Bilder auf, leuchten und verblassen.

- die Filmabende der Filmabteilung an der hfg
- das Westentaschentheater in Blaubeuren vor allem mit den Theaterstücken von Harold Pinter
- die hfg-Feste mit und ohne...
- die Plakate von Rolf Glasmeier für die hfg-Feste und für die Filmabteilung
- die besondere Atmosphäre an der Frühstücksbar auch dank des Bewirtungshepaars
- der einsame Weg von der letzten Omnibushaltestelle, vor allem im Winter durch Eis und Schnee, hinauf zur hfg
- die Fahrt der Bauabteilung nach Prag
- die Eröffnung der Galerie Denise René und Haus Meier in Esslingen und das Auftreten des Living Theaters New York

- die sonntagsmorgendlichen Orgelkonzerte im Ulmer Münster
 - das Interesse für das Leben von Einstein, dem bekanntesten Ulmer Bürger? – der nur dazu sagte „bla – bla“, – denn mit 3 Monaten verschwand er aus Ulm
 - das neue Ulmer Theater und die Inszenierung „Die Publikumsbeschimpfung“ von Peter Handke
 - die „Studentenbude“ in einem großen Obstgarten in einem kleinen schwäbischen „Hexenhaus“, direkt neben dem Haus des damaligen Oberbürgermeisters Pfitzer
 - der Beginn einer längeren Wohn- und Diskussionsgemeinschaft mit dem Kommilitonen Rolf Glasmeier und die Beteiligung und Teilnahme an seinen ersten Kunstinstallationen – serielle Reihung von Fenstergriffen
 - Sonnenbad im Spätherbst
 - die Ulmer Volkshochschule im Einsteinhaus
 - der Blick vom Bett des Ateliers über das Donautal bis auf die bayerischen Berge
 - schwäbische Beschaulichkeit mit Zwiebelkuchen und Federweißer Wein
 - die Spuren der Geschwister Scholl
 - die Künstler Julio le Park – Oehm – und viele andere
 - die schwäbische Weiblichkeit und eine „schwäbelnde“ Sprache
 - San Remo, ein italienisches Esslokal, eine zweite Heimat
 - Kurt Fried – Zeitungsmann und mehr
 - die Ulmer Theaterplakatstelen im Stadtbild
 - die Donau, die Altstadt, die schwäbische Alb
 - die Filmabteilung und ihre Mentoren Alexander Kluge und Edgar Reitz, besonders der Film von Kluge – „Artisten in der Zirkuskuppel – ratlos“
 - die mitternächtlichen Teestunden teilweise bis ins Morgengrauen mit Kommilitonen und unsere endlosen Gespräche über – sein oder nicht sein –
- Alle diese Spuren der Lebenswirklichkeiten in Ulm, um Ulm und um Ulm herum, aufgesogen wie in einem Schwamm, waren sicher ein bunter

Strauß des Lebens und in der Dichte der Ereignisse überaus beeinflussend.

Herbst 1968

Ein finales Datum überall bei den Studenten in Deutschland – auch in Ulm?

Wenn man den vielfältigen Publikationen über die hfg glauben darf, so war der Weg der hfg immer ein Weg der Auseinandersetzung über die Inhalte der Lehre und vor allem auch um die ökonomische Basis der Hochschule. Diese ökonomische Basis begann wieder einmal Mitte bis Ende 1967 aus vielfältigen Gründen – seien es politische Einflüsse von außen und innere Auseinandersetzungen zwischen Lehrenden und Lernenden – zu bröckeln. Anfang 1968 war absehbar, dass die hfg in ihrer ursprünglichen Konstellation als private, freie Hochschule nicht mehr weiter existieren würde.

Hier kommt mir wieder, wie eine burleske Filmszene, ein Bild in Erinnerung.

- In dem kleinen Hörsaal der hfg, ein Assistent der Filmabteilung, seine Hassenscharte und seine flammende Rede wie einst der berühmte Senator Cicero
- und wie aus seinem kleinen roten Taschentuch durch Auseinanderfaltung die rote Fahne der Revolution wurde,

wie in einem torkelnden Fieberrauch sagte sich die gesamte Studentenschaft von allen Zwängen der Gesellschaft frei und Diplome und sonstige spießige bürgerliche Errungenschaften wurden veräußert und entsorgt. Studenten, die an die bürgerliche Existenz nach der Freiheit der Studienzeit dachten und darauf hinwiesen, vor allem in Deutschland, wo Papiere alles regeln und oft über „Sein oder Nicht-Sein“ entscheiden, wurden als Faschisten an den Pranger gestellt. Später im Februar 68 wurde von allen Mitgliedern der hfg beschlossen, dass unter den gegebenen Voraussetzungen

die hfg zum 30.09.1968 aufhören sollte zu existieren.

Das unter diesen Bedingungen nur schwer ein normales Studium ablaufen konnte, ist verständlich.

27. November 1968

Ein dunkler Tag

Am 27. November wurden faktisch, durch den Beschluss der Landesregierung von Baden-Württemberg unter Vorsitz des „bekannten“ Ministerpräsidenten Filbiner die Haushaltsmittel für die hfg zu sperren, endgültig die Lichter der Hochschule ausgelöscht bzw. diese zu Grabe getragen.

Andere Bilder drängen sich in meine Filmsequenzen.

- 1968 – vor 25 Jahren – wurden die Geschwister Scholl hingerichtet oder ein anderes Bild
- November – Deutschland (Ulm) – ein Wintermärchen?
„Im traurigen Monat November wars, die Tage wurden trüber, der Wind riss von den Bäumen das Laub, da reist ich „nach“ oder noch ein anderes Bild
- „Neue Gedichte – Zeitgedichte – Nachtgedanken
Denk ich an Deutschland (die hfg) in der Nacht
dann bin ich um den Schlaf gebracht“

Ach Heine, Heinrich.

1969

Das Jahr des Umbruchs

In den Monaten nach dem offiziellen Ende der hfg, nachdem sich die Dozenten entweder in ihren noch bestehenden Büros oder Ateliers zurückgezogen hatten, oder zu „neuen Ufern“ aufgebrochen waren, entstand eine autonome-ex-hfg Lebensgemeinschaft.

Ein Teil der Studenten blieb erst einmal auf dem Campusgelände wohnen und versuchte selbständig zu studieren und

zu arbeiten. Natürlich erlebten wir alle die gutgemeinten Versuche und auch die Eskapaden der 68-iger Studentenbewegung in dieser Phase äußerst intensiv.

Endlose Diskussionen über politische und gesellschaftliche Aspekte des Lebens, Entwicklung eines sich selbst verwaltenden antiautoritären Kinderladens und seiner Begleiterscheinungen, einen eingeschränkten Mensabetrieb ebenfalls z. T. in Eigenregie, die „neue Gestaltung“ der Umwelt durch Verwahrlosung, Schmutz, Graffiti an den Wänden, Bereiche und Einrichtungen z.B. Bäder, WC-Anlagen, etc. die nicht mehr funktionierten, die Auflösung der Beziehungen und bürgerlichen Bindungen, Entstehung neuer Lebens- und Liebesgemeinschaften. Ein autonomer kleiner Kosmos oben auf dem Kuhberg chaotisch, tragisch, bunt und manchmal trotz allem spießbürgerlich anheimelnd.

Doch für das Leben konnte man in diesen Wochen und Monaten des Umbruches Wesentliches erfahren.

Im Frühjahr 1969 verließ ich, ein wenig entnervt, zumindest irritiert, Ulm. Im Gepäck zwei Jahre der auslaufenden Ära der hfg und die Erfahrungen politischer Auseinandersetzungen und ihrer Instrumentalisierung. Trotz meiner nicht abgeschlossenen hfg Ausbildung merkte ich bald, dass sowohl das gewonnene Wissen, als auch das Image der ehemaligen Hochschule weit trug, bzw. die Türen der Wirklichkeiten der Arbeitswelt aufschlossen.

So war es mir möglich bei der gestalterischen Konzeption und der Ausstellungsschule, besonders unter didaktischen und dramaturgischen Gesichtspunkten, für die geplante große Ruhr-Expo an maßgeblicher Stelle zusammen mit dem Architekten Werner Ruhnau zu arbeiten.

Die Arbeiten an der Ausstellung, die im gesamten Ruhrgebiet in einer Vielzahl von Städten an verschiedenen Spielorten

realisiert werden sollte, wurden Mitte des Jahres aus politischen wiederstreitenden Interessen eingestellt. Mit dieser Art der Politik kannte ich mich ja aus, bzw. sie war mir aus Ulm mehr als vertraut.

Daher bewarb ich mich bei dem Architekten Wolfgang Döring, der ein Büro für Planung, Entwicklung und Forschung betrieb. Dort arbeitete ich dann an einem Auftrag aus dem Bereich des industrialisierten Bauens. „Haustechnik in flexiblen Wohneinheiten“, ein Forschungsauftrag der BRD.

Als sich schließlich herausstellte, dass in Ulm in der ehemaligen hfg das Institut für Umweltplanung, das IUP, gegründet wurde und wir dort die Möglichkeit erhielten unseren Abschluss zu machen, ging ich im Oktober 1969 zurück auf den Kuhberg.

1969 – 1971 – Das neue IUP

Auf dem Kuhberg hatte sich die gestaltete Umwelt nicht wesentlich verändert. Nur die Inhalte der Veranstaltungen folgten dem Zeitgeist wie unter Zwang. In dieser Zeit des versuchten Aufbaues des IUP mit unzähligen Kolloquien hatte man 1969/70 die Möglichkeit an einer Vielzahl von Themenbereichen mitzuarbeiten und vor allem zu diskutieren, wie z. B. – Analytische Methoden im Städtebau – Dokumentationssysteme – Aufbaustudium Umweltplanung Nr.1-6 und die Kolloquien Genuine Bedürfnisse, Policy-Planning, politische Ökonomie, Soziologie und Planung, Psychoanalyse / Ich-Struktur und Gesellschaft, Ästhetik und Bedürfnis, Bedürfnisse aus philosophischer Sicht, dichtes Wohnen, zum Stand der Kommunikationswissenschaften in den USA, etc..

Von den Vortragenden und ihren Bemühungen blieben mir nur einige in Erinnerung, wie z.B. Konrad Stahl, Heide Berndt, Klaus Körber, Elmar Altvater, Alfred Schmidt, Martin Krampen, Josef Kopperschmidt und Klaus Krippendorf.

Die Kurse, die man belegte, waren umfassender und intensiver, wie z.B. die Kurse allgemeine Kommunikationstheorie bei Siegfried Maser und Situationsanalysen bei Alfred Schmidt. Von den Projektarbeiten sind mir noch die Arbeitsgruppen Freizeit bei Siegfried Maser und Stadtteilentwicklungsplanung bei Gerhard Curdes, auch ein ehemaliger hfg Student, in Erinnerung geblieben.

Meine Abschlussarbeit verfasste ich, wie könnte es zu dieser Zeit auch anders sein, im Kollektiv – Mitstreiter waren Hansjörg Eggerschwiler und Josef Küttel. Wenn ich an diese Arbeit denke, die von den Dozenten am IUP Martin Krampen und Siegfried Maser und von den externen Referenten Werner Ruhnau und Peter Zlonicky betreut wurde, kann diese mir rückblickend nur ein Lächeln entlocken, denn diese Arbeit, bestehend aus der eigentlichen Arbeit und einer Materialsammlung mit dem Thema

- Transparenz, eine Bedingung demokratischer Interaktion und Planung, dargestellt am Problemkomplex Freiheit, Freie Zeit, Urbane Agglomeration, war ein Spiegelbild des Zeitgeistes. Alleine schon die Literaturnachweise der ersten Seiten, Marcuse, Habermas, Mao Tse-Tung, Marx, Horn, Brentano, wie das gesamte Literaturverzeichnis, waren ein Zeitdokument des Denkens der damaligen politisierten und politisierenden Studenten.

Hoffentlich ist mir hier keiner der Beteiligten gram, falls ich ihn aus der Tiefe des Mantels des Vergessens herausgerissen haben sollte. Aber wir könnten und sollten zu unseren damaligen „Welten“ stehen. Denn sicher hat uns unsere Arbeit, obwohl sie die selbst gesteckten Ziele noch nicht einmal in Ansätzen erreicht hat und um es mild auszudrücken sicher eine ungewöhnliche städtebauliche Arbeit gewesen ist, ein letztes mal frei gemacht auch von den Zwängen der hfg und des IUP, und uns offen und neugierig auf die Zukunft unseres Lebens und Berufes gestimmt.

Ende 1971 – Letzte Momente in Ulm

Nach meinem Abschluss hatte ich mit einigen anderen Kommilitonen die Möglichkeit zusammen mit unserem damaligen Dozenten Gerhard Curdes an einem größeren Forschungsauftrag für das Innenministerium in NRW zu arbeiten. Gerhard Curdes bemühte sich bei diesem Projekt um das Arbeiten mit den Methoden der ehemaligen hfg nochmals näher zu bringen und auch wohl die Möglichkeiten, die er nach Ulm bei seinen Arbeiten für sich selbst entwickelt hatte. Curdes verkörperte für mich damals in seiner Arbeit das strukturelle Ulm, den wissenschaftlich additiven Ansatz. Trotzdem erklärt sich auch diese Arbeit, die am IUP angefangen und an der RWTH Aachen abgeschlossen wurde

- Arbeitstitel

Standortprogrammplanung

Handbuch für die Erarbeitung von Standortprogrammen für Stadtteile und zentrale Orte

bei dem es um den Versuch ging, Arbeitsmittel für eine Demokratisierung der Planung aufzuzeigen – ebenfalls auch aus dem Zeitgeist.

1972 – 1974 – RWTH Aachen

In vier Semestern habe ich dann an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) Aachen, am Anfang neben meiner Forschungstätigkeit bei Gerhard Curdes und später bei Peter Zlonicky, aufbauend auf den Erkenntnissen und den Arbeiten in Ulm, mein Diplom mit Auszeichnung erworben. Auch noch einige Jahre danach habe ich mich in theoretischen Arbeiten versucht, bevor ich endgültig begriffen hatte, dass aus meiner Sicht heraus durch Theorien in der gebauten und gestalteten Umwelt wenig bewirkt wird, oft aber durch realisierte Projekte wenigstens Impulse und Anstöße gegeben werden können. Vor allem war mir klar geworden, dass mir Ulm nicht nur theoretische Impulse gegeben, sondern mich in seiner Gesamt-

heit überaus gestalterisch geprägt hatte. Dies wollte ich in gebaute Wirklichkeit umsetzen.

1963 – 1974 – Rückblick

Es war mir das Glück beschieden in vier ganz unterschiedlichen Ausbildungsstätten studieren und leben zu dürfen.

WKS Krefeld – hfg Ulm – IUP Ulm

– RWTH Aachen. Jeder dieser Wegabschnitte, so wild und chaotisch sie zum Teil waren, hat sicher mein Leben und meine heutigen Arbeiten beeinflusst. Die Schwerpunkte dieser „Welten“ waren sehr unterschiedlich und damit weder vergleichbar noch wertend gegeneinander zu setzen, aber in ihrer Gesamtheit bildeten sie für mich ein komplexes Kontinuum.

Zu meiner Zeit lösten sich in der hfg endgültig die Lager der unterschiedlichen Lehransätze auf, vor allem auch durch den von außen aufgezwungenen Existenzkampf. Trotzdem war die Hochschule auch noch in ihrer Endphase durch ihre Konzeption alle Sinne – falls man dafür empfänglich war – anzusprechen, für uns Studenten trotz der Unruhen anregend und persönlichkeitsbildend. Besonders haben mich einerseits die Persönlichkeiten der Lehrenden geprägt, andererseits die gebaute und empfundene Wirklichkeit der Ulmer Hochschule. Auch hatte sie in diesen letzten Jahren 1967/1968 auch nach außen – auf andere Gestaltungs- und Bildungseinrichtungen, wie die Kunst- und Werkkunstschulen, denn es war die Zeit des Umbruchs von Werkkunstschulen und Bauingenieurschulen zu Fachhochschulen, großen Einfluss gehabt. Dies habe ich selbst als Zeitzeuge unmittelbar erlebt. Die hfg wirkte bis in die Endzeit immer, auch nach außen – auch wenn wir Studenten meinten, dass ihre Inhalte überholt seien.

Das IUP hat mich zwar persönlich ebenfalls beeinflusst, aber rückblickend muss man feststellen, dass das IUP wenig eigene Substanz hatte, sondern weitgehend

nur dem Zeitgeist der 68-iger Studentenbewegung hinterherlief.

So war die Hochschule für Gestaltung, die hfg, für mich mit Abstand der entscheidende und prägendste Ausbildungsteil meines persönlichen Lebens. Hier war es außer den Lehrinhalten, den politischen, soziologischen und psychologischen Ansätzen, vor allem die gestaltete und gelebte Form, fast ein jesuitenhafter Gestaltungskanon oder wie Hans Frei es in seinem beachtenswerten Artikel „Das verschüttete Neue“ über Max Bills Bauten der Hochschule für Gestaltung Ulm ausführt „Was hier zählte war weniger der möglichst brillante Ausdruck einer möglichst weit fortgeschrittenen Kultur als vielmehr die bewusste Herstellung einer etwas anderen Wirklichkeit“ und später „.....in den unscheinbaren Winkeln einer alltäglichen Lebenswelt“, die deutliche Spuren hinterließ. Diesem habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Außer vielleicht – immer wieder bis heute, vor allem bei meinen Reisen, auch mit meiner Familie, in den Süden, zog und zieht es mich hinauf auf den Kuhberg in die Gebäude der ehemaligen hfg. Heute beheimatet dieses Gebäude Abteilungen der medizinischen Universität Ulm. Natürlich ist wieder alles in dieser „neuen Welt“ sauber und ordentlich, aber auch unendlich banal. Topfpflanzen auf allen Fluren und Podesten und an den ehemals kargen Wänden der Flure Bilder und Fotos. In den Untersuchungszimmern der Psychologen rote und blaue, vor allem aber bunte, Wandbehänge und Teppiche für die „neuen Menschen“, die neuen Benutzer, und dies in der ehemaligen „kargen Gestaltungsbastei“.

Ende 1998 bei einem erneuten Besuch fand ich ein Schild an der ehemaligen Eingangstüre zur Bauabteilung – Abteilung Psychotherapie und Psychosomatische Medizin
Sektion Forensische Psychotherapie

Ich wand mich ab mit „Grauen“.

1975 – 1988 – Ausblick

Nach meinen Forschungstätigkeiten zusammen mit Gerhard Curdes an der RWTH Aachen, und später mit Peter Zlonicky an der Universität Dortmund – und meinem innerlichen Frust auf diese Art und Weise einfach nicht zu sehen, was ich gestaltet und geformt hatte, bzw. sichtbare, greifbare aber dennoch nicht vollständig umschließbare Spuren hinterlassen zu können – gründete ich Ende der achtziger Jahre mein Architekturbüro, das Planungsbüro Böttcher (PBB).

Geprägt durch meine ganz persönlichen Erfahrungen ging es fortan bei der Realisierung verschiedenster Projekte jedoch immer um „mehr“, als „nur“ um die reine Gestaltung und Realisation von Lebensräumen und -umwelten – eben ganz wie ich es an der hfg bewusst/unterbewusst und auch beabsichtigt/unbeabsichtigt erfahren hatte. Enttäuscht war ich daher später immer mehr, bei meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern feststellen zu müssen, wie wenig von dem für mich so selbstverständlichen „Architektenleben und -sein“ heute noch bei dem teils starr ausgerichteten „Nachwuchs“ anzutreffen ist – eine Feststellung, die mich sicherlich immer wieder erneut an Ulm, die hfg und ihre Weite, Dynamik und Flexibilität erinnert hat. Entweder man hat es, oder man hat es nicht – die hfg hatte „es“ und färbte „so gut es ging“ auf ihre hfg'ler ab.

In den neunziger Jahren zog dann viele Jahre nach der hfg auch die Digitalisierung und „computerisierte“ Welt in unser Architekturbüro ein. Diese aus „Einsen und Nullen“ bestehenden „Zahlenschlangen“ ermöglichten nicht nur neue Dimensionen der Exaktheit und des „sauberen“ Zeichnens, sondern brachten auch erhöhte Produktivität, die neue Freiräume schuf, um meinen Mitarbeitern die „Architekturwelten“, so wie ich sie kennen gelernt, erfahren und für mich neu transformiert hatte, näher zu bringen.

Dementsprechend ist es auch heute noch,

bzw. gerade heute, für mich und meine Mitarbeiter selbstverständlich neue Projekte ganzheitlich anzugehen, durchzudenken, zu planen und zu realisieren. Nicht der starre Blick, sondern der „Blick über den Tellerrand“, Weite, Dynamik, Flexibilität, Abstraktion und Rückbezug, neue Dimensionen und dennoch bekannte „Architekturwelten“ zählen. Entsprechend geht es bei den zu realisierenden Projekten nie „nur“ um die Entwicklung der Hochbauplanung, sondern ebenso um die Innenarchitektur, die Berücksichtigung von Umwelt und umgebenden Raum, um die landschaftliche Gestaltung, um technische Aspekte und sogar auch um die Präsentation der geplanten Projekte. Dies auch immer in dem Versuch einer gesamt gesellschaftlichen Verantwortung. Architektur ist eben mehr, als „nur“ Architektur.

So kann ich heute trotz des gar nicht so langen „Bürolebens“ auf eine ganze Reihe entworfenen, vor allem aber auch realisierter, Projekte und Aktionen zurückblicken und meinen Versuchen sie alle in dem Sinne dieses ganzheitlichen Ansatzes zu entwickeln und zu realisieren.

„Nachgedanken“ eines Architekten auf die gebaute Wirklichkeit der hfg

Oft wird versucht, auch von bedeutenden Architektur-Kritikern, in einer bewertenden Gegenüberstellung der Lehrgebäude des Bauhauses und der hfg, die Letztere abzuwerten.

Einmal davon abgesehen, dass ich meine, dass man bestimmte Dinge die aus der Zeit heraus entstanden sind und sicher herausragende und ganz außerordentliche Zeitzeugnisse darstellen, nicht vergleichend bewerten sollte, ist dieser Vergleich auch deshalb unzulänglich, weil etwas verglichen wird, was zur Zeit ihrer Entstehung bis zu ihrer Verwaltung heute gänzlich unterschiedlichen Bedingungen unterworfen war und ist. Denn die Lehrgebäude des Bauhauses waren in ihrer technischen Gestaltung weit ihrer Zeit

voraus und wiesen schon darauf hin, bzw. ließen erahnen, die „zukünftigen Welten“ ihrer Erbauer und Gestalter.

Die Gebäude der hfg hingegen waren ein Unikat ihrer Gestalter. Es war „das“ herausragende Gebäude des Gestalters Max Bill, der zwar Architekt war, sich aber immer vor allem als Künstler verstand und sich immer mehr in abstrakten Aussagen verwirklichte.

Die hfg war „seine Plastik“ und wie sie sich in die vorgegebenen Modellierungen des Geländes einfügte und andererseits damit spielte war das außerordentliche Werk dieses Gestalters.

Diese „gestaltete Umwelt“, die ich als Student erlebte, hat mich sicher damals unbewusst ganz entscheidend geprägt.

So ist es sicher nicht verwunderlich, dass ich die Gelegenheit ergriff einen Stein des so genannten Kulturpfades der Stadt Essen zu sponsern, der der im Essener Stadtgarten gelegenen Plastik „Endlosschleife“ von Max Bill zugeordnet ist. Dieser Kulturpfad besteht aus blauen, nachts leuchtenden und in den Boden eingelassenen Diodensteinen, die wichtige kulturelle Einrichtungen der Stadt, wie z.B. das Folkwang Museum, die Philharmonie im Saalbau, die Aalto-Oper oder etwa das Weltkulturerbe Zeche Zollverein miteinander verbinden.

Da sich der Sponsor unter dem Stein auf einer kleinen Bronze-Platte nennen durfte, habe ich dort mein Architekturbüro vermerkt. Wichtiger ist mir aber die kleine Inschrift, die ich in dieser Platte eingravieren ließ.

Lebenspfad
endlos – schleife
der erinnerungen
max bill – hfg ulm

Auf den nächsten Seiten eine Kollage der „Zeichen“ des PBB bzw. ein „schnittmusterhaftes Werksverzeichnis“.

Art der Projekte

- Wohn- und Geschäftszentrum
- Planung einer Poliklinik
- Einkaufszentrum mit Parkhaus
- Markthalle mit Marktplatz
- Städtebauliche Gutachten
- Werkhallen mit Büros
- Konzeptionen und Ausbauten von Geschäften
- Gestaltung von Gartenanlagen
- Landhäuser und Umbau von ehemals landwirtschaftlichen Gehöften
- Gestaltungskonzepte für Straßen und Plätze
- Gestaltung und Ausbau von Schulhöfen und Kindergärten
- Filmische Inszenierung und Beschreibungen von Erlebnisszenarien eigener Projekte
- Planungen und Realisierungen von Projekteröffnungen
- Verschiedene Ausstellungskonzeptionen
- Seniorenwohnanlagen u.a. mit Wintergarten und Park
- Sanierung denkmalgeschützter Häuser und Fassaden
- U-Bahn-Station architektonisch – künstlerische Ausgestaltung
- Wohnbebauungen, Mehr- und Einfamilienhäuser
- Interdisziplinäre Kunstaktionen mit Künstlern
- Alten-, Wohn- und Pflegeheime

Orte der Realisierungen

Essen und u.a. Remagen, Leipzig, Recklinghausen, Düsseldorf, Erkelenz, Berlin, Köln, St. Gilgen, Potsdam







Warum ich an die hfg und an die Bauabteilung ging

Im Oktober 1967 begann ich mein Studium an der hfg. Ich bekenne, dass ich meinen Entscheid für Ulm nicht allein nur nach rationaler, durch kritische und vorurteilslose Evaluation geleitete Abwägung der Alternativen fällte. Ich war damals – und bin es heute noch – ein grosser Bewunderer des „Giganten“ Le Corbusier. Mit innerem Schauer hatte ich einige seiner Bauten damals studiert und begangen und auf die Gnade gehofft, dass mich doch dereinst ein kleiner Hauch seines Genies wenigstens ein bisschen streife. Dann war da aber auch noch ein Franz Füeg, der mit seiner Kirche in Meggen bei Luzern einen mich zunächst irritierenden Kontrapunkt zur plastischen Gestaltungskraft Le Corbusier's setzte. Diese Kirche in Meggen, ein schlichtes Stahlbauskelett, ausgefacht mit transluziden Marmorplatten auf der einen Seite und die kraftvolle Sichtbetonplastik der Hochschule St. Gallen von Otto/Zwimpfer auf der anderen Seite markierten das Feld meiner inneren architekturideologischen Auseinandersetzung.

In dieses intellektuelle Kampffeld kam nun Ulm. Da war zunächst einmal die Überzeugungskraft und die Faszination des klaren Bekenntnisses der Ulmer Schule zum industrialisierten Bauen. Mit zunehmendem Anteil der grauen Haare fällt es mir heute vielleicht etwas leichter zu erkennen, dass ich damals – in nüchterner Einschätzung meines sicherlich auch nicht gerade untalentierten Umfeldes – mein eigenes Entwicklungspotenzial eher nicht in der Adaption von Le Corbusier, sondern im, wie mir schien, „rationaleren“ Zugang zum Bauen vermutete. Dass man in Ulm vom „Bauen“ und nicht von Architektur sprach, war ja nicht eine semantische Spielerei; da wollte vielmehr Differenz und ein Programm markiert werden. Zur Klarheit der Ulmer Argumentation gesellte sich natürlich der grafische Auftritt der Schule: vom Format des Couvert, der konse-

quenten Kleinschreibung, dem Layout der Formulare, Studienpläne und Broschüren bis hin zur Grafik. Dem jungen, mit der eigener fachlichen Orientierung ringenden Provinzler aus der Kleinstadt am Bodensee bot sich da eine Schule an, welche Internationalität, Moderne, architektonische – oder besser – bauliche Vision sowie eine gesellschaftspolitische Position zu einem klaren, stimmigen Konzept vereinte.

Wie ich die hfg erlebt habe

In Söflingen an der Weihgasse bei Frau Ruf fand ich mein erstes Zimmer, als Nachfolger von Heinrich Bachmann, auch er Schweizer und Student der Abteilung Bauen. Mein Schulweg zur hfg führte so quasi durch verschiedene Schichten und Erlebniswelten: aus dem beengenden Zimmerchen im Knusperhäuschen meiner lebenswürdigen und stets um mein Wohlbefinden besorgten Schlummermutter, dann vorbei den dörflichen, kleinbürgerlichen und herausgeputzten Häuserzeilen am Fusse des Kuhbergs, zunächst entlang den Schrebergärten mit ihren Häuschen, Fahnen und akkurat gesetzten Zäunen, sodann sanft ansteigend durch Wiesen mit Obstbäumen bis schliesslich zur bewaldeten Kuppe des Kuhberges, zum Campus der hfg. Da war man dann endlich oben, auch abgehoben, in einer anderen Welt, die so gar nichts zu tun hatte und lieber nichts zu tun haben wollte mit der württembergischen Gemütlichkeit da unten in Ulm und Söflingen.

Bei meinen sporadischen Besuchen der ehemaligen hfg-Gebäude suche ich heute als erstes jeweils wieder die für mich damals besondere Ausstrahlung des Treppenaufgangs zur Bibliothek, zum Sekretariat und zu den Arbeitsräumen einzufangen. Dieser Treppenaufgang hat für mich heute noch, salopp ausgedrückt, hohe architektonische Klasse und trägt in sich gleichzeitig einen wichtigen Teil meiner hfg-Gefühle. Freunden habe ich

als Student diese Treppe immer zuerst gezeigt, und wenn auch die meisten etwas ratlos auf meine Euphorie reagiert haben, sie haben mir nie die Überzeugung genommen, dass Max Bill, dessen Rolle in der späteren hfg-Geschichte zu meiner Studienzeit ja durchaus kritisch bis sehr negativ kommentiert wurde, hier nicht einfach nur Niveaus verbunden hat, sondern mit einfachen Mitteln einen wunderbaren Raum geschaffen hat.

Einzelne Elemente der Grundlehre der hfg beurteile ich heute kritischer, als ich dies noch in der Studienzeit tat. Ein Beispiel: Zwar verstand sich die hfg als legitime Nachfolgerin des Bauhauses. An eine besondere, kritische und vertiefte Auseinandersetzung mit diesem „Erbe“ im Lehrplan und in der Alltagsarbeit mag ich mich aber nicht erinnern. Lehrveranstaltungen zur Architekturgeschichte und die kritische Sicht auf die ganz besondere Vorgeschichte der hfg hätten eigentlich die historische und technische „Verortung“ des Konzepts des industrialisierten Bauens schaffen können. Diese Einbindung in den geschichtlichen und gesellschaftlichen Prozess und damit die Herausforderung einer Begründung wurde (zumindest während meiner Studienzeit) weitgehend ausgelassen. Vielleicht mag dies damit zusammenhängen, dass – im Gegensatz zur Abteilung Produktgestaltung – in der Abteilung Bauen ein Bekenntnis zum architektonischen Gestalten schnell einmal den Geruch des Reaktionären annahm. Das mag sich heute sehr seltsam anhören, Gestaltungsfragen der Architektur waren aber im damaligen politischen Klima, wo solches schnell einmal im Geruch der „Verhübschung“ und der Täuschung stand, nahezu tabu.

Diesem von mir herausgegriffenen, vielleicht etwas zugespitzten und persönlich empfundenen Defizit standen die stark und mit hervorragenden Dozenten gepflegten Bereiche gegenüber, die im weitesten Sinne mit Systemtheorie und der Arbeitsmethodik zu tun hatten. Es

blieb somit nicht bei der Aufgabe, zum Beispiel Wohnungsgrundrisse für die industrielle Produktion zu entwickeln und hohe Varietät mit den Anforderungen an seriell und einfach herzustellende Konstruktions- und Installationselemente zu verknüpfen; auch Fragen zu Produktionsprozessen für standardisierte Fassadenteile mussten da mit beantwortet werden.

Die während meiner Studienzeit permanent und mit viel Verve geführte gesellschaftspolitische Diskussion – sie war stark angeheizt vom zunächst angedrohten und dann schliesslich zu unserem Entsetzen ob der kulturpolitischen Dummheit umgesetzten Entzug der finanziellen Mittel durch das Land Baden Württemberg – hatte nach meinem Empfinden ein zunehmend doktrinäres Klima auf dem Kuhberg geschaffen. Ich erinnere mich, dass ich in der Lese-Ecke der Mensa als regelmässiger Leser der NZZ für viele meiner Kollegen eine Provokation, ja schon fast ein Verräter war. Da half weder meine Herkunft noch meine Rechtfertigung, dass man sein Gegenüber doch kennen sollte, bevor....

Generell verhielt sich die traditionell starke „Schweizer-Kolonie“ in der omnipräsenten hochschul- und gesellschaftspolitischen Debatte eher zurückhaltend. Bei manchen mag dabei die rhetorische Eloquenz unserer deutschen Kommilitonen zur Beisshemmung beigetragen haben.

Dozenten, Themen und Veranstaltungen, die für mich wichtig waren

Das Urteil, welche Lehrer und welche Veranstaltungen im Rückblick für die eigene berufliche und persönliche Entwicklung wichtig waren, verändert sich naturgemäss im Verlauf der Zeit. Wenn ich hier nur einzelne Namen nenne, so ist das keine Herabwertung der Leistungen der hier nicht genannten. Ich erinnere mich gut und gerne an die Unerbitt-

lichkeit und argumentative Klarheit von Claude Schnaidt, damaliger Abteilungsleiter Bauen, in der Diskussion um Entwurf und Darstellung. Ich sehe den grossen Abraham Moles am Pult, mit seiner schönen Frau im Hörsaal, uns Dinge zum Thema Methodologie erklären, die ich damals wohl nicht so ganz verstand, die mir als Hörer aber das Gefühl eines besonderen Privilegs vermittelten. Hermann von Baravalle konnte, wenn die Wandtafeln dazu nicht mehr reichten, komplexe geometrische Strukturen im Hörsaal und dann in unseren Köpfen verankern, so dass ich heute noch mit Ergriffenheit an die Virtuosität seiner Darstellungen der unsichtbar im Raum frei schwebenden, sich mehrfach durchdringenden, auf verschiedenen Achsen sich drehenden und bewegenden Körper denke. Später dann im Nachfolgeinstitut der hfg hat Siegfried Maser auf für mich wahrlich begeisternde Art Vorlesungen und Übungen in Wissenschaftstheorie gehalten. Er konnte uns Banausen mit Eleganz manch schwere Tür zu philosophischen Denksystemen öffnen, so wie ich es später nie mehr erlebt habe. Gerhard Curdes hat das Thema Landschaft im gesellschaftlichen Wertsystem behandelt und uns erstmals mit komplexen Zielbäumen und –konflikten konfrontiert. Auch ihm verdanke ich meine spätere Zuwendung zur Raumplanung. Gernot Minke, damals noch nicht dem alt/neuen Baustoff Lehm verfallen, brachte uns räumliche Tragwerke – in seiner damaligen Hauptwirkungsstätte Stuttgart damals DAS Thema – näher und führte ein Intensivseminar zu Tensegrity-Systemen, das damals wohl zu den besten Veranstaltungen seiner Art auf dem Kuhberg gezählt haben dürfte. An Martin Krampen erinnere ich mich insbesondere im Zusammenhang mit meiner Diplomarbeit. Er hat mich – zusammen mit Prof. Edwin Schweingruber von der Universität Bern – dabei betreut. Martin Krampen hatte mich mit grossem Feingefühl aus den unvermeidlichen Tiefs gehoben und mit Strenge von den Höhen wieder herunter geholt. Ich wünsche jedem Diplomanden einen Begleiter seiner

fachlichen Kompetenz, seiner grossen Geduld, seiner Motivationsgabe und menschlichen Wärme.

Prägungen, die ich mitgenommen habe

Es gab eine Ulmer Schule des Designs oder der Produktgestaltung, wie man das damals noch prosaisch nannte und der visuellen Kommunikation, es gab aber nach meiner Wahrnehmung nie eine Ulmer Schule in der Architektur. Das ist zwar erklärungsbedürftig, ich überlasse diese interessante Frage aber Beruenern. Mitgenommen aus Ulm habe ich nicht eine besondere architektonische Affinität als vielmehr Denkwerkzeuge und eine Arbeitsweise des methodisch zweckmässigen, systematischen und lösungsorientierten Zugangs zu komplexen Problemstellungen. Ich bin fest davon überzeugt, dass die hfg hier mit ihren Lehrangeboten auf Anforderungen der Berufswelt bzw. der Praxis geantwortet hat, die heute, noch mehr als damals, hochaktuell sind. Mitgenommen habe ich auch – und da spricht halt nun der angegraute 68er – den Reflex der steten gesellschaftspolitischen Verankerung des eigenen beruflichen Tuns. So war für mich von Anbeginn klar, dereinst nicht in der Privatwirtschaft, sondern, wenn immer möglich, im öffentlichen Dienst zu arbeiten.

Berufsweg nach Ulm

Mai 1971: Diplom der Universität Stuttgart, Institut für Umweltplanung (Nachfolgeinstitut der hfg) aufgrund einer theoretischen Arbeit zu Grundlagen der touristischen Planung.

1971 bis 1977 wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab 1974 Leiter der Dokumentations- und Beratungsstelle im Schweizerischen Fremdenverkehrsverband, Bern (Prof. Dr. Jost Krippendorf).

Mitwirkung und Leitung von touristischen Forschungsprojekten, tourismuspolitische und raumplanerische Beratung von Bundesstellen, Kantonen und Gemeinden.

1973-74: Lehrauftrag an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste, Braunschweig zum Thema Raumplanung für Freizeit und Tourismus.

1977 bis 1978: 13-monatiger interdisziplinärer Nachdiplomkurs über Probleme der Entwicklungsländer (INDEL) an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH-Z) mit einem 4-monatigen Arbeitsaufenthalt in Nepal. Erhebungen zum Umfang und den Auswirkungen des Trekkingtourismus im Khumbugebiet sowie Erarbeitung tourismuspolitischer Empfehlungen zu Händen des zuständigen nepalischen Ministeriums sowie der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit.

1978 bis 1979 Expertentätigkeit für die Direktion für Entwicklungszusammenarbeit, Bern sowie den Delegierten des Bundesrates für Raumplanung, Bern.

Ab 1979 wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Delegierten des Bundesrates für Raumplanung, Bern (später zum Bundesamt für Raumplanung umgewandelt), ab 1989 stellvertretender Leiter der Sektion Grundlagen, ab 1992 Leiter der Sektion Siedlung und Landschaft im Bundesamt für Raumentwicklung (vormals Bundesamt für Raumplanung).

Kontakt:

Fred Baumgartner
Merzenacker 59
CH 3006 Bern

Veröffentlichungen (Auszug)

Baumgartner, F. (1974): Thesen zur touristischen Planung, in: WERK-/OEUVRE, Nr. 8, Zürich

Baumgartner, F. (1974): Architektur für die arbeitsfreie Zeit; Architektur für die Freizeit? in: Zeitschrift für Fremdenverkehr Nr. 2, Bern

Baumgartner, F. (1975): Tradition und Funktionalismus – unfertige Gedanken zur Funktion des Denkmals, in: WERK-/OEUVRE, Nr. 5, Zürich

Baumgartner, F. et al (1979): Tourism and Development in Nepal – Impacts of Trekking-Tourism in Hill-Areas, Hrsg.: Eidgenössische Technische Hochschule ETH, INDEL, Zürich
Baumgartner, F. (1984): Wegmarken zu einer touristischen Entwicklungspolitik im Berggebiet, in: Umbruch im Berggebiet, Hrsg.: Ernst A. Brugger, Bern und Stuttgart

Baumgartner, F., Muggli Chr. (1987): Siedlungsstruktur Schweiz – Stand und Entwicklung der räumlichen Konzentration von Bevölkerung und Wirtschaft, Hrsg.: Bundesamt für Raumplanung, Bern

Baumgartner, F.; Zimmermann H. (1989): Verdichtung – entzauberte Hoffnung der Raumplanung? in: Raumplanung, Informationshefte, Nr. 3, Hrsg.: Bundesamt für Raumplanung, Bern

Baumgartner, F. (1991): Boden und Wirtschaft – die Veränderung der Bodenanprüche im wirtschaftlichen Wandel, in: Die Volkswirtschaft, Nr. 11, Bern

Baumgartner, F. (2003): Raumentwick-

lung im Mittelland in den letzten 50 Jahren – Ursachen und Wirkungen, in: Heute Agrarpolitik – morgen eine integrale Grünraumpolitik für die Land(wirt)schaft in Agglomerationsräumen, Nr. 2; Hrsg.: Schweizerische Gesellschaft für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie, Zürich
Baumgartner, F. (2004): Raumentwicklung auf Kredit – Die bisherige Siedlungsentwicklung ist nicht finanzierbar, in: PLANERIN, Fachzeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesplanung, Heft 1/04, Berlin

Baumgartner, F. (2005): Siedlungsentwicklung in der Kostenfalle, in: tec21, Nr. 14-15, Zürich

Einordnung

Die Abteilung Bauen an der HFG war ein spezifisches Element in der Entwicklung der Ausbildung von Architekten in Deutschland – auch wenn sie selbst nicht den Anspruch einer originären Architekturausbildung verfolgte. Sie war Teil einer Schule, die damals als einzige privat getragene Gestaltungshochschule ein ungewöhnliches Experiment war. Und diese Abteilung war ein Teil des Experiments. Die HFG verstand in der Zeit der Gründung und in den ersten Jahren – als eine Fortsetzung des Bauhauses in Dessau. Beide Schulen versuchten einen neuartigen Zugang zur Gestaltung. Sie verbindet viel und zugleich trennt sie auch einiges. Die HFG und die Abteilung Bauen sollen hier deshalb in den Aufriss eines breiteren Entwicklungsrahmens eingebettet werden.

Die HFG kann nicht allein aus sich heraus verstanden werden. Ebenso sind einige Probleme, die an ihr auftraten – und auf die einige der in dieser Publikation versammelten Beiträge hinweisen – nicht nur „HFG-typisch“. Sie hängen vielmehr mit der Schwierigkeit zusammen, einen so anspruchsvollen reformerischen Ansatz bruchlos über längere Zeit in Pädagogik und Lehrbetrieb umzusetzen. Es würde der Pädagogik an Gestaltungsschulen durchaus nützen, wenn bestimmte Probleme nicht nur den jeweiligen sachlichen und personellen Ursachen zugeordnet würden, sondern auch auf tiefer liegende strukturelle Ursachen verwiesen. Deshalb dieser Versuch einer Annäherung. Dasselbe gilt auch für die „Architekturabteilung“ an einer solchen Schule.

Um diese Besonderheit in der kulturellen Entwicklung zu verstehen, wird hier zunächst die historische Entwicklung der Bau- und der Gestaltungslehre skizziert. Dabei geht es letztlich um die Frage, warum die Ulmer Bauabteilung die Entwicklung genommen hat, die sie nach 1958 als Abteilung „Industrialisiertes Bauen“

nahm. Damit, so hoffe ich, wird ein Rahmen skizziert, in dem sich die Beiträge der Autoren in dieser Publikation breiter reflektieren lassen, als in einem nur auf die HFG zentrierten Fokus.

Entwicklung der Gestaltungshochschulen im Baubereich

Im Mittelalter erfolgte die Ausbildung von Baumeistern in den Bauhütten der Kathedralen und durch die in Zunftordnungen organisierten Bauhandwerksberufe. Ein Bauhandwerk war Voraussetzung und Einstieg in den Beruf des Baumeisters. Allerdings war der Ausbildungsweg nicht streng kanonisiert, wie der Bau der Florentiner Domkuppel 1418 bis 1435 durch Brunelleschi belegt, der von der Ausbildung her Goldschmied war. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Ausbildung von Baumeistern und Architekten durch die handwerkliche Lehre und die darauf aufbauende Ausbildung an Bauschulen und später an Bauakademien organisiert. Die Absolventen waren zunächst stark konstruktiv orientiert. In Renaissance, Barock und Klassizismus gewannen aber formal-dekorative Elemente, die Außenseite der Bauten – die Form und Fassade – eine besondere Bedeutung. Die Ausbildung erhielt stärker historische und künstlerische Anteile.

Mit dem Beginn der Industrialisierung wuchs der Bedarf an Baumeistern und Architekten für die schnell wachsenden Städte und für die neuen Aufgaben des Industriebaus. Auch die Entwicklung der Eisenbahn mit den Brücken- und Bahnhofsbauten war ein Aufgabenfeld, auf das die bisherigen Ausbildungsstätten nicht vorbereiten konnten. So entstanden die technischen Schulen, die den Bedarf an technischem Wissen für Maschinenbau, Bergbau, Chemie, Hoch- und Tiefbau, Elektrotechnik auf breiter Front decken sollten. Im Rahmen dieser Entwicklung entstand auch die neue Profession der Ingenieure: 1825 wurde die erste „Polytechnische

Schule“ – die Vorläuferin der späteren Technischen Hochschulen – in Karlsruhe gegründet. Es folgten in dichter Folge in fast allen größeren Ländern weitere polytechnische Schulen, so 1866-68 das „Königliche Polytechnikum“ in München, 1870 für das westliche Preußen das „Polytechnikum Aachen“.

Ähnlich entwickelten sich die Kunstakademien und Werkkunstschulen. Kunstakademien wurden ursprünglich, ab dem 17. Jahrhundert¹, von fürstlichen Landesherren gegründet. Im 19. und im 20. Jahrhundert entstanden parallel zu den Akademien weitere staatliche oder städtische Kunstschulen. Die bekanntesten aus dieser Epoche sind heute die Hochschulen für Bildende Künste Hamburg und Berlin². Auch die Kunstschule Weimar, heute Bauhaus-Universität, entstammt dieser Entwicklungslinie. Die Kunstausbildung und die Ausbildung zum Baumeister oder Architekten erfolgten überwiegend in getrennten Zweigen, soweit nicht an den Kunstschulen, den späteren Werkkunstschulen, auch eine Architekturausbildung angeboten wurde. In Frankreich spielten die „Ecoles des Beaux-Arts“ eine vergleichbare Rolle, nur dass dort die Entwicklung des künstlerischen Zugangs zur Architektur früher begann. Die meisten Technischen Hochschulen im deutschsprachigen Raum wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Universitäten erweitert (TU München, Karlsruhe, Berlin), nur wenige, wie z.B. die ETH Zürich und die RWTH Aachen, behielten ihre alte Bezeichnung als technische Hochschule bei, auch wenn sie strukturell – erweitert u.a. um Geisteswissenschaften, Medizin und Ökonomie – längst Universitäten geworden waren.

An dieser Entwicklung lässt sich erkennen, dass die zunehmende Komplexität der Aufgaben und der Berufsfelder sich auch auf der Seite der Ausbildung in größeren Einheiten niederschlug, die einen umfangreicheren Lehrstoff kompetent anbieten konnten. Hinter

den verschiedenen Ansätzen verbargen und verbergen sich bis heute jedoch unterschiedliche Konzepte. Während die Bau-, Werk- und Ingenieurschulen einen Schwerpunkt im Konstruktiv-Praktischen hatten, legten die Kunstschulen ihren Schwerpunkt auf Form und Gestalt – oder anders ausgedrückt – auf die künstlerische Seite.

Einen großen Einfluss hatten im 19. Jahrhundert die historischen Wissenschaften. So gab es bis nach dem ersten Weltkrieg noch Fächer wie „Antikenkunde“ mit der Lehre der griechischen Säulenordnungen. Die Architekten der Jahrhundertwende konnten romanisch, gotisch, barock und im Stil der Renaissance denken und entwerfen, wofür sie das Formenvokabular und die Maßordnungen sowie die Typologien jener Perioden beherrschen mussten. Zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde auf dieser Grundlage der gesamte Formenvorrat der griechischen und römischen Antike und der Neuzeit an den Bauten der „Gründerjahre“ und an den neuen Industriebauten durchdekliniert. Unter dem vertrauten historischen Kleid entwickelte sich jedoch allmählich die „Moderne“: Beton- und Stahlbau, Glaskuppeln, kühne Verkehrs- und Ingenieurbauten (Eiffelturm, große Stahlbrücken, Förder- und Kühltürme, Galerien und Warenhäuser) bereiteten den Weg zu neuen Typologien des Bauens vor. Dabei hatten die Architekten jener Zeit – trotz der berechtigten Kritik am Historismus – den Heutigen etwas voraus: Ihre Fähigkeit, in unterschiedlichen räumlich-ästhetischen Ordnungen zu denken und zu entwerfen. Das Denken in Säulenordnungen, das sich seit Albertis Entwurf zur Fassade des Palazzo Rucellai (1460) auf die Fassadengestaltung vom Barock bis zum 19. Jahrhundert übertrug, enthielt notabene bereits den ganzen Kanon einer disziplinierenden Maßordnung.

Schritte zur „Moderne“

Es gab eine Reihe wichtiger Schritte zur

„Moderne“:

- Palladio (1508–1580) hatte mit seinem ganzheitlichen Architekturverständnis, wie es in den „Vier Büchern zur Architektur“³ und seinen Villen zum Ausdruck kommt, einen wichtigen Beitrag zur Typologie von solitären Bauten in ihrer Umgebung – und zur „Nobilitierung“ von Bauten – geliefert und dabei ein Vokabular entwickelt, das in die ganze Welt ausstrahlte und einen bedeutenden Teil „herrschaftlicher“ Bauten bis hin zum „Weißen Haus“ in Washington beeinflusste⁴.
- Weniger bekannt, aber für das Denken in Typologien ebenso bedeutsam, war das „modulare Entwurfssystem“ von Jean Nicolas Louis Durand⁵ (1760–1834), der auf der Grundlage von Maßmodulen unter Verwendung kombinatorischer Möglichkeiten einen ganzen Kanon von Bautypen und deren Verwandlungsmöglichkeiten entwickelt hatte. Das modulare Entwerfen – wie es die Ulmer Bauabteilung praktizierte – war also schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt, ohne dass wir Studenten damals etwas davon wussten!
- Die Überkrustung der neuen Bauten mit historisch vertrauten Formen im 19. Jahrhundert hatte die psychologische Funktion, die große Masse des Neuen äußerlich mit dem in den Städten vorhandenen und innerlich mit dem in Köpfen als kulturelle Chiffren existierenden Formenvorrat zu verbinden. Dabei gerieten die Architekten unversehens in die Rolle der Dekorateure, während die Ingenieure die Strukturen und das revolutionär Neue schufen. Für die in die Industriegebiete geströmten Landarbeiter erfolgte aus den gleichen Gründen nach der Jahrhundertwende ein Rückgriff auf traditionelle Formen: der Cottagestil des Arbeiterhauses, wie er sich zuerst in der englischen Gartenstadtbewegung (Letchworth 1904, Hampstead 1906) und im Anschluss daran in der deutschen Gartenstadtbewegung (Margarethenhöhe Essen 1906,

Dresden Hellerau 1908) entwickelte.

- Im Städtebau, der sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich als Fachgebiet⁶ und später als Profession entwickelte, konkurrierten gegen Ende des Jahrhunderts rationale Raumkonzepte (Baumeister, Stübben) mit dem sogenannten „künstlerischen Städtebau“, wie er sich als Gegenbewegung vor der Jahrhundertwende durch Camillo Sitte⁷ und Carl Henrici⁸ – als Kritik an den unbrauchbaren Schmuckplätzen des „geometrischen Städtebaus“ – entwickelt hatte. Die meisten Gartenstadtentwürfe folgten städtebaulich der Richtung des künstlerischen Städtebaus durch die Verwendung gekrümmter Strassen, gefasster Plätze und einer Bildung von Ortszentren und architektonischen Gestaltkernen.
- Der Jugendstil war der letzte formale Versuch, Handwerkskunst und Baukunst integrativ zu verbinden. Das Unbehagen an der Industrialisierung und an den seriellen Industrieprodukten führte 1907 auf der einen Seite zur Gründung des Deutschen Werkbundes durch zwölf Künstler. Ziel der Vereinigung war die „Veredelung der gewerblichen Arbeit“, eine Steigerung der Qualität vor allem des deutschen Kunstgewerbes und eine Verbesserung der Wettbewerbsbedingungen „deutscher Qualitätsarbeit“ auf dem Weltmarkt⁹. Der Werkbund verband aber in seinen Mitgliedern ein zu breites Spektrum, so dass es zu keiner Überwindung des an das Handwerk gebundenen Denkens und Entwerfens kam.
- Auf der anderen Seite entstanden – in Deutschland damals noch wenig bekannt – in Spanien, Frankreich und Italien erste Konzepte, die jeglichen historischen Rückbezug aufgaben und eine neue Sprache des Bauens suchten: Cerdà's Entwurf für die Stadterweiterung von Barcelona 1859, Tony Garniers „Cité Industrielle“ 1901–1904 und Mario Chiattone's „Neue Stadt“ 1914. Damit gab es schon vor dem ersten Weltkrieg eine verstärkte Suche nach neuen Formen, die ohne

historischen Rückbezug so etwas wie eine neue Sachlichkeit zum Ziel hatten.

Es hatten sich also – noch unter der Tarnung traditioneller Oberflächen – längst modernes Denken und moderne Techniken ausgebreitet, fehlte nun „nur“ noch ihr Durchbruch auch in die äussere Gestalt. Deshalb wirkt das Bauhaus in Weimar ab 1919 als Katalysator in den Bereichen Kunst und Bauen. Für den modernen Wohnungs- und Städtebau waren dagegen Frankfurt unter Stadtbaurat Ernst May, Berlin unter Stadtbaurat Martin Wagner und die Internationale Bauausstellung am Weissenhof in Stuttgart unter Mies van der Rohe die weltweit beachtete Zentren des Neuen Bauens in den 1920er Jahren.

Das Bauhaus

Gropius verfolgte mit der Gründung des Bauhauses eine radikale Verkürzung der vielfältigen Aspekte in der Ausbildung auf jene, die sich aus der Tätigkeit des Gestaltens ergaben. Die Ausbildung wurde vom Ende her gedacht: Was muss ein Gestalter können, um mit einem bestimmten Material in einem eingegrenzten Anwendungsfeld zeitgemäße Antworten geben zu können? Er entledigte sich damit des „Ballastes“ gewachsener Ausbildungsstrukturen.

Zunächst gab es am Bauhaus keine eigenständige Architekturabteilung. Gropius verstand Bauen als einen alle Künste integrierenden Vorgang. Studenten mit Interesse am Bauen arbeiteten in seinem Büro und wurden dort weiter gebildet. Erst mit Hannes Meyer wird dann ab 1927 das Lehrprogramm auf das Bauen ausgeweitet. „Die Bauabteilung unter Meyer ermöglichte eine eigenständige Architekturausbildung, deren Grundlage die Ermittlung der Bedürfnisse der Nutzer waren. Unter Mies van der Rohe ab 1930 wurden dagegen verstärkt ästhetische Gesichtspunkte wichtig.“¹⁰

Von einem einheitlichen pädagogischen Ziel der Bauabteilung kann man nicht ausgehen: „*Alle Direktoren des Bauhauses waren Architekten. Ihre jeweilige persönliche Auffassung vom Bauen lässt sich jedoch kaum auf einen Nenner bringen; sie müssen vielmehr als Exponenten von stark divergierenden Architekturkonzepten gelten. Die Namen Walter Gropius, Hannes Meyer und Ludwig Mies van der Rohe stehen deshalb auch für unterschiedlich strukturierte Ausbildungskonzepte.*“¹¹

Das Bauhaus hatte damit einen deutlich anderen Ansatz als die HFG – wenngleich es auch zahlreiche Parallelen gibt. Blickt man auf die skizzierte Entwicklung, dann kann die Gründung der HFG als private Hochschule mit dem Motiv, einen Beitrag zur demokratischen und kulturellen Neuentwicklung zu leisten, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gegenüber dem Bauhaus war sie ein ungleich größeres Wagnis. Bauhaus und HFG waren beide der Versuch, gegenüber der tiefen und breiten Ausbildung an den Technischen Hochschulen einen Zwischenbereich auszufüllen, der einerseits genügend Nähe zum Machen und Gestalten enthielt und sich den wichtiger gewordenen Fragestellungen einer verantwortlichen Gestaltung der Umwelt und einer kultivierten Formung der industriellen Produkte annahm, andererseits aber eine hinreichende Orientierung zur Wissensproduktion der Wissenschaften beibehielt. Dabei war es auch bei der HFG bereits ein frühes Anliegen, keinen historischen „Ballast“ mitzuschleppen.

Die HFG

Man musste bei der Neugründung der HFG davon ausgehen, dass die Dreh- und Angelpunkte eines solchen Versuchs in drei zentralen Voraussetzungen lagen:

1. einem sehr guten Lehrprogramm für die gewählten Aufgabenfelder,
2. hervorragenden Lehrpersonen,

3. sehr guten Studenten.

Würde es nicht gelingen, alle drei Bedingungen einigermaßen zu erfüllen, dann konnte eine solche Schule, vor allem dann, wenn sie keine anerkannten Abschlüsse bot, schnell in Konkurrenz zu etablierten Einrichtungen kommen – die den Studierenden (teilweise zumindest) als Alternative offen standen.

Es stellt sich die Frage, wie eine kleine Hochschule, die letztlich für nur 150 Studenten geplant wurde, ein so anspruchsvolles Programm anbieten und finanzieren wollte und wie sie die für ein so ehrgeiziges Programm zwingend notwendigen, schon ausgebildeten, überdurchschnittlich wachen und engagierten Studenten bekommen wollte. Denn dass eine so kleine Institution keine grundständige Ausbildung leisten konnte, war den Gründern klar, und dass gute und engagierte Studenten überall willkommen sind, sicher auch.

Überforderte dieses breite Konzept so eine kleine Anstalt nicht? Wie wollte man „Stadtbau“ kompetent lehren, einen Bereich, in dem mit den Gestaltungsfragen die zahlreichen fachlichen Grundlagen – wie etwa Sozialwissenschaften, Städtebau, Stadtfunktionen, Stadtgestalt, Verkehr, Versorgung – konkurrieren mussten? Und wie wollte man das dafür erforderliche Lehrpersonal gewinnen und finanzieren, das sich ja zwangsläufig mit jedem weiteren Studienfeld verbreitern musste?

Gegen die angeführten Argumente der Selbstüberforderung einer kleinen Schule lässt sich jedoch auch anführen, dass die Gründer eben nicht von den Argumenten einer Mindestgrösse ausgingen und dass sie sich auch nicht in Konkurrenz zu den etablierten Lehranstalten sahen. Sie gingen vielmehr davon aus, durch einen anderen, nicht historischen, aktuellen, mit radikal auf die Verhältnisse gerichteten kritischem Blick eine Avantgarde auszubilden, für deren Konstituierung eine

kleine verschworene Gemeinschaft richtiger war als Grösse. Und eine Avantgarde-Anstalt war die HFG durchaus. Nur ist es schwer, diesen Anspruch durchzuhalten, wenn man nicht die dafür erforderlichen ungewöhnlichen Lehrer und Studenten bekommt. Und hier liegt aus meiner Sicht eines der strukturellen Probleme. Die HFG hätte vielleicht die 3-4 fache Nachfrage nach ihren Studienplätze gebraucht, um daraus die geeigneten Studenten auswählen zu können.

Die Nachfrage

Betrachtet man die „Nachfrage“ nach dem Studienangebot der HFG, kommt man zu einem ernüchternden Ergebnis: Die HFG war auf 150 Studienplätze ausgelegt. Sie hat nur in einem einzigen Jahr, 1966/67 mit 152 Studierenden, die angestrebte Zahl erreicht. Erst im sechsten Jahr ihrer Existenz wurde die Zahl von 100 eingeschriebenen Studierenden überschritten, im Durchschnitt hatte die Schule nur 107 Studierende pro Jahr.¹²

Das bedeutet, dass es ein Nachfragedefizit gab. Anziehend waren die Abteilungen Produktgestaltung mit insgesamt 249, Bauen mit insgesamt 170 und Visuelle Kommunikation mit 158 Studierenden diejenigen Studierenden, eingerechnet, die in diese Abteilungen wollten, aber nach der Grundlehre die Schule verliessen. Die Abteilung Information hatte in den 15 Jahren nur 25 Studierende und war damit wohl ein Fehlschlag, die Filmabteilung hatte immerhin 27 Studierende in den nur sechs Jahren ihres Bestehens. Dennoch bleibt auch für die starken Abteilungen ein Nachfragedefizit. Dieses wäre an einer staatlich finanzierten Schule damals vielleicht kein wirkliches Problem gewesen. Da die HFG aber auch auf die Studiengebühren der Studenten angewiesen war, hatte dies eben auch finanzielle Folgen.¹³ Man kann sich ausmalen, dass eine zu geringe Nachfrage auch zu Kompromissen bei den Aufnahmeanforderungen¹⁴ führen musste und

damit eine heterogene Studentenschaft entstand, deren unterschiedliche Niveaus nur schwer auszugleichen und zu befriedigen waren. Dies zeigte sich besonders in der Bauabteilung, weil es dort Vergleichsmaßstäbe zu den etablierten Schulen gab, und nicht ganz zufällig war dies deshalb eine „unruhige“ Abteilung.

Rene Spitz hat herausgearbeitet, dass die Mehrheit der immatrikulierten Studenten nicht länger als ein Jahr blieben, nur 226 von insgesamt 637 blieben vier Jahre oder länger und 53 aller 231 Diplome, also 23%, wurden nach der Schliessung der HFG vom IUP vergeben. 108 von 170 Studierenden der Bauabteilung (63%) kamen aus dem Ausland. Die Schweizer und die Deutschen Studenten waren gleich stark vertreten. Mit nur sieben Frauen war die Bauabteilung ausserdem die für Frauen am wenigsten attraktive.¹⁵

Das Angebot

Aber auch bei den Dozenten gab es strukturelle Probleme: Von den insgesamt 282 Dozenten lehrten fast drei Viertel höchstens ein Jahr an der HFG.¹⁶ Trotz eines konkurrenzlos guten Verhältnisses von Dozenten zu Studenten lag in der hohen Zahl und der häufigen Fluktuation auch ein Problem der inhaltlichen Konsistenz und Kontinuität. Und das galt auch für die Abteilung Bauen.

Trotz dieser und einiger anderer Schwierigkeiten war die HFG Ulm mit einigen Abteilungen und Instituten durchaus erfolgreich. Dies betrifft insbesondere für die Bereiche Produktgestaltung und Visuelle Kommunikation zu – beide wurden besonders über die Wirkung der „Abbilder“ ihrer Produkte populär. Die Typografie und einige herausragende Produkte haben den Ruf der HFG als Entwurfsanstalt begründet. Die Grundlehre, einige Lehrpersonen wie etwa Bill, Aicher, Wachsmann, Gugelot, Maldonado und Rittel und einige prominente Gastdozenten trugen zum Ruf einer

pädagogischen „Hochburg“ des Gestaltens und seiner Theoriebildung bei. Die enorme publizistische Aufmerksamkeit hat aber auch mit der sorgsam gepflegten Internationalität und nicht zuletzt mit der Zeitschrift „ulm“ zu tun, die eine kühle und rationale Gestaltungshaltung in das Formenchaos des gerade endenden Nierentisch-Zeitalters trug.

Die Methoden

Die HFG wollte von Anfang an einen rationalen und einen funktionalen Weg in der Methodik. Während Bill noch die Bauhaus-Methodik weiter führte, gab es von Anfang an einen Dissens darin, ob zum Konzept des funktionalen Herangehens die Gestalt – oder wie Bill es mehrfach ausdrückte – die Schönheit – einen eigenständigen Stellenwert beanspruchen durfte. Und diese Unterschiede wirkten sich im Inhalt der Pädagogik aus. Im Kern ging es um die grundlegende Frage, ob der Zugang zur Gestaltung primär über ein „ästhetisches Training“, wie es Bill verfolgte, oder über ein Training von „konkreten Entwurfs- und Gestaltungsmethoden in Verbindung mit theoretischen Disziplinen“¹⁷ erfolgen sollte, wie es ab 1957 das Konzept von Maldonado vorsah.

Beide Richtungen verfolgten berechnete Anliegen und jede hat später unterschiedliche Biographien befördert: Die Auseinandersetzung mit ästhetischer Wahrnehmung und Gestaltung führte bei einer Reihe von Studierenden später zu einer Hinwendung zur konkreten Malerei (Almir Mavignier, Shizuko Yoshikawa, Monika Buch-Mulder, Rolf Glasmeier) oder zu einer besonderen ästhetischen Sensibilität bei der Gestaltung von industriellen und visuellen Produkten. Die Lehre zur Methodik des Problemlösens beförderte Karrieren, die sich neue und unterschiedliche Gebiete erschlossen in Bereichen wie Forschung, Lehre, Planung, Stadtplanung, Management, bei denen oft der formale Aspekt

manchmal nur geringe Bedeutung hatte. In den dargestellten Berufswegen in dieser Veröffentlichung werden diese beiden Richtungen sehr deutlich.

Die Grundlehre wird als Ort und Konzept der „Initiation“ positiv hervorgehoben. Sie hatte – was auch bei einigen Beiträgen deutlich wird – sowohl in der Zeit von Bill und auch noch nach der Neukonzeption durch Maldonado rigide Elemente, die Recke so charakterisiert: *„In der Prägung, Einrichtung, Rezeption und Bewertung des Vorkurses herrschte ein geradezu religiös überhöhter, jedenfalls fanatischer Sensualismus der Material- und Stofferfahrungen vor. ... Das führte dazu, dass an die Stelle wirklicher Überzeugung Zustimmungsrituale traten, Energie nicht im geistigen Mitvollzug freigesetzt, sondern für den autoritativen Schliff, eingeübte Muster-Anerkennung und die entsprechend automatisch abrufbare Bezeugung von repetitivem Gehorsam verbraucht wurde“*¹⁸.

Die Grundlehre wurde ab 1962 aufgegeben¹⁹. Die Einführung der Studenten erfolgte von da ab in den Abteilungen. Gründe für die Veränderung waren u.a. der lange Zeitraum von einem Jahr, der vielen Studenten zu lang und zu teuer war und auch das nicht immer überzeugende Programm, das teilweise aus tagelangen „Fleißarbeiten“ im Zeichnen bestand. Dennoch war die Grundlehre die wichtigste Veranstaltung der HFG, weil sie den Studierenden eine gemeinsame Basis vermittelte und während dieser Zeit ja auch einige grundlegende Vorlesungen liefen. Sie wäre aus meiner Sicht durchaus reformfähig und erhaltenswert gewesen. Eine andere Frage ist, ob es sinnvoll war, die vielen Gaststudenten von überall aus der Welt, die nur ein oder mehrere Semester an der HFG studieren wollten, durch die Grundlehre zu schleusen.

Die HFG und der Funktionalismus

Über alle Abteilungen hinweg wirkte jedoch versteckt und offen das Bekenntnis der HFG – Pädagogik zu einem strengen Funktionalismus. Deshalb muss hier auch auf diese inhärente Maxime der Schule eingegangen werden. Besser als wir selbst, die wir der Geschichte viel zu nahe sind, können Aussenstehende, wie etwa Joerg Crone²⁰ in seiner Dissertation über *„Die visuelle Kommunikation der Gesinnung. Zu den grafischen Arbeiten von Otl Aicher“* die HFG Doktrin beurteilen. Ich führe einige seiner prägnanten Bewertungen an, weil sie ein Spiegel der heutigen Aussensicht der HFG sind: *„Im Nachhinein lässt sich die in Ulm erreichte funktionelle Klarheit, Sachlichkeit und Strenge der Gestaltung als der Versuch zu einem permanenten Neuanfang begreifen. Die Ulmer Entwurfsgemeinschaft hatte jeder markt- oder machtorientierten Gestaltungsform vom Historismus vor der Jahrhundertwende bis zum Styling der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts den Fehdehandschuh hingeworfen, um ihrer eigenen, demokratie- und technologiefreundlichen Wege zu gehen.“* (S.9.)

„Ein Serienprodukt hatte ... keine über seinen Zweck hinausgehende Sekundärfunktion zu haben. Das war Ulmer Dogma, Ehrgeiz und Moral. Dieses Diktum erklärt bis zu einem gewissen Grad die karge Linie und Schmucklosigkeit der Entwurfsresultate. Erst kamen die Primärfunktionen, dann die entsprechende Konstruktion und dann lange lange nichts.“ (S.315)

„Ulmer Entwürfe waren ganz und gar von der Aufgabenstellung her auf die Serie hin konzipiert. Sie unterlagen einer strengen formalen Askese. Historistische Stilimitate, wie sie das Bürgertum des 19. Jhs. liebte, oder die während der 30er und 50er Jahre aufkommende Liebe zu Hei-matstil und stilvoller Einrichtung, wurden in Ulm mit Grauen betrachtet. Die Ulmer entwickelten eine radikal technische Ästhetik, die sie zur eigentlichen Desig-

navantgarde der 60er Jahre machte.“..... Obschon die Ulmer HfG der Nach-Bill-Ära eine spezifisch technisch Ästhetik entwickelte, wurde die Produktästhetik kaum als eine weitere Funktion, sondern eher als automatische Folge verstanden. Die endgültige Form war ein mitunter gewöhnungsbedürftiges, visuelle Konventionen sprengendes Abfallprodukt der spezifischen Funktions- und Konstruktionsweise eines Produkts. Die Form bildete das Schlusslicht, nicht mehr das Leitbild, im Entwurfsprozess!“ (315).

„In Bezug auf die HfG von einer Anknüpfung an die funktionalistische Tradition zu sprechen, ist allerdings nur zum Teil berechtigt. Entwurfsmethodologisch handelt es sich hierbei eigentlich um eine Tradition der Traditionslosigkeit. Auf dem Oberen Kuhberg in Ulm war aus gutem Grund der einzelfallorientierte, permanente Neuanfang Sitte.“ (317)

„In Ulm hatten Produkte zunächst einmal Werkzeugcharakter. Das HfG-Produkt war ein pflichtbewusster, in Bezug auf dekorative Freuden vollkommen enthaltsamer Knecht seines Herrn. Es hatte, in quasi buddhistischer Manier, kein Ichgefühl mehr.“ (318)

Dies sind Wertungen, die die Ulmer Schule und ihre Entwurfshaltung gut wiedergeben und die sich in einer Reihe der Probleme bestätigen, die einige Autoren dieses Bandes beschrieben haben. Auch wenn wir hier im Schwerpunkt über die „Abteilung Industrialisiertes Bauen“ sprechen, war diese Haltung der manchmal offene, manchmal versteckte Hintergrund in allen Abteilungen, von der Grundlehre an. In einigen der am Schluss dokumentierten Arbeiten werden die Konflikte und die dahinter stehenden Positionen ausführlicher erörtert – besonders bei Recke und Crone.

Man sollte aber auch Verständnis dafür haben, dass sich in der kurzen Zeit dieser Schule, bei den vielen anstehenden inhaltlichen und organisatorischen Auf-

gaben nicht sofort eine ausformulierte Designtheorie entwickeln konnte. Dazu waren die zentralen Personen viel zu sehr in ihre Aufgaben eingespannt. Es war vielmehr zunächst eine Haltung, die sich erkennbar an Sullivans „*form follows function*“ orientierte und diese auch zunächst durch die pädagogische und entwerferische Praxis unterfüttern und ausdifferenzieren musste. Mit grösserer zeitlicher und sachlicher Distanz sind solche Zusammenhänge daher besser erkennbar als aus der Nähe.

Es waren Theoretiker wie Rittel, die – wenn auch manchmal ironisch – den Ulmer Purismus und Funktionalismus in Frage stellten. Vielleicht liegt darin auch eine tiefere Ursache der Konflikte – der sich für unsere Studentengeneration in dem Hirschgeweih symbolisiert, das Rittel als ironischen Protest in seiner Wohnung aufhing und das – je nach Position – Belustigung oder Erregung hervorrief.

Die Abteilung Industrialisiertes Bauen im Kontext der Architekturausbildung

Wir haben gesehen, dass am Bauhaus erst spät eine Architekturabteilung eingerichtet wurde. Was aber wollte die HFG in diesem Feld? Mit dieser Frage habe ich mich schon in der ersten Veröffentlichung zur „Bauabteilung“ auseinandergesetzt, auf die ich hier verweise.²¹

In der ersten Verfassung von 1950 hatte die HFG einen geradezu revolutionären Satz: „...es soll eine Schule gegründet werden, die auf überparteilicher und überkonfessioneller Grundlage sowie ohne Rücksicht auf Herkunft und Vorbildung ihrer Schüler (Hervorhebung von mir) eine zeitnahe universelle Ausbildung vermittelt, welche fachliches Können, kulturelle Gestaltung und politische Verantwortung zu einer Einheit verbindet.“²² Damit zielten die Hochschulgründer auf die Persönlichkeit der Studierenden, deren Interessen und Begabungen wichtiger als formale Voraussetzungen sein sollten.

Für die geplante Abteilung Architektur gab es jedoch eine Einschränkung: „Für die Architektur-Ausbildung muss der Studierende entweder eine Berufsausbildung in irgendeinem technisch-handwerklichen Fach (Tischler, Bauzeichner, Maurer etc.) oder ein begonnenes Architekturstudium nachweisen“.²³ Von Anfang an wurde somit ein Konzept verfolgt, das eine aufgrund der Vorkenntnisse heterogene Studentenschaft wollte. Das galt auch für den Bereich der Architektur. So fanden sich in einem Studienjahr diplomierte Architekten mit eigener Bauerfahrung (die eigentlich am Anfang gar nicht vorgesehen waren, s.o.) neben Studierenden, die ein Ingenieurstudium aufgegeben hatten und Studierende mit einer Bauzeichnerausbildung. Später, in der Fassung die ab 1955 galt, wurden dann jedoch im Schulprospekt als Voraussetzung „Architekturstudium, Bauingenieurstudium, Bauzeichnerlehre, praktische Tätigkeit in einem Architekturbüro, oder in einem handwerklichen Beruf“ genannt. Es fand somit eine Erweiterung der Anforderungen statt. Auch für die anderen Abteilungen wurden nun Voraussetzungen angegeben. Dennoch sehe ich diese noch immer sehr offenen Aufnahmebedingungen als eine der grossen emanzipatorischen Elemente der HFG an.

In der Abteilung Architektur, wie sie bis 1958 genannt wurde, wurden zumeist ganz „normale“ Bauaufgaben und auch Wettbewerbe bearbeitet. Ein besonderes Profil – etwa ein Unterschied zu der Lehre an Technischen Hochschulen – war damit nicht erkennbar. Die Attraktion bestand vielleicht darin, von Max Bill und später von Konrad Wachsmann betreut zu werden. Aber das war nichts wesentlich anderes, als ein Entwurfstraining bei Egon Eiermann in Karlsruhe oder Hans Scharoun in Berlin.

Die Abteilung musste etwas Besonderes haben, um sich von anderen Ausbildungsstätten abzuheben. Um welche Felder hätte es sich rückblickend handeln können? Schwach entwickelt in der Aus-

bildungslandschaft waren in jener Zeit die Bereiche Städtebau und Regionalplanung, Planungswissenschaft (Bau- und Planungstheorie, Planungssystematik), Entwurfstheorie, elementiertes und industrialisiertes Bauen, aber auch Bauen für spezielle Nutzergruppen. Auch Klima- oder landschaftsgerechtes Bauen waren Leerfelder. Selbst ein Aspekt wie „künstlerisches Bauen“, also die Verbindung von bildlicher und plastischer mit baulicher Gestaltung, wäre ein Thema gewesen, das aber, wenn auch nicht mit diesen Begriffen, von den Kunsthochschulen (Berlin, Hamburg), verfolgt wurde. Mit Max Bill als Person war dieses Thema zwar besetzt, wohl aber von Bill selbst nicht programmatisch ausformuliert worden.

Eine echte Marktlücke war der Städtebau, der damals noch an keiner Schule als Hauptprogramm gelehrt wurde – erst gegen 1970 entwickelten sich Schwerpunkte und bald darauf eigene Studiengänge zur Stadtplanung. Ein weiteres Feld hätten auch moderne bezahlbare Möbel für die breiten Massen sein können. Das, was Ingvar Kamprad mit IKEA entwickelt hat, illustriert dieses Feld. Er begann 1951 mit Möbeln, also in der Gründungsphase der HFG. Von 1955 an ließ er Möbel speziell für IKEA entwerfen.²⁴ Auch das Elementmöbel M 125 (1950) von Hans Gugelot war zwar ein solcher Anfang, aber es entstand vor der Gründung der HFG. Auch in der Einrichtung der Schule – Hocker, Mensatisch, Studentenzimmer – war das Thema des einfachen Mobiliars realisiert. Warum kam niemand auf die Idee, den Entwurf guter bezahlbarer Möbel und von System-Möbeln für den kleinen Geldbeutel zu einem Thema der HFG und auch der Bauabteilung zu machen?

Auch „Industrialisiertes Bauen“ war eine Richtung, die synchron mit der technologischen Entwicklung lief und war daher – insbesondere bei dem beginnenden Arbeitskräftemangel in der Bauwirtschaft – ein legitimes Thema. Wie aber konnte die Schule das dafür erforderliche spezi-

elle Wissen erzeugen und dafür Studierende finden, die bereits für das konventionelle Bauen ausgebildet waren? Denn mit nur gering qualifizierten Studenten war dieses anspruchsvolle Feld nicht zu beackern, es sei denn, man hätte auch Dilettantismus zugelassen – was dann auch teilweise geschah. Wahrscheinlich wären alle diese Sonderaspekte für ein Zusatz- oder Aufbaustudium attraktiv gewesen. Man hätte also der Bauabteilung eine etwas andere Struktur als den anderen Abteilungen geben können. Als Aufbaustudium hätte man dies nur für diplomierte Architekten öffnen können und damit auf grundständige Ausbildungsinhalte wie Bauphysik verzichten können. Schließlich hätte – aus meiner Sicht das größte Versäumnis – ein An-erkennung des Abschlusses durch die gerade entstehenden Architektenkammern und durch das Land sicher gestellt werden müssen und dazu hätte eben auch ein mit dem Land abgestimmtes Lehrprogramm gehört. Viele Studierende der Bauabteilung hatten später Schwierigkeiten mit dem Ulmer Diplom. Es wurde wie ein Kunstschuldiplom behandelt und reichte nicht zur Zulassung bei den Architektenkammern. Aus diesen und anderen Gründen oszillierte das Programm zwischen einer (fast normalen aber unzureichenden) Architekturausbildung und einer Spezialisierung.

Bill hat diese Ausrichtung der Bauabteilung massiv kritisiert: *„seither wurde in ulm aus der architekturabteilung die „abteilung bauen“ doch ob man „hochbauten aller art“, wie es „offenbar eine dringliche notwendigkeit ist“, nach den an der ulmer schule entwickelten methoden „technifizieren und industrialisieren“ kann, darf füglich bezweifelt werden.“*²⁵

Die Industrialisierung des Bauens war zunächst eher ein Forschungsfeld und ein Thema, das mit standardisierbaren Bauaufgaben zu tun hat. Es reicht aber auch weit in die Disziplin von Bau- und Maschinenbauingenieuren hinein. Der entwerferische Anteil ist eher gering, zu-

mindest aber anders als bei traditionellen Bauaufgaben. Insbesondere die Loslösung von einem konkreten Standort „magert“ die Entwurfsaufgaben so stark ab, dass ein Denken in geschlossenen Systemen, in Details und eine besondere Form der „Bürokratisierung“ des Denk- und Entwurfsprozesses unausweichlich wird. Hier hätte eine stärkere Rolle der künstlerischen Gestaltung bei den Gebäuden und ein Standortbezug eine Bereicherung und Befriedigung bieten können. So aber trug die auf die Addition und Stapelung von Elementen ausgelegte Lehrkonzeption bereits in der Theorie mit zur Uniformierung und Verarmung unserer baulichen Umwelt bei.

Sie besetzte thematisch auch kein Feld, das nicht bearbeitet wurde, denn dort waren schon die Ingenieure der Fassadenbauer und der Beton- und Stahlbauindustrie tätig, und sie schuf deshalb auch keinen neuen Berufsstand. Die sich damals neu formierenden Kunst- und Fachhochschulen übernahmen zwar später bedeutende Teile der Ulmer Grundlehre, der visuellen Kommunikation und der Produktgestaltung, kaum aber das „Industrialisierte Bauen“. Auch in der Fachpresse kam diese Abteilung kaum vor – ganz im Gegensatz zur Publizität der Abteilung Produktgestaltung.

Hatte eine Abteilung „Architektur“ oder „Bauen“ an der HFG im Rückblick überhaupt eine Berechtigung? Das Bauhaus war zunächst sehr vorsichtig, bevor es mit dem Aufbau der Bauabteilung begann. Hannes Meyer holte dann bald Ludwig Hilbersheimer für den Bereich des Wohnungs- und Stadtbbaus. Mit den spektakulären Bauten des Bauhauses in Dessau, der Siedlung Dessau-Törten, dem Haus am Horn in Weimar und anderen konkreten gebauten Beispielen wurde der Bereich „Bauen“ des späten Bauhauses jedenfalls mit weltweit akzeptierten Innovationen des Bauens verbunden. Das gab es so ausgeprägt in Ulm nicht. Auch war das HFG Gebäude zu seiner Zeit nicht so spektakulär wie die Dessauer

Gebäude zu ihrer Zeit. Umso mehr wäre es auf ausgewiesene und bekannte Personen angekommen. Hätte die HFG einen prominenten Lehrer für den Bereich Stadtbau – z.B. Walter Gropius oder Fritz Schumacher – gewinnen können, hätte die Bauabteilung vielleicht eine ganz andere Entwicklung genommen. Eine Ausrichtung im künstlerischen Bereich in der Fortführung des Bauhauses hätte eine Person wie Gerrit Rietveld als Lehrer ein Profil geben können (worauf Bertus Mulder in seinem Beitrag in dieser Publikation hinweist).

Aber auch in der gewählten Richtung „Industrialisiertes Bauen“ fehlte ein prominenter Lehrer. Leider hatte Wachsmann die Leitung des neu zu gründenden „Instituts für Industrialisiertes Bauen“ 1957 abgelehnt²⁶ und verließ die HFG aus Protest gegen diese Institutsgründung. Gerne wüsste ich etwas mehr über die Gründe, die ihn zu diesem Schritt bewogen haben? Wachsmann wäre eine Person mit hoher Strahlkraft gewesen, die in diesem Feld überragendes vorgedacht hatte. Das Fehlen einer überzeugenden Hauptperson nach Bill und Wachsmann war sicher eines der zentralen Probleme der Bauabteilung, das nur zeitweise durch anregende Gastdozenten ausgeglichen werden konnte.

Auch wohl dadurch erhielten Methoden eine Ersatzfunktion, die den Mangel an pädagogischem Input auszugleichen hatten. Die Methodik der Abteilung Bauen kann jedoch nicht losgelöst von der gesamten HFG bewertet werden. Sie war in etwa identisch mit der Methodik der ganzen Schule: Strukturierung der Kreativität durch Systematik. Eine Systematik, die einerseits Begriffe und Elemente aus der Kybernetik und der Heuristik zur Strukturierung von Problemen und zur Organisation ihres Lösungsprozesses entlehnte, die andererseits aber manchmal auch einen geisttötenden und bürokratisch anmutenden formalen Apparat entwickeln konnte. Es gelang deshalb kaum, die spannenden und euphorisierenden Phasen von Entwurfsprozessen als Auf-

lockerung zu kultivieren. Das Entwerfen ging zu sehr in Details und nach innen und kaum in die gesellschaftlichen Zusammenhänge hinein. Die ursprünglich breitere Zielsetzung für die Abteilung hatte also durchaus ihre Berechtigung gehabt.

Warum zog die Bauabteilung trotz dieser kritischen Aspekte dann doch relativ viele Studenten an und warum haben viele dieser Studenten respektable Karrieren gemacht – als Professoren, Forscher oder Büroinhaber? Löst man den Blick etwas von den Aufgabenstellungen der Bauabteilung und betrachtet die Methodik der Schule und die zusätzlichen Veranstaltungen, findet sich dort eine Erklärung. Für das Bauen wurden Vorlesungen angeboten, die es in ähnlicher Form in jeder anderen Architekturschule und auch am späten Bauhaus²⁷ gab: Werkstoffkunde, Statik, Technische Physik, Baukonstruktion, Haustechnik, Fertigungslehre, Klimatologie. Aber schon die folgenden Fächer weisen aus dem engeren Bereich des Hochbaus weit hinaus: Physiologie, Soziologie, Demographie, Planung und Politische Wissenschaft. Das war schon ein Schritt in Richtung Städtebau und Regionalplanung, ebenso die Übungen Frøshaugs zur Graphenanalyse von Verkehrsnetzen oder die von Wolfgang Schütte betreute Untersuchung zur soziologischen Struktur des Dreisamtales bei Freiburg.

Einen Überbau zum abstrakten Denken in Strukturen und in der Strukturierung von Planungsproblemen lieferten vor allem die Vorlesungen Horst Rittels in Methodologie, Mathematische Operationsanalyse, Wissenschaftstheorie, Spieltheorie. In der Vorlesung zur Methodologie wurden u.a. folgende Themen behandelt: Typologie von Entscheidungsproblemen, Nutzentheorie, Kybernetik, Nutzen-Wert-Ziel, Nutzen und Bedarf, Methodik von Experimenten, Varietät und Stabilität, Topologie. Auch

diese Themen ließen sich weit besser in der Planung und Forschung als im „Industrialisierten Bauen“ anwenden. Man erkennt sofort, dass es sich hier darum handelte, Begriffe und Methoden zu vermitteln, mit denen die komplexe Umwelt verstanden und in ihren Wechselwirkungen abgebildet werden kann – und wie große Aufgaben (auch Teamarbeit) strukturiert werden konnte. Es war eine strukturelle Lehre, die damals wahrscheinlich in Europa einzigartig war, sich der neuesten Forschungen in Amerika, besonders der Kybernetik, bediente, und den Studierenden aller Abteilungen eine Metasprache abstrakter Begriffe vermittelte, die in allen Bereichen einsetzbar war. Diese Sprach- und Analysefähigkeit war das eigentliche Kapital, das die Schule – neben der ästhetischen Kompetenz in der Wahrnehmung und Gestaltung – den Studenten mitgab. Ausser von Rittel wurde von Dozenten wie Maldonado, Frøshaug, Aicher, Fetcher, Kesting oder Jens in unterschiedlichster Form Begriffsbildung und Distanzierungsfähigkeit vermittelt, die einen ähnlichen Effekt hatten.

Es ist geradezu tragisch, dass weder Max Bill noch Otl Aicher den besonderen Wert der Beiträge „der Theoretiker“ für die Erschließung ganz anderer Berufsfelder gewürdigt haben. Oder, anders ausgedrückt, das „Gefangenendilemma“ – also den Widerspruch konkurrierender Interessen – Form gegen Methode – nicht in eine konstruktive Kooperation verwandeln konnten. Umgekehrt gilt aber auch, dass es einigen Theoretikern an Verständnis dafür mangelte, dass beim Gestaltungsprozess neben allen funktionalen oder rationalen Grundlagen immer und logisch zwingend ein Spielraum für das Finden einer angemessenen Form bleiben muss. Der Entwurfs- und Gestaltungsvorgang ist nicht bis in die letzten Entscheidungsäste hinein rationalisierbar. Es schien auch theoretisch nicht klar gewesen zu sein,

dass die „Form“ der „Integrator“ der Funktionen ist, und die äussere Form nicht nur verhüllt, schützt und ordnet, sondern auch Träger einer eigenständigen ästhetischen Botschaft ist. Und diese hat – wie die Braun-Radios jedem zeigten – selbst bei einem minimalistischen Design eine kulturelle Wirkung.

Alles dies war das Umfeld der Abteilungen, auch der Bauabteilung. Die Abteilungen waren Trainings- und Anwendungsfeld der grundlegenden Methoden, die schon in der Grundlehre und in den Vorlesungen vermittelt wurden. Sie wurden dort vertieft und fachspezifisch erweitert. Eine davon losgelöste spezielle Methode der Abteilungen gab es wohl eher nicht. Dies galt eingeschränkt sogar für die Filmabteilung, deren Arbeit durch die Grundlehremethodik deutlich beeinflusst wurde.

Wertet man die Abteilung „Industrialisiertes Bauen“ nicht allein nach ihrer inhaltlichen Ausrichtung, sondern als Trainingsfeld für Studierende, die sich für den Bereich des Bauens interessierten, so war sie für diese Studenten durchaus nützlich, aber doch in etwas anderer Weise, als es das Konzept für die Abteilung vorgesehen hatte. Aber alle profitierten von dem wachen und aufgeklärten Geist an der HFG, von der fortschrittlichen Pädagogik und auch von deren Widersprüchen. Trotz aller Konflikte und Unzulänglichkeiten war die HFG – und damit auch die Bauabteilung – ein klösterlicher Ort, an dem man ungestört denken und probieren konnte, ein Labor der inhaltlichen und persönlichen Experimente, und in den kurzen fünfzehn Jahren ihrer Existenz wohl einer der spannendsten diskursiven Orte zur Gestaltung auf dieser Erde.

Diese Bedingungen waren eine wesentliche Grundlage für die Persönlichkeitsentwicklung der Studierenden, und wenn sie später erfolgreich wurden, dann auch dadurch. Es darf aber nicht ausgeblendet werden, dass ein nicht geringer Teil der

Absolventen mit der Ausbildung und deren Anerkennung schon in Ulm Probleme hatte und später mit der engen Ausbildung der Bauabteilung beruflich schnell an Grenzen stieß. Aus Kontakten weiß ich, dass nicht wenige auch frustriert auf ihre Studienzeit zurückblicken und sich wohl auch deshalb einem persönlichen Rückblick verweigert haben.

Resümee'

Es liegt in der Natur von Reformprojekten wie der HFG, dass sie nicht sofort ihre gültige Form finden, sondern sich ihr in iterativen Schritten annähern. Gerade Reformprojekte benötigen aber eigenständige Geister als Lehrer und Schüler, die ihre Vorstellungen, Erwartungen und Prägungen mitbringen, entwickeln und einbringen. Insofern wäre ein fixierte Struktur von Inhalt und Pädagogik eher ein Problem gewesen. Merkmal solcher Experimente ist vielmehr ein labiles Gleichgewicht, das sich laufend verschiebt, verändert und immer wieder neu gesucht werden muss. In genau dieser latenten Instabilität liegt das Potenzial für Kreativität, weil Erfolge Ziele bestätigen und Veränderungen Freiräume des Experimentierens eröffnen. Die Kunst besteht also darin, Veränderungen und Erfahrungen – auch Misserfolge – zuzulassen und sich dennoch gemeinsam immer wieder der Übereinstimmung in den Kernzielen zu vergewissern. Dafür sind personelle Kontinuitäten der Leitungspersonen besonders wichtig. Es fällt auf, dass im Bauhaus mit dem Weggang von Gropius und dem Wechsel zu Hannes Meyer eine Krise entstand. Auch bei der HFG personalisiert sich die erste Krise in dem Weggang von Max Bill 1957 und die zweite mit der neuen Verfassung von 1961, die kurze Zeit später mit dem Weggang von Rittel u.a. und der Verlagerung von Aichers Entwicklungsbüro nach München auch eine Veränderung in der personellen Präsenz erfuhr.

Hätte also mehr Toleranz in den Inhal-

ten und zwischen den Personen die HFG überleben lassen? Ich denke schon, dass es hätte möglich sein können, sowohl den gestalterischen als auch den methodisch-wissenschaftlichen Weg konkurrierend und sich gegenseitig herausfordernd und befruchtend nebeneinander bestehen zu lassen. Hätte sich die Schule nicht in Lager gespalten, sondern gemeinsam die inhaltlichen und die ökonomischen Herausforderungen angenommen, wäre es nicht zu negativen Presseberichten gekommen und die Kräfte hätten gemeinsam zur Lösung der nicht kleinen Haushaltsprobleme eingesetzt werden können. Der inhaltliche Ansatz der Schule hätte zwar teilweise weiter entwickelt werden müssen, aber er war keinesfalls überholt. Allerdings hätten dabei einige innere Strukturprobleme – wie die Gewinnabführung der Institute, die Anerkennung des Abschlusses der Bauabteilung – mit gelöst werden müssen. Die Berichte in dieser Publikation zeigen jedenfalls, dass die HFG – trotz einiger Probleme, die sie zweifellos hatte – eine Schule war, die in der Verbindung von moralischem Anspruch, Designhaltung und Methodik ihrer Zeit weit voraus war und ihren Studierenden besondere Fähigkeiten des Herangehens an komplexe Aufgaben und an die Erschließung neuer Arbeits- und Berufsfelder mitgab.

Warum war also trotz zahlreicher Probleme und Konflikte die HFG eine der wichtigsten Designschulen der Welt?

Dazu will ich Rene' Spitz zitieren, der die Gründe in fünf Punkte fasst:

1. Grundlagenforschung, Theorie, Methode und Verwissenschaftlichung des Entwerfens.
2. Ulmer Produkte beeinflussten das internationale Design.
3. Das Berufsbild des Designers wurde in Ulm geprägt.
4. Die HFG war ein Schmelztiegel, aus dem viele Designprofessoren in vielen Ländern hervorgingen.
5. Die HFG entwickelte einen er-

weiterten Kulturbegriff des Gebrauchsgegenstandes²⁸

Auszüge aus dem ersten Punkt:

„Warum war die hfg eine der wichtigsten und einflussreichsten design-einrichtungen der welt?erstens leisteten die hfg-angehörigen pionierarbeit für grundlagenforschung, theorie, methode und verwissenschaftlichung des entwerfens; „besonders der bereich der design-methodologie ist ohne die arbeiten der hfg ulm überhaupt nicht denkbar. Das systematische nachdenken über problemstellungen, methoden der auswahl und synthese, die begründung der auswahl von entwurfalternativen – all dies ist heute gemeinsames repertoire der profession design geworden. Die hfg ulm war die erste designschule, die sich ganz bewußt in die geistesgeschichtliche tradition der moderne einordnete. Mit dieser tradition der moderne ist die haltung gemeint, daß jede aufgabe aus sich selbst gelöst werden soll. Dahinter steht die überzeugung von der machbarkeit der welt. weil die moderne welt eine technische, von menschen geschaffene ist. Die hfg hat sich so kompromißlos hieran gehalten und konsequent die gesellschaftlichen, technischen und ästhetischen aspekte einer aufgabe für ihre lösungen bedacht, daß ihr profil „klarer, realer, radikaler war“ als das aller anderen ausbildungsstätten für design. Sie war in der verwissenschaftlichung des gestaltens ihrer zeit um längen voraus und stieß in der folge auf die grundlegenden „konflikte der industriellen moderne von langer dauer (...), die sich bei der gestaltung der dinglichen umwelt und der industriellen fertigung der materiellen kultur unserer lebenswelt ergeben.““

Anmerkungen und Quellen

¹ Vergl. Zur Entstehung der Akademien in Frankreich Hans Ulrich Reck: Von der geschmeidigen Regellosigkeit der Regeln. Einschnitte, Schwellen, Grundierungen, Maximen der neuzeitlich-modernen Künstlerausbildung von der Renaissance bis zur Gegenwart im Techno-Imaginären. Kunsthochschule für Medien Kunst- & Medienwissenschaften Köln, 2001, S.27 (http://www.khm.de/kmw/kit/pdf/regellosigkeit_regeln.pdf)

² heute „Universität der Künste“

³ Damit bezieht er sich deutlich auf die „Zehn Bücher über Architektur“ von Vitruv und auf die zehn Bücher „De Re Aedificatoria, 1452“ von Alberti. Die „Zehn Bücher über Architektur“ Vitruvs bieten die erste umfassende Behandlung der antiken Technik (Zeitmessung, Baumaschinen, Wasserräder, Kriegsmaschinen), Architektur und Raumgestaltung. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Vitruv>)

⁴ Palladio, Andrea: I quattro libri dell'architettura, Venedig 1570 deutsche Übers. Von Andreas Beyer und Ulrich Schütte, Zürich und München 1983

⁵ Durand, J.N.L.: Lezioni di Architettura. Paris 1817, 1819, 1821. CittaStudi. Milano 1986 (übersetzter Nachdruck); J.N.L. Durand (1760–1834): Art and Science of Architecture. New York, 1990. Introduction by Renato del Fusco. First English-language monograph on the architectural theorist of the École Polytechnique.

⁶ Die erste Publikation dazu war das Buch von Reinhard Baumeister „Moderne Stadterweiterungen“, Hamburg 1887.

⁷ Sitte, Camillo: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Wien 1889, Nachdruck bei Birkhäuser 2002

⁸ Curdes, G.; Oehmichen, R. (Hrsg.): Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende: Der Beitrag von Karl Henrici. Deutscher Gemeindeverlag, Köln 1981

⁹ <http://www.deutscher-werkbund.de/31.html>

¹⁰ Freistaat Thüringen, Ebd.

¹¹ Quelle: Homepage Bauhausarchiv

¹² Alle Zahlen nach Curdes, die Abteilung Bauen an der hfg Ulm, Ebd., S. 11. Dort ist auch der Verlauf im Detail genauer dargestellt.

¹³ Inge Aicher rechnete 1952 mit 40.500 DM Einnahmen aus Studiengebühren, 2.500 durch Einschreibgebühren und 54.000 durch Mieteinnahmen. Dies waren immerhin knapp 45% des veranschlagten Etats von 217.000. Nach Spitz 2002, S. 125

¹⁴ Zu diesem Aspekt gibt es leider bisher keine

Untersuchungen. Im HFG-Archiv Ulm stehen, nach einer Auskunft von Marcela Quijano die Ordner mit den abgelehnten Bewerbern, unter denen auch Ferry Porsche gewesen ist.

¹⁵ Spitz, 2002, S. 19

¹⁶ Ebenda, S. 20

¹⁷ Ebd. S. 180

¹⁸ Reck, Hans Ulrich: Von der geschmeidigen Regellosigkeit der Regeln. Einschnitte, Schwellen, Grundierungen, Maximen der neuzeitlich-modernen Künstlerausbildung von der Renaissance bis zur Gegenwart im Techno-Imaginären. Kunsthochschule für Medien, Kunst- & Medienwissenschaften. 2001. (http://www.khm.de/kmw/kit/pdf/regellosigkeit_regeln.pdf)

¹⁹ Eine Forderung zur Aufhebung des „Vorkurses“ und zu dessen Umwandlung in ein erstes Werkstattsemester gab es auch von den „kommunistischen Studierenden“ am Bauhaus 1930. Nach Wingler, op. cit. S. 177

²⁰ Die visuelle Kommunikation der Gesinnung. Zu den grafischen Arbeiten von Otl Aicher und der Entwicklungsgruppe 5 für die Deutsche Lufthansa 1962. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br., vorgelegt von Joerg Crone aus Köln. 1998. Als PDF im Internet: <http://deposit.dgb.de/cgi-bin/dokserv?idn=960915230>

²¹ Curdes, G. Die Abteilung Bauen an der hfg Ulm. 2001, S. 18ff

²² in § 3 der Verfassung von 1950

²³ Quelle: hfg Archiv: Unterrichtsprogramme und Ausstellungskataloge: Dokument 09 – Vorbereitung zum Schulprospekt 1949

²⁴ nach Wikipedia

²⁵ Bill in „Form“ Nr. 6 von 1959

²⁶ Spitz 2002, S. 215

²⁷ Ab 1929 gab der Bauingenieur Alcar Rudelt Statik, Festigkeitslehre, Mathematik, Eisenbeton, Eisenbau, Veranschlagen (Kalkulation), Baukonstruktion. Nach Wingler, op.cit. S.159

²⁸ sinngemäss zusammengefasst nach Spitz 2002, S. 23–27

Im Internet verfügbare neuere Arbeiten zu Bauhaus und HFG

Siegfried Maser: Von der Moral der Gegenstände zur Inszenierung der Moral? In: Geste & Gewissen im Design, Hrg.: Hermann Sturm, Köln, 1997, S. 98 - 110.

<http://www.coburger-designtage.de/inszenierung%20der%20moral.pdf>

Die visuelle Kommunikation der Gesinnung. Zu den grafischen Arbeiten von Otl Aicher und der Entwicklungsgruppe 5 für die Deutsche Lufthansa 1962. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br., vorgelegt von Joerg Crone aus Köln. 1998.

<http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=960915230>

Wilfred Franks: Das Bauhaus – seine künstlerische und gesellschaftliche Bedeutung. Ehemaliger Bauhaus-Student spricht in Sheffield und Liverpool. 5. Januar 2000.

<http://www.wsws.org/de/2000/jan2000/Bauh-j05.shtml>

Zapp, Richard: Design und Designzentren. Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum – Fakultät für Sozialwissenschaft – vorgelegt von Eduard Richard Zapp aus Düsseldorf, Bochum 2000.

<http://www-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/netathtml/HSS/Diss/ZappEduard-Richard/diss.pdf>

Heitmann, Claudia: Die Bauhaus-Rezeption in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1968 – Etappen und Institutionen. Doctoral Dissertation accepted by: Berlin University of the Arts, Department of Fine Arts, 2001-07-10.

http://opus.kobv.de/udk/frontdoor.php?source_opus=1;

http://edocs.tu-Berlin.de/diss_udk/2001/heitmann_claudia.htm

Reck Hans Ulrich: Von der geschmeidigen Regellosigkeit der Regeln. Einschnitte, Schwellen, Grundierungen, Maximen der neuzeitlich-modernen Künftlerausbildung von der Renaissance bis zur Gegenwart im Techno-Imaginären. Kunsthochschule für Medien Kunst- & Medienwissenschaften Köln, 2001

http://www.khm.de/kmw/kit/pdf/regellosigkeit_regeln.pdf

Spitz, Rene: 50 Jahre HfG Ulm und kein Ende. Statement bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Designtheorie und -forschung (dgtf), Köln 21.6.2003.

http://www.wortbild.de/fileadmin/ren_veroeffentlichungen/dgtf_jan2003.pdf

Timo Meisel: Vom Medium Computer zur Theorie des Informationsdesign. Magisterarbeit 2004.

<http://audio.uni-lueneburg.de/texte/meisel-web.pdf>

Das rationale Wunder von Ulm. Martin Krampen, Cünther Hörmann, Die Hochschule für Gestaltung Ulm – Anfänge eines Projektes der unnachgiebigen Moderne.

http://www.wiley-vch.de/ernstsohn/buecher/rezensionen/rez_01647X.pdf

Hans Frei: Das verschüttete Neue. Max Bills Bauten der Hochschule für Gestaltung in Ulm. Neue Zürcher Zeitung 17./18. Dezember 2005, S. 32.

http://www.nextroom.at/article.php?article_id=13644

Martin Bober: Von der Idee zum Mythos. Die Rezeption des Bauhaus in beiden Teilen Deutschlands in Zeiten des Neuanfangs (1945 und 1989). Diss.

Univ. Kassel.
<https://kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-200603157583/1/>

Bauhaus

<http://www.tu-harburg.de/b/kuehn/wg2.html>

